

## **Lectori salutem!**

Das Redaktionsteam der neuen Online-Zeitschrift des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität Budapest begrüßt die Leserinnen und Leser.

Wir haben die Zeitschrift FILOGI in der Hoffnung gegründet, einerseits einen umfassenden Überblick über die vielfältigen Forschungen an unserem Institut in den Bereichen der Germanistik, der Nederlandistik und der Skandinavistik zu geben, andererseits auch Kolleginnen und Kollegen im In- und Ausland eine anspruchsvolle Publikationsmöglichkeit zu geben.

Die Zeitschrift wird nach den ersten Plänen mindestens einmal jährlich erscheinen. Wir werden uns jedoch sehr freuen, wenn so viele Beiträge eingereicht werden, dass wir in einem Jahr auch mehrere Nummern veröffentlichen können.

Die veröffentlichten Beiträge werden von zwei Gutachtern begutachtet. Der Herausgeberrat entscheidet über die Annahme des Beitrags. FILOGI verlangt von den Autoren keine Publikationsgebühr.

Wir freuen uns, Sie als einen unserer Autoren begrüßen zu dürfen.

*Das Redaktionsteam der Zeitschrift **FILOGI***

**Sandra Reimann (Oulu/Regensburg):**

**Unternehmenskommunikation heute und interkulturell:  
Angewandte Linguistik am Beispiel Deutsche Sprache in  
Unternehmen in Ungarn  
– Entwurf eines Projektseminars –**

**1 Hinführung**

„Für Ungarn ist Deutschland der wichtigste Wirtschaftspartner. Umgekehrt ist aber auch Ungarn in vielen Bereichen wichtiger Markt, Beschaffungsquelle und Produktionsstandort für deutsche Unternehmen.“ (Zitat der Deutsch-Ungarischen Industrie- und Handelskammer, <https://www.ahkungarn.hu/wirtschaftsdaten/>.  
Letzter Zugriff am 29.10.2018)

Die folgenden Ausführungen stellen das Konzept eines thematischen Seminars zur interkulturellen Unternehmenskommunikation aus der Perspektive der „Angewandten (germanistischen) Linguistik“ im Deutsch-als-Fremdsprache-Studium dar.<sup>1</sup> Im Mittelpunkt stehen exemplarisch sprachwissenschaftlich-funktionale Analysen zu aktuellen Texten der Unternehmenskommunikation. Es werden Fragen zum Korpus, zur Methodik und zum thematischen Hintergrund erläutert.

Aus der Sicht der deutschen Sprachwissenschaft ist dabei mit Blick auf das Seminarthema zunächst relevant, wie sich der Einsatz der deutschen Sprache in den Texten der Unternehmenskommunikation (schriftlich, mündlich) – in Ungarn – zeigt. Heute ist tendenziell eine Ausrichtung der Kommunikation in Unternehmen auf Globalisierung (interkulturelle Perspektive) zu erwarten (Stichwort: Internationale Wirtschaftskommunikation). Außerdem sind in jüngerer Zeit neue Textsorten/neue Medien/neue Kontexte für bestimmte Textmuster entstanden (z.B. Schach 2015). Eine Fokussierung auf „Analysen von Textsorten aktuell“ im Rahmen der Unternehmenskommunikation bietet sich in diesem Ko(n)text also an und dürfte auch bei den Studierenden aufgrund ihres Umgangs mit neueren Kommunikationsformen gut ankommen.

Ungarn wirbt im eigenen Land für die deutsche Sprache beispielsweise mit der Kampagne „Deutsch.Karriere.Erfolg“ (<https://deutsch-karriere-erfolg.com/>).

---

<sup>1</sup> Entsprechende Zusatzkenntnisse zur Unternehmenskommunikation können auch ein Vorteil bei der Job-Suche in der freien Wirtschaft für Studierende der Germanistik sein (siehe zu Berufsperspektiven auch Korencsy 2018). Zu praxisorientierten Unterrichtsformen im Studium siehe z.B. Burel 2016.

Letzter Zugriff am 03.07.2019). Zum Hintergrund bzw. Ziel dieser Initiative erklärt Daniel Hirsch (DUIHK, Budapest) per Mail:

„Ferner möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch auf die Deutsch.Karriere.Erfolg-Kampagne der drei deutschsprachigen Botschaften in Ungarn lenken, in deren Rahmen Unternehmen, Gemeinden und Organisationen die Bedeutung der deutschen Sprache für den Arbeitsmarkt betonen. Ferner werden im Rahmen der Kampagne Jobs und Events mit Deutsch-Bezug beworben. Die Hauptkordinatorin der Kampagne ist Frau Dr. Györgyi Germán (die zugleich Direktorin des Budapester Zentrums der FernUni Hagen ist), [gyorgyi.german@fernuni-hagen.de](mailto:gyorgyi.german@fernuni-hagen.de), +36 1 4110939“ (Hervorhebung S.R.).

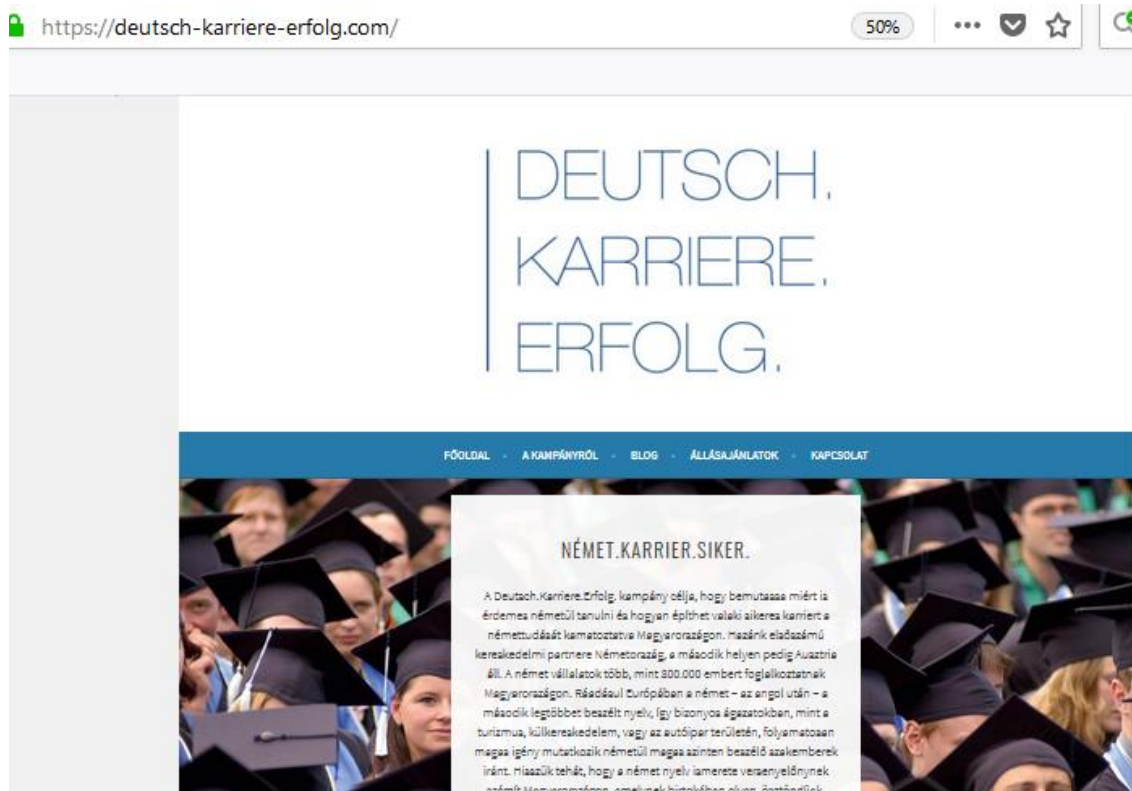


Abb. 1: Homepage der Kampagne „Deutsch.Karriere.Erfolg“.

Kritisch zu sehen ist m.E., dass die Website grundsätzlich ausschließlich in ungarischer Sprache gestaltet ist. Ausnahmen sind z.B. bestimmte Stellenanzeigen: Die deutsche Sprache wird hier als Anforderung für Jobs genannt. Ein Beispiel ist folgende Stellenanzeige auf Facebook:



Abb. 2: Stellenanzeige auf der Facebook-Seite der Kampagne „Deutsch.Karriere.Erfolg“, <https://www.facebook.com/Deutsch.Karriere.Erfolg/>.



Abb. 3: Stellenanzeige auf der Facebook-Seite der Kampagne „Deutsch.Karriere.Erfolg“, <https://www.facebook.com/Deutsch.Karriere.Erfolg/>. Letzter Zugriff am 02.11.2018.

Methodisch bieten sich folgende sprachwissenschaftliche Bereiche für einen solchen Kurs mit Studierenden an: Textlinguistik, Textsorten in der Wirtschaft (mit unterschiedlichen Funktionen, z.B. Informations- und Appellfunktion bei Produkt-Vorstellungen, Bewertungsfunktion auf der Unternehmens-Website unter der Rubrik „Bewertungen“), Interkulturelle Kommunikation, Sprache und Gesellschaft, gegebenenfalls auch Übersetzen (siehe auch „4 Seminarplan – ein Vorschlag“).

## **2 Standortbestimmung**

### 2.1 Zur Definition von *Unternehmen*

Im Projektseminar ist zunächst eine Definition von *Unternehmen* vorzunehmen. Im Sinne der Auswertung der funktional ausgerichteten Textsortenanalysen muss generell festgehalten werden, dass ein (mögliches) Ziel der Unternehmen die Gewinnmaximierung ist. Deshalb wird die Appellfunktion in der Kommunikation mit der Zielgruppe eingesetzt und mutmaßlich auch bei den zu untersuchenden Texten eine wichtige Rolle spielen.

### 2.2 Zur Unternehmenskommunikation

Beschäftigt man sich mit Unternehmenskommunikation, so ist zu unterscheiden zwischen der Kommunikation mit unternehmensexternen Zielgruppen (Marktkommunikation/Werbung sowie Öffentlichkeitsarbeit/PR) – z.B. Texte auf Unternehmens-Websites und in Sozialen Medien – und unternehmensinternen Zielgruppen (= Mitarbeitern/Mitgliedern des Unternehmens: Organisationskommunikation): z.B. Mitarbeiterzeitschrift online, Intranet)<sup>2</sup>.

Unternehmenskommunikation wird folgend als Beispiel für Angewandte Linguistik (Pragmatik) untersucht: Wir befinden uns dabei an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und kommunikativer Praxis. Material zum Thema des Kurses sind („neue“) Textsorten im Kontext der Unternehmenskommunikation. Dabei kann als erster Schritt die deutsche Sprache in Unternehmen in Ungarn im Fokus stehen bzw. die gemeinsame Basis für vergleichende Analysen sein.

---

<sup>2</sup> Zerfaß <sup>3</sup>2010; unterschiedliche Definitionen in der Literatur (siehe z.B. auch Bruhn 2005, Gabler Wirtschaftslexikon: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/>).

### 2.3 Ziele der Analysen (DaF-Studium)

- Kennenlernen der betrieblichen Kommunikation
- Text(sorten)kompetenz: deutschsprachige Texte verstehen (Themen, Funktion, Zielgruppen, Zuordnung zu Textsorten) und somit
- Sicherheit/Angemessenheit bei der Interpretation von Kommunikationsabläufen (siehe z.B. Homonymie/Polysemie, Metaphern, Phraseme, Fach- und Kurzwörter)
- Im Anschluss: Texte gegebenenfalls funktional-kontextbezogen bewerten (z.B. medien- oder zielgruppenspezifisch passende Aufbereitung von Inhalten in verschiedenen Textsorten, Kommunikation von Alleinstellungsmerkmalen, „Corporate Wording“); ggf. Handlungsempfehlungen geben
- Sprachliche – auf Interkulturalität bezogene –Besonderheiten<sup>3</sup> (z.B. Themenwahl, Zielgruppenspezifika, ...)
- Im Anschluss Möglichkeit, die Perspektive der Textproduktion einzunehmen (Job-Einstieg in der Wirtschaft)

### 3 Möglicher Fokus des Seminars: Deutsche Sprache in Unternehmen in Ungarn

Die in Frage kommenden Unternehmen sind bezüglich ihres Bezugs Ungarn – Deutschland folgende:

- Ungarische Unternehmen: Geschäfte mit Deutschland (Export)
- (Internationale) Unternehmen mit Sitzen/Büros in der ganzen Welt (also auch in Ungarn und Deutschland)
- Deutsche Unternehmen in Ungarn.

#### 3.1 Erste Sondierung der Sachlage – Interviews/Statements zum Status quo

Um dem Umgang mit der deutschen Sprache in der Unternehmenskommunikation in Ungarn näher zu kommen, wurde gezielt an Firmen und andere Institutionen herangetreten. Dies konnte nur punktuell geschehen; dabei war es der Verfasserin wichtiger, intensiver und gezielt mit einzelnen Betrieben, Behörden, Verbänden usw. im Kontakt zu sein als quantitativ<sup>4</sup> zu arbeiten, auch wenn repräsentative Daten ein anschließendes Arbeitsziel sein könnten.

<sup>3</sup> Siehe z.B. aus eher unterhaltsamer Perspektive Hang / Seifried-Otte 2010.

<sup>4</sup> Eine Erhebung zur Sprachenpolitik von Unternehmen in Ungarn hat Ottó Korrency (2018: 127-136) durchgeführt. Aus diachroner Perspektive ist auch die Untersuchung von András Komáromy (2010) äußerst hilfreich. Zur Situation in Tschechien siehe die Studie von Dovalil (2018).

## Ungarische Botschaft in Berlin: Hintergründe zu Unternehmen in Ungarn

„die deutsch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen sind vielfältig und komplex, die Zahl der deutschen Unternehmen in Ungarn war letztes Jahr um die 730 (2017). Die wichtigsten deutschen Investoren in Ungarn können Sie z.T. der Liste über die sog. „Strategischen Partnerschaften“ entnehmen, welche die zwischen der Regierung Ungarns und der wichtigsten Investoren in den letzten Jahren abgeschlossen wurden [...], S.R.]. Die Liste aktualisiert und veröffentlicht die Botschaft von Ungarn auf unserer Webseite unter folgendem Link: <https://berlin.mfa.gov.hu/deu/page/nemet-magyar-gazdasagi-kapcsolatok>“ (Orsolya Szászi, Referentin | Wirtschaftsförderung, Botschaft von Ungarn in Berlin | Magyarországi Nagykövetsége Berlin, Mail vom 04.10.2018)<sup>5</sup>

## Villeroy & Boch (Ungarn): Englisch als offizielle Unternehmenssprache

„At our company the official business language is English. However, on the phone and in daily e-mails our coworkers also use German with the German colleagues.  
There are colleagues that speak German, too. It depends on the position if German as a foreign language is a requirement.“ (Edit Kiss, Manager of Secretariat Villeroy & Boch Magyarország Kft., Mail vom 31.10.2018)

## Siemens (Ungarn): Ungarische und englische Sprache

„Siemens in Ungarn benutzt meistens die Ungarische und die englische Sprache in der offiziellen Kommunikation. Externe Kommunikation ist Ungarisch und interne ist ungarisch und englisch.  
Obwohl wir mehrere deutsche Kollegen hier in Ungarn haben, mit ihnen reden wir auch meistens auf Englisch. Es ist keine Grundvoraussetzung, dass man als Ungarn bei Siemens deutsch spricht, aber Deutschkenntnis ist immer ein Vorteil. In der täglichen Kommunikation mit Deutschland und Österreich kommt es vor, dass wir deutsch benutzen.“ (Adrienn Viragh, Kommunikationsleiterin Siemens Ungarn, Mail vom 12.10.2018)

„In official communications in Hungary we hardly ever use German language (neither external nor internal comms).  
The only exception is when we present German language publications anyway (for example once ran a German language advert in Budapest Zeitung which is

---

<sup>5</sup> Weiter wird verwiesen auf folgende Websites: für Kontakte in der Hotelwirtschaft und Gastronomie die Ungarische Tourismusagentur MTÜ (Magyar Turisztikai Ügynökség, <https://mtu.gov.hu>) oder der jeweilige Fachverband: Magyar Szállodák és Éttermek Szövetsége (Verband der Hotels und Restaurants in Ungarn) – HAH [www.hah.hu](http://www.hah.hu); die Mitgliederliste aller Hotels findet sich unter <http://www.hah.hu/tagjaink/a-tagsag/szallodak> und der Restaurants und Konditoreien unter <http://www.hah.hu/tagjaink/a-tagsag/ettermek-cukraszadk>.

the major German language publication in Hungary; or when we present publications of the German – Hungarian Chamber of Industry and Commerce.) Otherwise everything is Hungarian and / or English.” (Mag. Claus Gerhalter, Siemens Aktiengesellschaft Österreich CC EAF RC-AT EI, Mail vom 24.09.2018)

*Robert Bosch* (Ungarn): Englisch als offizielle Unternehmenssprache, Vorteil: Deutschkenntnisse (z.B. im Kontakt mit deutschen Kollegen)

„As an international company, Bosch holds its employees’ language skills to be of similar importance to their professional skills. In addition to constant contacts with our German colleagues, nearly all areas have day-to-day working communications by phone, in writing and by personal meetings, with Bosch operations throughout Europe and beyond. That includes development, manufacture, sales, logistics and administrative departments. Active language skills, particularly in English, are therefore essential in Bosch, including all of the Group’s nine subsidiaries in Hungary. Although Bosch is a German company, English is the official worldwide language of the Group, but a knowledge of German is naturally an advantage.

We have an internship programme in Bosch that has been working well for many years and is very popular among students. It offers many opportunities for students, all accessible on the company’s careers website. If the question specifically concerns the corporate communication department, we are currently operating with full capacity, with two interns assisting us in our work.” (Mónika Hack, Corporate communication (C/CCR-HU), Robert Bosch Kft. | P.O. Box 331 | 1475 Budapest | HUNGARY | www.bosch.hu, Mail vom 09.10.2018)

*ABT Treuhand Group* (Ungarn, Budapest): englischsprachige Mail, klare Relevanz der deutschen Sprache im Tagesgeschäft

„How relevant is the German language in your daily work in Hungary (for example, in contact with Germany or colleagues in Switzerland)? All our senior colleagues use either English or German language in their daily work. About 50% of our clients prefer German language communication.

In which text types do you use the German language in your company? Mostly in topics concerning accounting, auditing, tax related subjects. We write e-mails, price offers and advisory materials.

Do you have German-speaking staff or are you looking for German speaking staff? We hire new colleagues every year, but we do not have any open positions at the moment.” (Krisztina Dávid, HR Manager, Ungarn, Mail vom 12.10.2018)

„Besondere” Situation bei *AUDI*, Győr

- u.a. deutsche Schule (Lehrpläne nach der deutschen Kultusministerkonferenz): 95% ungarische Kinder, 70% mit Audi-Bezug; erstmals Abiturienten in diesem Jahr
- alle Unternehmensunterlagen (auch) auf Deutsch



- Stellen im Unternehmen auch für Geisteswissenschaftler/-innen (Personal, Bildung, Kommunikation) (Telefonat mit Péter Löre, Leiter Unternehmenskommunikation und Regierungsbeziehungen, Studium der Germanistik in Szeged, am 15.10.2018)

*Märklin, Győr* (Hauptsitz: Göppingen/Schwaben; Hersteller von Modelleisenbahnen)

„In unserem ungarischen Werk hat die deutsche Sprache einen großen Stellenwert. Alle besetzten Schlüsselpositionen sprechen deutsch. Die Kommunikation zwischen den Werken ist Deutsch und/oder Englisch.“  
(Gerlinde Kürner, Assistenz der Geschäftsführung, Gebr. Märklin & Cie. GmbH, Göppingen, Mail vom 06.11.2018)

*Ungarischer Hotelverband: hohe Bedeutung der deutschen Sprache in Budapest und am Plattensee (Tourismus!)*

„Die deutsche Sprache spielt eine wichtige Rolle in der ungarischen Hotellerie und Gastronomie, weil die Zahl der deutschen Gäste sehr hoch ist. In 2017 die Zahl der deutschen Gästenächte in den Hotels in Ungarn war mehr als 1,5 Million, damit waren sie an der ersten Stelle unter den ausländischen Gästen. Zirka 40% der Deutschen besuchten unsere Hauptstadt Budapest, aber daneben verbrachten viele 1 - 2 Wochen in unseren Kurorten – wie Hévíz, Sárvár, Bükfürdő, usw. – oder am Plattensee hauptsächlich im Sommer. Man kann sagen, dass die deutsche Sprachkenntnisse für alle unseren Angestellten wichtig ist, die mit den Gästen in Kontakt sind. Die sind die Mitarbeiter der Verkaufsabteilung, der Zimmerreservation, der Reception, der Service in Restaurants, usw. In erster Linie müssen sie etwas Deutsch sprechen können, Telefonbesprechungen abwickeln, aber auch Mails beantworten, schreiben. Ich muss auch bemerken, dass immer mehr Gäste aus der ganzen Welt, auch aus Deutschland etwas Englisch sprechen, deshalb ist die Nutzung der Deutschen Sprache in den vergangenen Jahren etwas zurückgegangen. Daneben ist auch die Zahl der Jungen, die Deutsch lernen, weniger geworden.“

(Istvan Kovacs, Generalsekretär des Ungarischen Hotelverbandes (Hungarian Hotel and Restaurant Association) 1123 Budapest, Jagelló út 1-3. Web: [www.hah.hu](http://www.hah.hu), [www.hotelstars.hu](http://www.hotelstars.hu), Mail vom 12.10.2018)

*Continental Hotel Budapest: vorrangig englischer Sprachgebrauch*

„Mit der Digital-Welt und mit der Globalisierung die „gemeinsame Sprache“ ist unsere gesamte Software Englisch, wie z.B. PMS (Property Management System – das ist die Software der Reservierung, Front Desk – auch kein richtiger deutscher Ausdruck dafür -, Kasse), dann Revenue System, Channel Management System, Central Reservation System, Rate Shopper System usw.). Es sind keine Übersetzungen für diese Ausdrücke auch in der ungarischen Sprache, aber ich glaube auch in der deutschen nicht. Die Korrespondenzen sind automatisiert mit Standard-Texten, die vielleicht bei der Reservierung deutsch gehen, aber bei uns schon übersetzt auf

Englisch oder Ungarisch (man kann die Sprache einstellen) ankommen (z.B. Booking.com oder HRS oder Expedia).

Wir beantworten zum Beispiel alle Social Media Bewertungen (reviews) in englischer Sprache, da diese Bewertungen öffentlich sind und abgesehen woher die Bewertung kommt (man kann das sowieso einfach – mit einem click - mit Google translator übersetzen) die Mehrheit der potentiellen Gäste nur englisch versteht, so antworten wir englisch.

Die neuen Generationen (X, Y, Z usw.) lernen alle Englisch und selten Deutsch. Ich finde kaum Angestellte, die eine zweite Sprache sprechen, obwohl es meistens Deutsch ist, aber die anderen Sprachen (französisch, spanisch, russisch) sind viel mehr geliebt wie früher.

Auch die deutschen Gäste sind schuld daran, dass die deutsche Sprache nicht mehr benützt wird. Die meisten deutschen Gäste (außer vielleicht einige ältere Gäste) sprechen englisch und die fangen ein Gespräch schon englisch an! Natürlich sind die Gäste sehr dankbar, wenn jemand mit Ihnen deutsch spricht, aber Sie erwarten es nicht mehr.“ Zoltán GÉHER, General Manager | Continental Hotel Budapest\*\*\*\*Superior (Mail vom 16.10.2018)

### Hotel *Európa fit* in Hévíz: deutliche Relevanz der deutschen Sprache

„Die meisten, die bei uns beschäftigt sind, sprechen gut Deutsch (80%), muss auch so sein, da 40-45% der Nächtigungen aus Deutschland und Österreich kommen. Alle Mitarbeiter die mit Gästen kommunizieren, sind sehr gut in Deutsch. Alle Formulare, die die Gäste vor Ort ausfüllen müssen, sind natürlich in Deutsch auch vorhanden. Ebenfalls, alle Informationen, wie zB. Dienstleistungen A-Z, Speisekarten, AGB usw. sind auch in Deutsch vorzufinden.

Da wir auch Kurhotel sind, passiert der ganze Kur-Ablauf auch in Deutsch: Ärztliche Untersuchung, Anamnese, Behandlungsplan, mündliche Kommunikation mit dem Fachpersonal, alles in Deutsch.

Die Rezeption ist in 24 Stunden mit Kollegen besetzt, die Deutsch können.

Bereits die Reservierung kann in Deutsch vorgenommen werden, sowohl schriftlich, als auch telefonisch.

Wir arbeiten mit diversen Reiseveranstaltern aus Deutschland zusammen, also im Bereich Sales und Marketing ist Deutsch ein absolutes MUSS.

Die Kollegen reden natürlich Ungarisch unter sich ...

Generell kann ich sagen, dass in Hévíz und rund um den Balaton gut Deutsch gesprochen wird, allerdings, wir werden ernsthafte Problemen haben, da der Nachwuchs nicht mehr so gerne Deutsch als Fremdsprache lernt, English übernimmt es hier auch in unserer Region. Wir sagen für die jüngere Generation immer wieder, wenn die gut Deutsch lernen, sie werden im Tourismus langfristig eine Stelle haben.“

26.10.2018 (László Könyvid, General Manager)

### Resümee – Aufgaben und Anregungen:

Systematische Aufarbeitung des Status quo: Gebrauch der deutschen Sprache (siehe z.B. auch die genannten Informationsstellen der ungarischen Botschaft in Berlin)

- je nach Unternehmensform: Hotels (Dienstleister) funktionieren evtl. anders als produzierende Unternehmen
- je nach Region
- je nach Kontaktart zwischen Ungarn und Deutschland (siehe teils oben):
  - Ungarische Unternehmen: Geschäfte mit Deutschland (Export)
  - (Internationale) Unternehmen mit Sitzen/Büros in der ganzen Welt (also auch in Ungarn und Deutschland)
  - Deutsche Unternehmen in Ungarn (auch deutsche Restaurants in Ungarn)
  - Ungarische Firmen in Deutschland; untersuchenswert sind in diesem Zusammenhang auch Internetshops bzw. deren Websites für die deutsche Zielgruppe (z.B. [www.ungarnmarkt.de](http://www.ungarnmarkt.de) sowie [www.ungarnladen.de](http://www.ungarnladen.de) (auch auf Facebook).

### 3.2 Fallbeispiel: Ungarisches Hotel mit deutschsprachigen Gästen

Hotel *Európa fit* in Hévíz (Nähe Plattensee), (deutschsprachige Website: <https://www.europafit.hu/de/>)

- zur Relevanz der deutschen Sprache bei *Európa fit* siehe 3.1 (Mail von László Könnyid)
- Zusendung von Exemplaren verschiedener Textsorten in (auch) deutscher Sprache (Angebot, Reservierungsbestätigung, Informationsmappe, Meldeblatt, Informationen im Badezimmer, Preisliste der Wellnessbehandlungen)

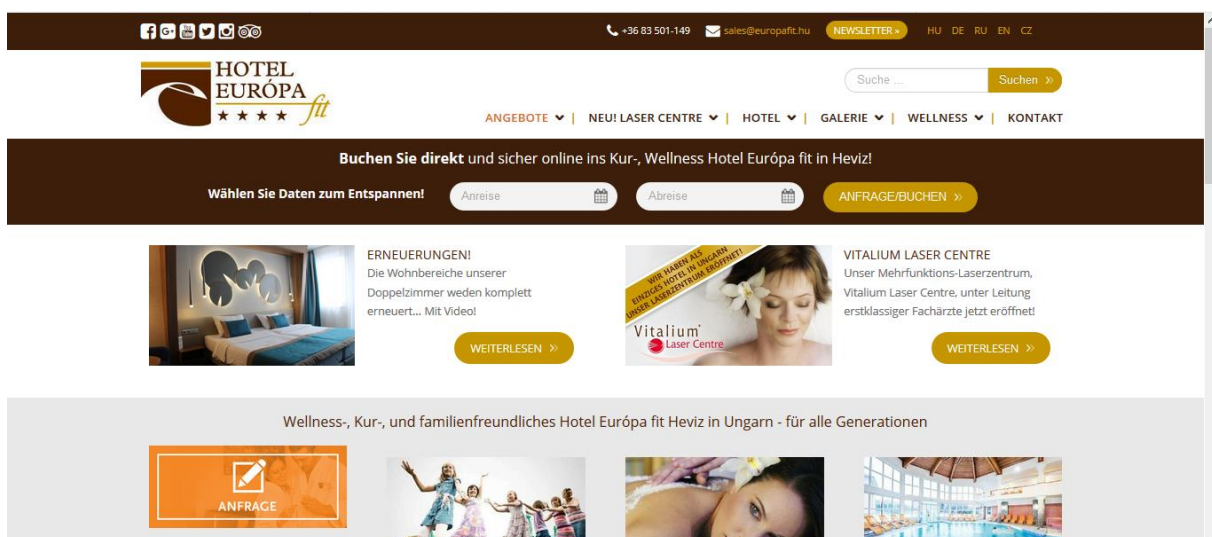


Abb. 4: Homepage/Eröffnungsseite der Website des Hotels *Európa fit* in Hévíz. Letzter Zugriff am 08.07.2019.

Beispiel: Textsorten-Analyse einer Newsletter-Ausgabe

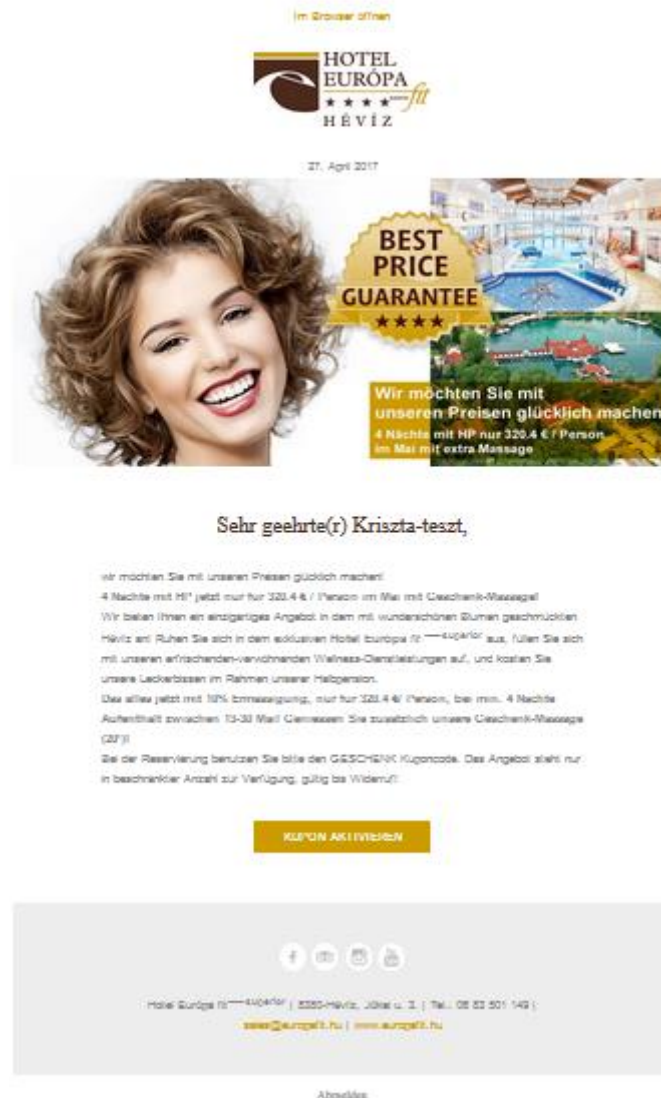


Abb. 5: Beispiel Newsletter (deutschsprachig) des Hotels *Európa fit* in Hévíz vom 27.04.2017 (zugeschickt am 28.10.2018).

3.2.1 Methode für eine ganzheitliche Analyse: Perspektive der Textgrammatik

Ein Ziel der Textgrammatik ist es, Texte (als Exemplare von Textsorten) gesamthaft und im Kontext zu analysieren, u. a. geht es dabei um die Ermittlung der Textthemen und Textfunktion(en). Die Textgrammatik beschreibt die Vernetzung sprachlicher Einheiten zu einem (kohärenten/zusammenhängenden) Text, u.a. durch Wiederholungen (= Rekurrenz); dazu sind alle Einheiten des Sprachsystems aktivierbar: Phonie, Orthographie, Lexik, Syntax, Semantik.

Weiterführend kann man dann die Perspektive der Produktion (Anleitung zur Herstellung eines Textes) einnehmen: Wie verfasst man einen zusammenhängenden (= kohärenten) Text?

Grundbegriffe der Textgrammatik sind Kohärenz, Referenz, Transphrastisches Prinzip und Rekurrenz (diese Termini müssen im Kurs geklärt werden; außerdem wäre es hilfreich ein ganzheitliches textgrammatisches Analysemodell bereitzustellen).

Eigentlich und im engeren Sinn geht es um die Frage: Wie kommt der rote Faden in den Text? (Greule/Reimann 2015; Brinker / Cölfen / Pappert <sup>8</sup>2014).

### 3.2.2 Analyse (Ausschnitte)

Folgend wird eine exemplarische textgrammatische Analyse des oben genannten Newsletters vorgenommen.

#### a) Textexterne Faktoren

Man beginnt mit den textexternen Faktoren (Pragmatik: Analyse im Kontext: u.a. von Kommunikationssituation, Funktion, Zielgruppe, Medienspezifika ...).

Kommunikationssituation:

Betreiber des Hotels *Európa fit* in Hévíz wenden sich an interessierte (!) Rezipienten (→ Leser-Aktivität als Voraussetzung zum Empfangen des Newsletters → „High Involvement“).

Zielgruppe (des deutschsprachigen Newsletters):

potentielle Hotel-Gäste v.a. in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Funktion(en):

Interesse für Hotel wecken (Übernachtungen buchen!).

Vorläufig ist von der Appellfunktion auszugehen (gegebenenfalls lässt sich das nach der Analyse bestätigen); außerdem findet sich die Kontaktfunktion (Beginn: *Sehr geehrte(r)* ...)

#### b) Stilistisches zur Textsorte Newsletter (Medienspezifika)

Der Newsletter ist als Teil der externen Unternehmenskommunikation zu verstehen. Der Rezipient muss aktiv werden und eine Anmeldung zum Empfangen des Newsletters vornehmen, so dass von „High Involvement“ ausgegangen werden kann.

„Ein Newsletter ist eine regelmäßige, anlassbezogene Kommunikationsform, die per E-Mail an die Rezipienten versendet wird. Die Leser müssen ihre Zustimmung zum Erhalt des Newsletters geben und diesen auch jederzeit wieder abbestellen können. Newsletter werden im klassischen Online-Marketing, in der Medienarbeit, der internen Kommunikation und der direkten Kommunikation mit diversen Stakeholdern eines Unternehmens eingesetzt.“ (Schach 2015: 194)

Struktur: Newsletter-Kopf (mit Betreff!), Newsletter-Körper, Newsletter-Fuß (mit Möglichkeit zur Abmeldung, Impressum).

c) Vernetzung im Text

Wichtige Instrumente zur Vernetzung sind die Wiederaufnahme/Rekurrenz der Referenz sowie die Rekurrenz von Inhalten: Auf wen/was sowie auf welche Inhalte wird besonders häufig Bezug genommen (erhöhte Relevanz)? Die Ergebnisse dienen als Grundlage bei der Formulierung des Textthemas (als Verdichtung der Inhalte und Referenzen).

- Wiederaufnahme/Rekurrenz (Wiederholung) der Referenz:

Welche „Protagonisten“ kommen wiederholt vor?

Wie wird auf sie Bezug genommen (= referiert)?

Referenz auf **Produkt** (= Hotel *Európa fit*, Hévíz):

*ein einzigartiges Angebot in dem mit wunderschönen Blumen geschmückten Hévíz, in dem exklusiven Hotel Európa fit \*\*\*\* superior, mit unseren erfrischenden-verwöhnenden Wellness-Dienstleistungen, unsere Leckerbissen im Rahmen unserer Halbpension, unsere Geschenk-Massage*

- (positiv konnotierte) Ausdrücke zum Hotel (Dienstleistungen usw.) über den gesamten Text verteilt → Hotel steht im Mittelpunkt des Newsletters

Referenz auf **Zielgruppe**:

*Sie* (7x), *Ihnen* (1x)

- Personalpronomina, Deiktika
- Direkte Anrede, aber Adressaten unspezifisch; Aufforderungshandlungen im Imperativ
- Textsortenstruktur (-muster) erinnert an Brief/Mail

Referenz auf **Sender**:

*wir* (*möchten*), (*mit*) *unseren* (*Preisen*), *Wir* (*bieten*)

- Personalpronomina, Deiktika
- geringe Frequenz
- **Unternehmensbezug weniger wichtig als Bezug auf „Produkt“ (Hotel) und Adressaten/Zielgruppe**

- Rekurrenz (Wiederholung) von Inhalten (Semantik): **Worum geht es in dem Newsletter? Herausarbeiten der Themen**

Im Rahmen der Textsemantik über **Isosemie-Ebenen**: Suche nach Semen (semantic markers), die sich wiederholen (also mehrfach vorkommen)

Beispiele aus dem Newsletter:

**„auf schenken/Geschenke bezogen“:** *mit extra Massage, Geschenk-Massage (2x), Geschenkkupon (in der „Überschrift“), GESCHENK Kuponcode,*

**„auf Preis/Kosten/Geld bezogen“:** *4 Nächte HP 320.4 €/P (in der „Überschrift“), (Wir möchten Sie) mit unseren Preisen (glücklich machen) (2x, teils hervorgehoben), jetzt nur für 320,4 € (2x), mit 10% Ermässigung,*

**„auf Verkauf/Kauf bezogen“:**

- **positiv konnotierter Wortschatz:** *BEST PRICE GUARANTEE, (ein) einzigartiges (Angebot), (mit) wunderschönen (Blumen), (mit unseren) erfrischenden-verwöhnenden Wellness-Dienstleistungen, (unsere) Leckerbissen, Geniessen Sie*

Emotionswortschatz: *(wir ...) glücklich (machen!) (2x)<sup>6</sup>,*

- **alle Nennungen des Hotelnamens**

→ Betonung der **Appellfunktion!**

**„auf Auszeichnungen bezogen“:**

\*\*\*\* (4x, unterschiedlich hervorgehoben), *BEST PRICE GUARANTEE*

- Zur Bildanalyse

Abbildung – vermutlich – des Wellness-Bereichs und somit im Hinblick auf den Fließtext **Sprache-Bild-Parallelisierung (und -Vernetzung)**; weitere Abbildung: Thermalsee in Hévíz (Vogelperspektive) ohne Wiederaufnahme im Text!

Abbildung des Kopfs einer Frau:

Stellvertreterfunktion: für Sender (= Hotel) oder Zielgruppe (potentielle Gäste)? Im Rahmen der Text-Bild-Typologie von Hartmut Stöckl handelt es sich dabei um das „Comicmuster des Sprache-Bild-Bezugs“ (Stöckl 2004, 272): Abbildung einer Person mit zugehörigem Text als Zitat dieser Person. Janich (<sup>6</sup>2013: 254) fasst diesen Bezug als „Figurenrede“ zusammen.

Ein Ergebnis ist das Herausarbeiten des übergeordneten Themas (über die Referenz und die Iosemie-Ebenen), das so formuliert werden kann:

Wir (die Betreiber des ausgezeichneten Hotels *Európa fit* in Hévíz) bieten Ihnen ein tolles, preiswertes Wellness-Übernachtungspaket an – Geschenke inklusive!

<sup>6</sup> Zur Klassifikation von Emotionen aus sprachwissenschaftlicher Sicht siehe z.B. Schwarz-Friesel <sup>2</sup>2013.

Die (vorrangig aus der Werbung bekannte) Appellfunktion steht also im Vordergrund.

#### 4 Seminarplan – ein Vorschlag

- a) Organisation, Einführung, Theorie, Methodik,<sup>7</sup> Korpusbeschaffung, Literaturhinweise, Informationen zur Präsentation und zur Abfassung der Seminararbeit („Leitfaden“), Besprechung/Vorstellung der Präsentationsthemen und -termine und Zuteilung (Referierende und Koreferierende), mögliche Fragestellungen
- b) Diskussion erster Ideen der Studierenden zu ihren Themen (mit Fragestellung)
- c) Exkursion zu einem Unternehmen/Hotel sowie Vor- und Nachbereitung<sup>8</sup>
- d) Präsentationen der vorläufigen Seminararbeit durch die Studierenden; Koreferat durch Studierende; Rückmeldung der Dozentin/des Dozenten

---

<sup>7</sup> Relevante sprachwissenschaftliche Bereiche sind **Pragmatik** (ggf. mit Gesprächsanalyse), **Textsortenanalysen** (Textfunktionen, Textgrammatik und Textsemantik, **Medien- und Textsortenspezifika**), Einführung in die Hotelkommunikation, Einführung in die **Werbekommunikation** (wichtiges Ziel der Unternehmen: Appell zum Kauf ihrer Produkte), **Emotionslinguistik** und Einführung in die **Experten-Laien-Kommunikation (und Fachkommunikation)**.

Zur Hotelkommunikation gehört beispielsweise die Kommunikation an verschiedenen Plätzen im Hotel mit unterschiedlichen Beteiligten/Rollen (z.B. Mitarbeiter und Gast, aber auch Mitarbeiter und Mitarbeiter) und entsprechend in verschiedenen Situationen (z.B. an der Rezeption (face to face, Telefon, digital), im Restaurant, bei Events/Animation). Gerade die unterschiedlichen Rollen der in einem Hotel anwesenden Personen legen nahe, den Bereich der Experten-Laien-Kommunikation ins Spiel zu bringen. Das Internet stellt eine weitere – in seinem Ausmaß bedeutsame – Palette an Kommunikationsformen bereit (Homepage, Online-Hotelreservierungsdienste (z.B. booking.com, hotel.de, hrs.de)); dazu gehören auch die Rückmeldungsmöglichkeiten (u.a. Bewertungen) der Rezipienten. Relevantes Untersuchungsmaterial kann weiter über Reisebüros, Touristikmessen und –börsen gesammelt werden. Neben einem übergeordneten pragmatischen Zugang (auch zur Gesprächsanalyse) ist – je nach Perspektive – eine breite Palette an sprachwissenschaftlichen Bereichen anzuwenden.

<sup>8</sup> Thema: „Deutschsprachige Texte in Unternehmen in Ungarn“: Recherche vor Ort mit Interviews (Stellenwert der deutschen Sprache: Inwieweit wird die deutsche Sprache gebraucht?, Wo werden unter welchen Bedingungen welche Texte/Textsorten im Betrieb produziert?, Informationen zum Kontext einholen (z.B. Wer entwirft die Pressemitteilung?, Welche Rolle spielt die deutsche Sprache dabei? Wer übernimmt die Übersetzung (von Fachtermini? usw.)) → Besprechung zu Möglichkeiten der Materialzusammenstellung für die Seminararbeit.



(Aufgreifen einzelner Phänomene (z.B. zu Problemen bei der Korpusbeschaffung oder der Methodik)

e) Resümee, abschließende Hinweise/Tipps (z.B. zu wiederkehrenden Problemen)

Zur Korpuszusammenstellung bzw. Recherche und Exkursion seien noch einige Tipps gegeben:

- Ort der Recherche besprechen
- Vorgehensweise (Umfang/Anzahl, Zeitraum ... der zu analysierenden Texte),
- Probleme: z.B. Materialbeschaffung zu Texten der internen (Mitarbeiter-) Kommunikation: Bedenken der Unternehmen (Angst vor Werkspionage); andere Herangehensweise bei Analyse mündlicher Texte (Aufnahme, Transkription usw.)

Mögliche Themen (Seminararbeit) zu „neuen“ Textsorten:

- Homepage – Start der Online-Kommunikation eines Unternehmens
- Dialogische Kommunikation – Feedbackmöglichkeit auf Facebook, Instagram und You Tube (mind. drei Themen/Referate möglich)
- Newsletter – Neuigkeiten in (un-)regelmäßigen Abständen per Mail
- Pressemitteilung (online) – im Zentrum der Kommunikation mit den Medien
- Geschäftsbericht (online) – als komplexer Text (z.B. mit verschrifteter Rede des Vorstands)
- Nachhaltigkeitsbericht (online) als komplexer Text – (auch) als wichtiges Marketinginstrument
- „Über uns“ – Unternehmensgeschichte im Netz
- Klassische Werbung heute
- Textsortenübergreifend: Corporate Identity in Text und Bild (auch Selbst-/Leitbild, Unternehmensphilosophie)
- Nur unternehmensintern: (Texte der) Mitarbeiterzeitschrift (online), des Intranets, Mitarbeiter-Rundmails/-Newsletter (mind. drei Themen/Referate möglich)

## **5 Literatur**

Brinker, Klaus / Cölfen, Hermann / Pappert, Steffen (2014): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 8., neu bearb. u. erw. Aufl.

Bruhn, Manfred (2005): Unternehmens- und Marketingkommunikation: Handbuch für ein integriertes Kommunikationsmanagement. München: Vahlen.  
<https://doi.org/10.1007/BF03032079>

- Burel, Simone (2016): Angewandte Unternehmenskommunikation aus linguistischer Perspektive in Forschung, Praxis und Lehre. In: Kastens, Inga Ellen / Busch, Albert (Hgg.): Handbuch Wirtschaftskommunikation. Interdisziplinäre Zugänge zur Unternehmenskommunikation. Tübingen: A. Francke Verlag, 561-577.
- Dovalil, Vitek (2018): Sprachenwahl im internationalen Tourismus. Die Situation in Tschechien und in Prag. In: Ammon, Ulrich / Darquennes, Jeroen / Oakes, Leigh / Wright, Sue (Hgg.): Sociolinguistica, Band 32, Heft 1, Berlin / Boston: Walter de Gruyter, 141-154. <https://doi.org/10.1515/soci-2018-0013>
- Europäische Kulturen in der Wirtschaftskommunikation (Reihe), Hgg.: Janich, Nina / Neuendorff, Dagmar / Schmidt, Christopher (seit 2002, 28 Bände), <http://www.wirtschaftskommunikation.net/>. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag bzw. Springer VS.
- Gabler Wirtschaftslexikon: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/>. Letzter Zugriff am 08.07.2019.
- Greule, Albrecht / Reimann, Sandra (2015): Basiswissen Textgrammatik. Tübingen: A. Francke Verlag.
- Hang, Anna / Seifried-Otte, Juschi (2010): Arbeitsplatz Ungarn. Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft.
- Janich, Nina (<sup>6</sup>2013): Werbesprache. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Narr. 6., durchges. u. korr. Aufl.
- Komáromy, András (2010): Wirtschaftsdeutsch in Ungarn. In: Kostrzewa, Frank / Rada Roberta V. (Hgg.): Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn: Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven. Hohengehren: Schneider, 180-196.
- Korencsy, Ottó (2018): Berufliche Perspektiven der Germanistikstudierenden in Ungarn. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Rada, V. Roberta (Hg.): Sprachliche Vermittlung wirtschaftlichen Wissens – am Beispiel des Deutschen. (Budapester Beiträge zur Germanistik 78) Budapest: ELTE Germanisztikai Intézet, 127-136.
- Schach, Annika (2015): Advertorial, Blogbeitrag, Content-Strategie & Co. Neue Texte der Unternehmenskommunikation. Wiesbaden: Springer Gabler. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-05492-2>
- Schwarz-Friesel, Monika (<sup>2</sup>2013): Sprache und Emotion. Tübingen und Basel: A. Francke Verlag, 2., akt. u. erw. Aufl.
- Stöckl, Hartmut (2004): Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text: Konzepte. Theorien. Analysemethoden. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 3) Berlin: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110201994>
- Zerfaß, Ansgar (<sup>3</sup>2010): Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit. Grundlegung einer Theorie der Unternehmenskommunikation und Public Relations. Wiesbaden 3., akt. Aufl.

**Erzsébet Bankó (Budapest)**

## **Generationenromane als politische Entwicklungsromane?**

### Zwei Annäherungsversuche an die ideologische Erbschaft

Nur langsam bahnt sich das Interesse für das Politische wieder seinen Weg in die Literatur- und Kulturwissenschaften. Jüngst erschienene Werke wie Oliver Marcharts *Cultural Studies* oder der von Stefan Neuhaus herausgegebene Sammelband *Das Politische in der Literatur der Gegenwart*<sup>1</sup> widersprechen der These Thomas Wagners, der vor zehn Jahren noch das Fehlen eines politischen Diskurses in den Literatur- und Kulturwissenschaften beklagte.<sup>2</sup> Die neueste Forschungslandschaft erfreut sich der mikropolitischen Untersuchung literarischer Texte und reflektiert sie als Spiegel makropolitischen Veränderungsprozesse der Gesellschaft. Engagement, Strukturwandel, hinter den Ideologien verborgene Gefahren und der Handlungsspielraum des Individuums spielen dabei eine wichtige Rolle. Albrecht Koschorke wagte beispielsweise einen Tabubruch, indem er Hitlers *Mein Kampf* aus literaturwissenschaftlicher Perspektive untersuchte. Koschorke belichtet das sprachliche und inhaltliche Instrumentarium des Werkes und geht dabei den fanatischen Entwicklungstendenzen der Gesellschaft nach.<sup>3</sup> Zu erwähnen wäre auch die Monografie von Silke Horstkotte und Leonhard Hermann, in der die Gegenwartsliteratur als Antwort auf gesellschaftliche und politische Entwicklungsprozesse dargestellt wird.<sup>4</sup> Nicht zuletzt soll der zuvor schon genannte Sammelband betrachtet werden, in dem sich eine besonders starke Tendenz weiblicher Autorinnen für engagierte Prosawerke abzeichnet.<sup>5</sup>

Im Gegensatz dazu kreisen die Diskurse um die populäre Gattung des Generationenromans um das kollektive bzw. individuelle Gedächtnis, die in den Fragen nach der Repräsentierbarkeit historischer Ereignisse, nach den narrativen

---

<sup>1</sup> Vgl. Marchart, Oliver: *Cultural Studies*. 2. Aufl. München: UVK 2018; Neuhaus, Stefan; Nover, Immanuel (Hg.): *Das Politische in der Literatur der Gegenwart*. Berlin, Boston: de Gruyter 2019.

<sup>2</sup> Vgl. Wagner, Thomas: *Die Einmischer. Über das heutige Engagement der Literatur*. In: Otten, Henrique Ricardo; Sicking, Manfred (Hg.): *Kritik und Leidenschaft. Vom Umgang mit politischen Ideen*. Bielefeld: transcript 2011 (Edition Politik 2) S. 253–266, hier S. 253.

<sup>3</sup> Vgl. Koschorke, Albrecht: *Adolf Hitlers „Mein Kampf“*. Zur Poetik des Nationalsozialismus. Berlin: Matthes & Seitz 2016.

<sup>4</sup> Vgl. Hermann, Leonhard; Horstkotte, Silke (Hg.): *Gegenwartsliteratur. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler 2016.

<sup>5</sup> Vgl. die Beiträge zu Marlene Streeruwitz, Juli Zeh, Elfriede Jelinek, Karen Duve und Judith Schalansky. In: Neuhaus, Nover (Hg.): *Das Politische in der Literatur der Gegenwart*.

Zugängen zur Geschichte münden. Es ist eine rückwärtsgewandte „Psychohistorie“,<sup>6</sup> die eine kausale Relation zwischen der ideologischen Haltung eines Vorfahren und der Auslese historischer, meistens kollektiv verankerter Ereignisse herstellen möchte. Im Gegensatz zu der Vergangenheitsbewältigung möchte dieser Artikel auf die Konsequenzen der Erinnerungsarbeit fokussieren und die sozialen und mikropolitischen Relationen zwischen den Generationen erörtern. Die Ausgangsthese sei, dass die Generationenromane, die die Zeitgeschichte aus den Bruchstücken der Vergangenheit revidieren möchten, zugleich ideologische Veränderungsprozesse im forschenden Individuum selbst evozieren. Können demnach die Generationenromane als Entwicklungsromane gelesen werden, wenn in den Mittelpunkt der Untersuchung der Erzähler auf der Gegenwartsebene gerückt wird, anstelle des sich erinnernden Subjekts?

## 1 Berührungspunkte österreichischer und ungarischer Sozialisation

Ausgehend von zwei Romanen aus der österreichischen und ungarischen Literaturszene, Robert Menasses *Die Vertreibung aus der Hölle* und Pál Závadas *Das Vermächtnis des Fotografen*, sucht dieser Beitrag die Anknüpfungspunkte von Sozialgeschichte und literarischer Aufarbeitung historisch-ideologischer Entwicklungsprozesse in der Adoleszenz. Der Begriff des Generationenromans wird dabei im breitesten Sinne verwendet, indem er sich nicht ausschließlich des diachronen Instrumentariums der Familiendarstellung bedient, sondern darüber hinaus die Familie als sozialen Bedeutungsträger repräsentiert und den Blick auf die Unterschiede synchron zusammenlebender Altersklassen richtet. Eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung kommt dabei Rasse, Gender und Klasse zu.<sup>7</sup> Die ausgewählten Autoren, geboren im Jahr 1954, gelten als Repräsentanten einer Generation, die „für die 68er zu jung, für die Computergeneration zu alt war“<sup>8</sup>. Ihre interdisziplinäre Gewandtheit – Robert Menasse studierte zuerst Philosophie und Politikwissenschaften, Závada verfügt über ein Diplom in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften – spiegelt sich in der Themenwahl ihres literarischen Œuvres wider und bietet sich für eine breitgefächerte literarisch-kulturelle

<sup>6</sup> Hillmann, Heinz; Hühn, Peter: Nachdenken über Familiengeschichten. In: Dies. (Hg.): *Lebendiger Umgang mit den Toten – der moderne Familienroman in Europa und Übersee*. Hamburg: Hamburg University Press 2012 (Europäische Schneisen 2), S. 7–38, hier S. 9.

<sup>7</sup> Oliver Marchart plädiert durch die Einbeziehung verschiedener Diskurse für einen größeren Raum für das Politische in den Kulturwissenschaften. Vgl. Marchart: *Cultural Studies*.

<sup>8</sup> Grohotolsky, Ernst: Gespräch mit Robert Menasse. In: Bartsch, Kurt; Holler, Verena (Hg.): *Robert Menasse*. Graz: Droschl 2004 (Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 22), S. 9–23, hier S. 17.

Interpretation an. Neben der nationalen Anerkennung feiern beide Autoren eine wechselseitige Präsenz im Literaturfeld des anderen: Fünf Werke Menasses liegen bislang in ungarischer Sprache vor, zwei Romane Závadas sind in deutscher Übersetzung erschienen, zahlreiche Rezensionen huldigten den ausländischen Autoren. Über die thematische Ähnlichkeit ihrer Werke hinaus waren die politische Stellungnahme und das poetologische Credo bei ihrer Auswahl für die vergleichende Untersuchung ausschlaggebend. Závada formulierte in einem Interview: „Es gibt keine Arbeitsplatzbeschreibung, die das [Politisieren] implementieren würde. Es ist auch keine schriftstellerische Aufgabe, es ist staatsbürgerliches Recht. Ich suche nicht diese Gelegenheiten, aber wenn ich gefragt werde, sage ich meine Meinung.“<sup>9</sup> In Robert Menasses Schaffen hat die politische Essayistik einen ebenbürtigen Stellenwert wie die fiktionale Prosa; überdies liefert kaum ein Schriftsteller so viele Interpretationsschlüssel zu seinen Werken wie der ehemalige Germanistikdozent. Neben der Geschichte Österreichs wendet er sich mit Vorliebe der Zukunft Europas zu, er ist ein Schriftsteller, der „den österreichischen Roman grundlegend mitgestaltet, indem er den Opfermythos Österreichs als dem ersten Opfer von Hitlers Annexionspolitik in ihren Texten zurückweisen und Österreich in einem differenzierten Opfer – und Täterland erscheinen lässt.“<sup>10</sup> Er betrachtet kritisch die Machtlosigkeit seiner Generation, die dazu erzogen wurde, sich zu erinnern „mit dem Rücken voran in die Zukunft, aber mit dem Blick voran in die Vergangenheit“.<sup>11</sup>

Der Untersuchungsgegenstand wird im Folgenden auf zwei konkrete Werke eingeschränkt. Pál Závadas *Das Vermächtnis des Fotografen* ist in 2004, kurz nach seinem erfolgreichen Debütroman *Das Kissen der Jadviga* erschienen und bekräftigte Závadas Platz auf dem Podest der anerkanntesten der ungarischen Gegenwartsliteratur.<sup>12</sup> Die deutsche Übersetzung folgte sechs Jahre später. Závadas literarisches Schaffen ist geprägt von seiner Heimatstadt Tótkomlós: Die Stadt wurde im 18. Jahrhundert mit rund 80 slowakischen Familien besiedelt, deren nationale Identität bis in das 20. Jahrhundert fortwährend tradiert wurde. Für das lebendige slowakische Bewusstsein spricht, dass 1945/46 ein Großteil der slowakischen Minderheit für die Übersiedlung in die Tschechoslowakei stimmte. Außer den Ungarn und Slowaken war ein nicht zu

<sup>9</sup> Bella, István: Závada: Csak előjelet váltottak a Horthy-korról [Sie nahmen nur Indizes vom Horthy-Regime]. In: <http://24.hu/belfold/2013/01/29/zavada-csak-elolejet-valtottak-a-horthy-korrol/>, Datum des Zugriffs: 20.05.2019.

<sup>10</sup> Moser, Joseph W.: Der Österreichische Gegenwartsroman. Ein Überblick über die Entwicklung des österreichischen Romans von 1992 bis heute. In: Korte, Helmut (Hg.): Österreichische Gegenwartsliteratur. München: Ed. text+kritik 2015 (Text + Kritik Sonderband IX/15), S. 129–139, hier S. 130.

<sup>11</sup> Grohotolsky: Gespräch mit Robert Menasse, S. 17.

<sup>12</sup> Vgl. Bombitz, Attila: Mielőtt elsötétül. (Závada Pál) [Bevor es sich verfinstert]. In: Ders.: Akit ismerünk, akit sohasem láttunk. Magyar prózaszeminárium. Pozsony: Kalligram 2005, S. 271–313, hier S. 271.

vernachlässigender Anteil der Stadtbewohner jüdischer Abstammung, die 1944 zuerst gettoisiert und anschließend in Konzentrationslager deportiert wurden. Im *Vermächtnis des Fotografen* erscheint ein namenloses, mehrheitlich von Slowaken bewohntes Dorf, das 1942 durch eine Gruppe Soziografen im Rahmen einer Dorfforschung aufgesucht wird. Es entsteht dabei ein Foto – das Vermächtnis des Fotografen – und darauf abgebildet ist der Dorfforscher und Soziologe Dohányos, sein jüdischer Assistent Jenő Adler, der Revolutionär Dusza und die Dorfbewohner. Der Roman gliedert sich in drei, scheinbar voneinander unabhängige Erzählebenen und spannt einen Bogen über 50 Jahre ungarische Geschichte bis zum Jahr 1992. Die erste Erzählebene stellt das Leben der Dorfbewohner und der Dorfforscher in der Zeit von 1942 bis 1957 dar, den wachsenden Antisemitismus, die Gettoisierung und die politischen Beziehungssysteme, die über individuelle Schicksale entscheiden können. Der zweite Handlungsstrang spielt 1968 und erzählt die Sozialisation des Oberstufenschülers Ádám Koren in der Schule und in der Pioniergruppe und öffnet ein Sozialpanorama des sich mildernden Sozialismus. Die letzte Station sind die Jahre 1977–1992, beginnend mit einer Reise des Protagonisten Koren durch Europa, wo er Anschluss an die alternative Künstlerszene der Vorwendezeit findet. In seinen Studienjahren verbinden sich die Elemente der sozialen Milieus der Studenten und der künstlerischen Bohème.

*Die Vertreibung aus der Hölle* ist 2001 nach der *Trilogie der Entgeisterung* erschienen. Bereits die ersten Rezensionen sind zwiespältig und reichen von „reflexive[r] Höchstleistung“, „intelligente[m] Vexierspiel“ bis „kreuzlangweilig und im verkrampften Humor ärgerlich“,<sup>13</sup> „hoffnungslos langweilig“.<sup>14</sup> Zwei scheinbar voneinander getrennte Bildungsromane werden parallel laufend erzählt: die Geschichte des jüdischen Jungen Manoel, der im 17. Jahrhundert zur Zeit der Inquisition und des Autodafés mit seiner Familie aus Portugal fliehen muss und später zum berühmten Lehrer Spinozas in Amsterdam wird. Durch eine gelungene Heirat nimmt er den Namen Abravanel an – das Motiv, das den Bogen zwischen den zwei Erzählebenen spannt. Die zweite Geschichte beginnt mit einem 25-jährigen Maturajubiläum, bei dem der Historiker Viktor Abravanel zur Begrüßung seiner ehemaligen Klassenkameraden und Lehrer deren NSDAP-Parteinumern vorliest. Die empörte Gesellschaft verlässt das Klassentreffen; Viktor bietet sich dadurch die Gelegenheit, seine Lebensgeschichte seiner Kommilitonin Hildegund zu erzählen. Der am 15. Mai 1955 während der Verkündung der Zweiten Republik Österreichs geborene Viktor wird zur Metapher des Österreicherers per se. Er

---

<sup>13</sup> Apel, Friedman: Die Hölle Heimat. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.9.2001, S. 5.

<sup>14</sup> Radics, Viktória: Álnagyregény [Pseudogroßroman]. In: Magyar Narancs 20 (2008), H. 28, [http://magyarnarancs.hu/zene2/alnagyregeny\\_-\\_robert\\_menasse\\_kiuzetes\\_a\\_pokolbol-69089](http://magyarnarancs.hu/zene2/alnagyregeny_-_robert_menasse_kiuzetes_a_pokolbol-69089), Datum des Zugriffs: 20.5.2019.

wächst bei seiner Mutter auf und erfährt stückweise, dass sein Vater während des Zweiten Weltkrieges mit dem Kindertransport nach England kam, während sein Großvater von der Gestapo verschleppt wurde. Viktor besucht ein streng katholisches, jesuitisches Internat; dort erfährt er von seinem Religionslehrer über seine jüdischen Wurzeln. Nach und nach berichtet Viktor über sein wachsendes Interesse für Geschichte und seine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen politischen Strömungen der Studentenszene Wiens in den 80er Jahren.

Beide Protagonisten fungieren zum Teil als Alter Egos der Schriftsteller, da sie viele biografische Gemeinsamkeiten aufzeigen. *Ádám Koren* wird wie *Pál Závada* 1954 in einer slowakischen Stadt in Südungarn geboren. Nach den Gymnasialjahren in Szeged studiert er in Budapest, interessiert sich für soziografische Forschungsarbeit und beginnt seine Karriere bei einer soziografischen Zeitschrift. Viktor Abravanel wird ein Jahr später als Robert Menasse geboren. Nach dem strengkatholischen Internat beginnt er Geschichte an der Universität Wien zu studieren. Die Wurzeln seiner Familie münden in der Geschichte einer berühmten jüdischen Familie. Es sind keine herausragenden, einmaligen Lebensgeschichten; es sind die Geschichten zweier junger Männer, einer in Ungarn, der im Gulaschkommunismus aufwächst, und einer in Österreich, der in den Horizontwandel der historischen Auseinandersetzung österreichischer Geschichte hineinwächst. In zwei unterschiedlichen sozialen Milieus lassen sich die gleichen Fragen stellen: Wie geht die Gesellschaft mit der Nationalitätenfrage, dem Antisemitismus und der nationalen Schuld um? Wie entwickelt sich unter dem vorherrschenden politischen System das politische Interesse des Einzelnen?

## **2 Über die Verinnerlichung des politischen Denkens**

Im Zuge ihrer geistigen Entwicklung setzten sich die Protagonisten mit verschiedenen Ideologien auseinander. Als Teil ihrer Identitätsentwicklung sollten sie auf politische Überzeugungen als Antworten auf das gesellschaftliche System bzw. das gemeinschaftliche Zusammenleben kommen. Um diesen Etappen des soziologisch-psychologischen Entwicklungsprozesses nachzugehen, wird das Instrumentarium politischer Sozialisationsforschung bei Jugendlichen einbezogen. Bernhard Claußen akzentuiert bei der Beschreibung der politischen Sozialisation bewusste und unbewusste Wechselwirkungen zwischen Individuen und ihrer Umgebung, die sozial, kulturell, ökonomisch oder zivilisatorisch Auswirkung auf die politische Entwicklung haben: „Sie betreffen die geistigen, emotionalen und operativen Komponenten

interagierender Persönlichkeiten.“<sup>15</sup> Politische Sozialisation beginnt in der Regel im privaten Kreis der Familie, setzt sich anschließend in institutionalisierter Form in der Schule bzw. im Bildungssystem fort und erreicht ihre Reife im Jugendalter, wo sich das Individuum im Verlauf einer Identitätskrise mit dem ihn umgebenden Werte- und Gesellschaftssystem auseinandersetzt und dieses internalisiert, um eine eigene ideologische Perspektive zu bilden. Die politische Sozialisation ist kein Prozess, der eine Grenze in der Persönlichkeitsentwicklung erreicht; sie ist ein lebenslanges Lernen, das auf hegemoniale oder pluralistische Weise von der Staatsregierung beeinflusst wird.<sup>16</sup> Politische Sozialisation ist keinesfalls der politischen Bildung gleichzustellen. Letztere ist die gesteuerte, zielgerichtete, häufig institutionalisierte Form der Politisierung eines Menschen;<sup>17</sup> bei der politischen Sozialisation hingegen spielen die latenten Veränderungsprozesse eine gleichermaßen gewichtete Rolle. Bereits zu Beginn der politischen Sozialisationsforschung in den 50er Jahren gab es die These, wonach die innerfamiliären Machtkonstellationen und -strukturen die primäre Basis für politische Identifikationsprozesse bilden.<sup>18</sup> Dabei lassen sich manifeste (politische) und latente (unpolitische) Familienmilieus unterscheiden. Das bedeutet aber nicht, dass in einem latenten politischen Familienmilieu das Individuum keiner politischen Sozialisation unterzogen wird. Eine latente politische Sozialisation implementiert kein spezifisches politisches Lernen, sie wirkt sich jedoch auf die Identitätsentwicklung aus.<sup>19</sup> In der sozialistischen Gesellschaft erfährt Koren die hegemoniale politische Bildung in den Bildungsinstitutionen von Hort und Pioniergruppe, die der Sozialisationskraft in der Familie entgegenzusteuern versuchte.

Die politische Sozialisation besteht aus einer kognitiven (Wissen, Interesse und Auseinandersetzungsgrad mit aktuellen und historischen Vorgängen), einer affektiven (emotionale Bindungen) und einer behavioralen (sämtliche politikrelevante Handlungen, Aktivitätsbereitschaft) Komponente.<sup>20</sup>

<sup>15</sup> Claußen, Bernhard (Hg.): Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch. Opladen: Leske + Budrich 1996, S. 9.

<sup>16</sup> Vgl. David Paletz; John Boiney: Politische Sozialisation und die Ost-West Beziehungen: das Beispiel der USA. In: Claußen (Hg.): Die Politisierung des Menschen, S. 64–82, hier S. 66.

<sup>17</sup> Vgl. Massing, Peter: Politische Bildung. In: Andersen, Uwe; Wichard, Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. 7. Aufl. Heidelberg: Springer 2013, S. 467–476.

<sup>18</sup> Geißler, Rainer: Politische Sozialisation in der Familie. In: Claußen (Hg.): Die Politisierung des Menschen, S. 51–70, hier S. 51.

<sup>19</sup> Vgl. Kuhn, Hans-Peter: Mediennutzung und politische Sozialisation. Eine empirische Studie zum Zusammenhang zwischen Mediennutzung und politischer Identitätsbildung im Jugendalter. Opladen: Leske + Budrich 2000 (Forschung Erziehungswissenschaft 94), S. 52.

<sup>20</sup> Vgl. Fend, Helmut: Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Bern: Huber 1991.



Generationenromane eignen sich zur Darstellung politischer Veränderungsprozesse, weil sie die kognitiven Aspekte der Makrogeschichte mit persönlichen affektiven Komponenten verbinden und die Antwort auf die Frage nach politischen Verhaltensweisen in ihrer historischen Kontinuität suchen. Die historische Erkenntnis führt zu Selbstreflexionen, aber das beobachtende Subjekt auf der Gegenwartsebene hat zum einen die zeitliche Distanz, um Erkenntnisse aus der Geschichte ziehen zu können und zum anderen die emotionale Distanz, sich nicht mit der Vergangenheit identifizieren zu müssen.

## 2.1 Etappen der politischen Sozialisation

In den hier exemplarisch aufgeführten Romanen gehen drei Etappen der politischen Resignation und Entfremdung beider Protagonisten voraus: die latenten Spannungen innerhalb der Familie, die Konfrontation mit einer historisch belasteten Familiengeschichte in der Schule und die Auseinandersetzung mit der Frage nach der Gruppenzugehörigkeit oder der gesellschaftlichen Isolation im Studentenalter. Es sind die Indikatoren, die das gesellschaftliche Verhalten der Protagonisten bestimmen und ungesteuert Auswirkungen auf das Gesellschaftsleben ihrer Zeit ausüben. Durch die Einbettung in eine Folge von mehreren Generationen zeichnen sich die Differenzen und Ähnlichkeiten in der Geschichte ab.

## 2.2 Kindesalter

Die erste Phase der politischen Sozialisation, der private Bereich, baut durch die Tabuisierung, durch das verdrängte Erinnern, den Schemata der vergangenheitsbewältigenden Generationenromane auf. Das Schweigen über die tabuisierte Vergangenheit in Korens Familie lässt sich auf die Gefängnisvergangenheit von Korens Vater zurückführen. Als die zukünftige Schwiegermutter beschuldigt wird, ranziges Schmalz an die Genossenschaft abgeführt zu haben, übernimmt János Koren die Verantwortung und nimmt acht Monate Zwangsarbeit auf sich. Seine Generation spaltet sich auf in die heroische, sich selbst für das moralisch Gute aufopfernde, und in die manipulative, sich nach der politischen Windrichtung drehende Gesellschaft. Die Angst, dass sich ihre Worte gegen sie selbst richten könnten, lässt diese Generation verstummen. Viktor Abravanel wird seine jüdische Abstammung, die Frage nach der Kriegsvergangenheit der Großeltern, verschwiegen:

„Es war demütigend nie eine Antwort zu bekommen. Bis Viktor begriff, daß es vielleicht demütigend für die Großeltern war, immer wieder danach gefragt, an

diese Zeit erinnert zu werden, für die sie offenbar keine Worte hatten. Er fragte nie wieder. Und er sollte nie erfahren. Zumindest nicht von ihnen selbst.“<sup>21</sup>

Die politische Sozialisation misslingt in der Phase der mittleren Kindheit zwischen 6 und 12 Jahren, weil es keine politische Kommunikation zwischen den Generationen gibt. Ohne Kommunikation kann nur eine latente politische Entwicklung stattfinden, aber auch das Verschwiegene hat einen Informationswert.

### 2.3 Jahre der Adoleszenz

Zu einer ersten Interaktion zwischen dem Subjekt als Mitglied einer Gesellschaft und der Politik kommt es in der Adoleszenz während der Schulzeit, als beide Protagonisten mit der verschwiegenen ideologischen Vergangenheit ihrer Vorfahren konfrontiert werden. Viktor beschimpft einen Mitschüler als „Saujud“, in Folge dessen wird er zum ersten Mal von seinem Vater geschlagen: „[...] merk dir das: Es gibt nur eine Art von Menschen zu denen man Saujud sagen darf: nämlich zu Juden, die zu Juden Saujud sagen! Damals hatte er erst erfahren, daß er sich selbst geschlagen hatte“<sup>22</sup>. Die Rolle der Schule als Bildungsinstitut und der Lehrer als Repräsentationsfiguren einer höheren (politischen) Macht spielen im sozialistisch geprägten Ungarn eine andere Rolle. Im *Vermächtnis des Fotografen* ist die institutionalisierte Wertevermittlung an die kommunistische Ideologie gebunden. Die Lehrer sind Marionetten der Politik und sehen im Irrgang der Schüler die Gefährdung ihrer eigenen Karriere oder die ihrer nächsten Familienmitglieder. Bei der Darstellung von kulturellen Bedeutungsträgern als politische Metaphern werden stereotype Kulturträger wie die Pionierflagge und Pionierlieder einbezogen:

„Ein Disziplinarverfahren – die Fahnen hatte der Herr Rosza, ebenfalls ein Lehrer, konfisziert, die Täter, László Buda und András Maliga, sollten vortreten. Tags zuvor hatte nämlich auf dem Schulhof das obligatorische Beschäftigungsbeziehungsweise Arbeitstreffen für Mitglieder beider Scharen stattgefunden – eigentlich sollte ein Fußballspiel ausgetragen werden, das dann aber in einen höchst unfallträchtigen Kampf ausartete und zur Verunglimpfung der Flaggen führte.“<sup>23</sup>

Bereits in dieser Schulszene stellt sich die Erziehungsmaßnahme der Schule dar: jegliche Ausschreitungen, seien sie nur symbolischer Art, müssen im Keim

<sup>21</sup> Menasse, Robert: Die Vertreibung aus der Hölle. Roman. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, S. 320f.

<sup>22</sup> Ebd., S. 103.

<sup>23</sup> Závada, Pál: Das Vermächtnis des Fotografen. Roman. Übersetzt v. Ernő Zeltner. München [u.a.]: Luchterhand 2010, S. 111.

erstickt und bestraft werden. Das Klassenzimmer ist die modellhafte Darstellung der Erwachsenenwelt, in der die Schüler die Haltung der Eltern übernehmen (Jóska Bubeniyk, Sohn des Parteisekretärs, verkündet lauthals sein Missfallen). In einer zweiten Episode, bei dem Besuch des ehemaligen Revolutionsführers János Dusza durch die Pioniergruppe zeichnet sich ab, dass sich die historischen Ereignisse der Räterepublik und des Zweiten Weltkrieges in den Köpfen der jungen Kameraden vermischen.<sup>24</sup> Diese mittlere Erzählebene zeigt die politische Verunsicherung des 20. Jahrhunderts. Závada rechtfertigt diese Haltung, indem er sie als gesellschaftliches Erzeugnis der ersten Jahrhunderthälfte präsentiert. Studien zur politischen Soziologie aus den 80er Jahren untermauern die These, dass die Jugend in den 70er und 80er Jahren zunehmend entpolitisiert war:

„Gründe für diese Situation lassen sich in den Wendepunkten der ungarischen Geschichte finden, die für jeden einzelnen oder seine Familie mit Tragödien, schicksalsschweren Konflikten und Leiden verbunden waren. In diesem Jahrhundert veränderte sich das Territorium Ungarns viermal und sein politisches System achtmal, und zwar in der Form, daß das neue System meistens dem vorangehenden diametral entgegengesetzt war.“<sup>25</sup>

#### 2.4 Ausreifung der politischen Identität?

In der letzten Phase der politischen Sozialisation im Erwachsenenalter unterscheiden sich die zwei Protagonisten grundlegend. Viktors Interesse öffnet sich in der Wohngemeinschaft mit Gleichaltrigen den marxistischen Theorien, er wird Teil jener österreichischen Gesellschaft, die sich für die Erinnerung und eine Erinnerungskultur öffnet. Er beginnt sich seiner politischen Sozialisation zu widersetzen, indem er an Protesten teilnimmt und die unbeantworteten Fragen der Jugend stellt. Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Ideologien ermöglicht dem Erzähler, das sich weitende österreichische Politpanorama nach 1968 in seiner ganzen Breite aufzuzeigen. Viktor schließt sich den Trotzlisten an, er wird Mitglied der Revolutionären Marxisten und der Palästina-Gruppe und er ist bekennender Feminist, der den Anpassungsdrang seines Vaters und den verschwenderisch-kapitalistischen Lebensstil seiner Mutter verachtet. Als er aber von den Trotzlisten wegen einer mutmaßlichen Schwängerung einer Genossin ausgeschlossen wird, verliert er gänzlich das Interesse, und das Netz um ihn bricht zusammen. Viktors Figur steht für den denkenden, nach dem politischen Gedächtnis seiner Nation forschenden Individuum. Auf der emotionalen Ebene scheitert seine Sozialisation, weil er das Gewicht seiner

<sup>24</sup> Vgl. Keresztesi, József: Túl a maszathegyén [Über den Klecksberg hinaus]. In: Holmi 17 (2005), H. 10, S. 1304–1310, hier S. 1307.

<sup>25</sup> Csepeli György: Politische Sozialisation in Ungarn, In: Claußen, Bernhard (Hg.): Politische Sozialisation Jugendlicher in Ost und West. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1989 (Studienreihe zu Geschichte und Politik 279), S. 27–33, hier S. 27.

Entscheidungen nicht erkennt. Alles ist für ihn nur eine mögliche Lesart des ihn umgebenden Umfeldes. Er muss sich für keine Ideologie aufopfern; wenn er einer Ansicht müde ist, wechselt er zu einer anderen.

Ähnlich zwiespältig verhält es sich im Umgang mit geschichtlichen Ereignissen. Am Ende des Romans löst sich seine Farce auf: die NSDAP-Nummer, die Viktor vorlas, fabrizierte er zum Teil selbst aus den Geburtsdaten der Lehrer; tatsächlich waren nur zwei der genannten Lehrer Mitglieder der Partei. Spätestens seit den Debatten, die nach der Auszeichnung Menasses mit der Carl-Zuckmayer-Medaille entfacht sind, steht Menasses kontroverses Verhältnis zu historischen Fakten und Quellen bzw. zur literarischen Inszenierung unter Verdacht. Mit diesem Roman schickt Menasse seinen Provokationsansatz voraus und zeigt mit dem Beispiel die Manipulierbarkeit der Gesellschaft, lange bevor Fake News in den öffentlichen Debatten Eingang fanden. Als gesellschaftliches Spiegelbild zeigt er, wie durchlässig die Schichten zwischen Fakten und Fiktionen sind, wie manipulierbar die Gesellschaft ist.

Koren gerät in den Bann des alternativen Künstlermilieus von András Enying und wird unbeabsichtigt Teil einer sich von unten her organisierenden, systemfeindlichen Bewegung, indem er mentale und materielle Güter ins Ausland schmuggelt und aus dem Ausland einführt. Wie es József Keresztesi gut auf den Punkt bringt, bleibt seine Persönlichkeit aber durchgehend apolitisch.<sup>26</sup> Er schlägt sich nur mühselig durch das Jurastudium, er ist kein Protagonist, der sich proaktiv einer Ideologie, einer politischen Richtung oder einer gesellschaftlichen Klasse anschließt. Er lässt sich treiben und verschläft sogar den Systemwandel. Auf kognitiver Ebene wären die Voraussetzungen für eine gelungene politische Sozialisation gegeben. Das Interesse für die Wurzeln (sein Name bedeutet im Slowakischen auch Wurzel) seines Dorfes, für die Dorfforschung, reflektiert sich in einem Interview, das er mit Jenő Adler führt, der auf der ersten Erzählebene als Assistent des László Dohányos erscheint und für Dohányos die Gefängnisstrafe übernimmt.

## 2.5 Liegt in der Komplexität die Erkenntnis?

Die parallele Einfügung zweier oder sogar dreier Zeitebenen wird von mehreren Rezensenten als ökonomischer Vorteil beider Romane betont: „Eins kaufen, drei erhalten“,<sup>27</sup> oder „Welt- und Zeitgeschichte im Doppelpack“. Sándor Radnóti liest drei verschiedene Romane im *Vermächtnis des Fotografen*: einen historischen, einen Abenteuer- und einen Liebesroman.<sup>28</sup> Robert Menasse hat

---

<sup>26</sup> Vgl. Keresztesi: *Túl a maszathegyén*, S. 1308.

<sup>27</sup> Radnóti, Sándor: *Egy magyar kérdés: Závada Pál A fényképész utókor című regényéről* [Eine ungarische Frage: Über Pál Závadas Roman *Das Vermächtnis des Fotografen*]. In: *Jelenkor* 48 (2005), H. 7–8, S. 759–769, hier S. 761.

<sup>28</sup> Vgl. ebd.

die Intention, zwei Bildungsromane parallel zu schreiben: einen historischen und einen zeitgeschichtlichen. Beide Autoren bedienen sich der Mittel historischer Inszenierung, um den auf der Gegenwartsebene dargestellten Mechanismus psychisch-gesellschaftlicher Veränderungsprozesse durch einen historischen Spiegel zu reflektieren. Indem die politische Erziehung der Protagonisten auf der Romanebene scheitert, widerspiegeln sie zwei abgestumpfte Gesellschaften einer ganzen Generation und werden zu Mitteln der Gesellschaftserziehung. Der Vorwurf vieler Rezensionen, Menasses Erzählverhalten bezüglich der Gegenwartshandlung sei „zudringlich und geschwätzig“,<sup>29</sup> dient meines Erachtens als narratologisches Mittel und ist kein Defizit des Romans, sondern Mittel zum Zweck. Pál Závada erzielt einen ähnlichen Effekt durch den Einsatz eines Erzählchors. Anstelle einer Erzählstimme erzählt ein undefinierter Chor aus wechselseitigen Positionen die Handlung in der ersten Person Plural. Dies evoziert, dass sich der Leser mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollen identifizieren muss, die nicht selten unbequem sind. Wir, die Leser, werden zu Antisemiten, die wegschauten, die ein falsches moralisches Urteil fällten oder die sich an einen vorherrschenden Machtapparat bedingungslos anlehnten:

„Wir haben nicht alle auf die gleiche Art gedacht, auch nicht alle einheitlich gehandelt, einander sogar gegenseitig als Schuldige betrachtet. Aber wir versuchten wenigstens, das wieder auf die Beine zu stellen und zu kurieren, was folgeschwer gekippt und infiziert war. Und die Verdienste daran kann uns vor dem Tribunal der Nation, das Rechenschaft fordert, keiner streitig machen. Auch dann nicht, wenn viele von uns vom rechten Weg abgekommen und schuldig geworden sind was in erster Linie der verhängnisvollen Verführung der Nötigung durch unseren Verbündeten, also der anderen fremden Macht und ihrer ruinösen Politik, zuzuschreiben ist.“<sup>30</sup>

### 3 Konklusion und Ausblick

Ausgehend von den drei Komponenten politischer Sozialisation, d.h. von der Wirkung der behavioralen, affektiven und kognitiven Prozesse auf die drei entscheidenden Lebensetappen, kommen beide Romane zum ernüchternden Befund, dass keine Entwicklung auf der Basis historischer Erkenntnis möglich ist. Die Protagonisten scheitern in der Gestaltung ihres Privatlebens und ihres Zeitalters und werden ausgenutzt, weil sie sich für keine eigenen Interessen einsetzen können. Indem sie rückwärtsgewandt die Lehren aus der Geschichte ziehen möchten, lassen sie ihre eigene Geschichte an sich vorbeigehen. In beiden Romanen zeichnet sich die desillusionierte Erkenntnis ab, dass der Mensch trotz Wechselsturm politischer Machtapparate keine Konsequenzen aus

<sup>29</sup> Haas, Franz: Welt- und Zeitgeschichte im Doppelpack. Robert Menasses Roman „Die Vertreibung aus der Hölle“. In: Bartsch, Holler: Robert Menasse, S. 204–208, hier S. 204.

<sup>30</sup> Závada: Vermächtnis, S. 101.

der Geschichte zieht. Auf der Metaebene beider Romane dringt die Frage nach der Erzählbarkeit von Geschichte anhand von Speichermedien oder in Form von Augenzeugenberichten durch, und in beiden Fällen bezeugen die historischen Ebenen, dass die kognitiven Aspekte in sich ungenügend sind, um Historisches zu vergegenwärtigen und zu verinnerlichen. Menasse zeigt seine Zuneigung für den klassischen Entwicklungsroman, „nur ist [... ihm] klar geworden, daß er als Technik, Struktur und immanente Wahrheit des Lebens nicht mehr funktioniert. [...] Ein zeitgenössischer Entwicklungsroman kann daher nur ein Rückentwicklungsroman sein“.<sup>31</sup>

Beide Romane kommen zu der Erkenntnis, dass eine Selbstaufopferung für ideologische Werte in der Generation der Nachkriegskinder nicht vorstellbar ist. Im ungarischen Beispiel wirkt sich die Verfälschung der Tatsachen durch politische Machtapparate auf das Individuum aus, die überhöhte Bedeutungszuweisung von Banalitäten verschränkt den Blick auf das Wesentliche. Im österreichischen Beispiel blockiert die Vielfalt der Möglichkeiten, die liberale Verschmelzung verschiedener Strömungen und Ideologien die Entwicklung eines bekennenden Individuums. Über den historischen Kontext hinaus stellen Menasse und Závada die Schwachstellen ihrer Generation dar, ohne eine Medizin für die Krankheit unserer Zeit bieten zu können.

Der angestrebte Versuch der Betrachtung durch eine soziologische Brille sollte durch Impulse der Cultural Studies erweitert werden. Das wachsende Interesse in den Literaturwissenschaften für das Forschungsfeld wird sicherlich weitere interkulturelle und interdisziplinäre Impulse in Verbindung mit der Politikwissenschaft, der Anthropologie und der Soziologie geben. Die Werke beider Autoren lassen jedenfalls weitere spannende Fragen zu.

#### **4 Literatur**

- Apel, Friedman: Die Hölle Heimat. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.9.2001, S. 5.
- Bartsch, Kurt; Holler, Verena (Hg.): Robert Menasse. Graz: Droschl 2004 (Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 22), S. 204–208.
- Bella, István: Závada: Csak előjelet váltottak a Horthy-korról [Sie nahmen nur Indizes vom Horthy-Regime]. In: <http://24.hu/belfold/2013/01/29/zavada-csak-elojelet-valtottak-a-horthy-korrol/>.
- Bombitz, Attila: Akit ismerünk, akit sohasem láttunk. Magyar prózaszeminárium [Den wir kannten, den wir nie sahen. Ungarisches Prosaseminar]. Pozsony: Kalligram 2005.
- Claußen, Bernhard (Hg.): Politische Sozialisation Jugendlicher in Ost und West. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1989 (Studienreihe zu Geschichte und Politik 279).
- Claußen, Bernhard: Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch. Opladen: Leske + Budrich 1996. [https://doi.org/10.1007/978-3-322-97272-9\\_1](https://doi.org/10.1007/978-3-322-97272-9_1)

<sup>31</sup> Grohotolsky: Gespräch mit Robert Menasse, S. 14f.

- Fend, Helmut: Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Bern: Huber 1991.
- Hermann, Leonhard; Horstkotte, Silke (Hg.): Gegenwartsliteratur. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler 2016. <https://doi.org/10.1515/arb-2017-0040>
- Hillmann, Heinz; Hühn, Peter: Nachdenken über Familiengeschichten. In: Dies.: (Hg.): Lebendiger Umgang mit den Toten – der moderne Familienroman in Europa und Übersee. Hamburg: Hamburg University Press 2012 (Europäische Schneisen 2), S. 7–38.
- Keresztesi, József: Túl a maszathegyén [Über den Klecksberg hinaus]. In: Holmi 17 (2005), H. 10, S. 1304–1310.
- Koschorke, Albrecht: Adolf Hitlers „Mein Kampf“. Zur Poetik des Nationalsozialismus. Berlin: Matthes & Seitz 2016. <https://doi.org/10.1515/arb-2018-0041>
- Kuhn, Hans-Peter: Mediennutzung und politische Sozialisation. Eine empirische Studie zum Zusammenhang zwischen Mediennutzung und politischer Identitätsbildung im Jugendalter. Opladen: Leske + Budrich 2000 (Forschung Erziehungswissenschaft 94). [https://doi.org/10.1007/978-3-663-10775-0\\_2](https://doi.org/10.1007/978-3-663-10775-0_2)
- Marchart, Oliver: Cultural Studies. 2. Aufl. München: UVK 2018.
- Massing, Peter: Politische Bildung. In: Andersen, Uwe; Wichard, Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. 7. Aufl. Heidelberg: Springer 2013. [https://doi.org/10.1007/978-3-322-97316-0\\_104](https://doi.org/10.1007/978-3-322-97316-0_104).
- Menasse, Robert: Die Vertreibung aus der Hölle. Roman. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001.
- Moser, Joseph W.: Der Österreichische Gegenwartsroman. Ein Überblick über die Entwicklung des österreichischen Romans von 1992 bis heute. In: Korte, Helmut (Hg.): Österreichische Gegenwartsliteratur. München: Ed. text+kritik 2015 (Text + Kritik Sonderband IX/15), S. 129–139.
- Neuhaus, Stefan; Nover, Immanuel (Hg.): Das Politische in der Literatur der Gegenwart. Berlin; Boston: de Gruyter 2019. <https://doi.org/10.1515/9783110568561>
- Radics, Viktória: Álnagyregény [Pseudogroßroman]. In: Magyar Narancs 20 (2008), H. 28, [http://magyarnarancs.hu/zene2/alnagyregeny\\_-\\_robert\\_menasse\\_kiuzetes\\_a\\_pokolbol-69089](http://magyarnarancs.hu/zene2/alnagyregeny_-_robert_menasse_kiuzetes_a_pokolbol-69089).
- Wagner, Thomas: Die Einmischer. Über das heutige Engagement der Literatur. In: Otten, Henrique Ricardo; Sicking, Manfred (Hg.): Kritik und Leidenschaft. Vom Umgang mit politischen Ideen. Bielefeld: transcript 2011 (Edition Politik 2), S. 253–266. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415900.253>
- Závada, Pál: Das Vermächtnis des Fotografen. Roman. Übers. v. Ernő Zeltner. München [u.a.]: Luchterhand 2010.

**Amália Kerekes (Budapest)**

## **Kleine ungarische Globalgeschichte Zur Karriere des Topos „ungarischer Globus“<sup>1</sup>**

Raummetaphern stellen Angelpunkte der Wissensproduktion dar, so die im Anschluss an Foucault entwickelte These von Vittoria Borsò, die es erlauben, „die Punkte und Orte zu ermitteln, durch die der Diskurs eine Konstellation entwirft“.<sup>2</sup> Ihre besondere diskursive Leistung erhellt sich dadurch, dass es ihnen im Gegensatz zu den konkurrierenden Zeit- und Handlungskonzepten eine Robustheit eigen ist, die das Fort- und Ableben räumlicher Vorstellungen nachvollziehbar macht. Ihre Dominanz kann „Beharrung und Erstarrung im Sozialen“<sup>3</sup> suggerieren, schöpft jedoch ihre eigentümliche Kraft aus dem Widerstreit mit der für das 19. Jahrhundert charakteristischen Tendenz der Verzeitlichung der Begriffe, die man üblicherweise auf der Seite der Invention verbucht.<sup>4</sup> Das Potenzial einer neuen Metapher, deren Lebendigkeit gerade darin verbürgt ist, dass sie sich scheinbar aus diesem raumzeitlichen Gefüge von Korrelationen und Infiltrierungen befreit, ist vor diesem Hintergrund ebenso schwer wie einfach zu ermessen. Der Anspruch, nicht als Relationsbegriff, sondern als Inbegriff der Singularität und Exklusivität Verwendung zu finden, stabilisiert und reduziert zwar die Zahl der möglichen Bedeutungskonnotationen, lässt aber die Frage offen, inwiefern der „Ereignischarakter“ einer solchen sprachlichen Prägung in der Tat imstande ist, „sich der langfristig vorgegebenen Semantik zu entziehen“.<sup>5</sup>

Die Geschichte der attributiven Konstruktion „ungarischer Globus“, die mit einem in der deutschsprachigen Presse kolportierten Slapstick ihren Anfang

---

<sup>1</sup> Die Studie geht auf einen Vortrag im Rahmen der Konferenz „Post Empire. Habsburg-Zentraleuropa und die Genealogien der Gegenwart“ zurück, organisiert vom Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (21.–23.10.2015).

<sup>2</sup> Borsò, Vittoria: Grenzen, Schwellen und andere Orte. In: Dies.; Göring, Reinhold (Hg.): Kulturelle Topographien. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004, S. 13–42, hier S. 18.

<sup>3</sup> Neckel, Sighard: Felder, Relationen, Ortseffekte: Sozialer und physischer Raum. In: Csáky, Moritz; Leitgeb, Christoph (Hg.): Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem „Spatial Turn“. Bielefeld: transcript 2009, S. 45–55, hier S. 45.

<sup>4</sup> Zum Verhältnis von Invention und Konvention vgl. die Fortführung der Koselleck'schen Begriffsgeschichte in die Richtung der von Skinner vorgeschlagenen „rhetorischen Redeskription“, die die Dezentralisierung der Narrative ermöglicht, bei Palonen, Kari: *The Struggle with Time. A Conceptual History of ‚Politics‘ as an Activity*. Münster: Lit 2006.

<sup>5</sup> Koselleck, Reinhart: Sprachwandel und Ereignisgeschichte. In: Ders.: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, S. 32–55, hier S. 46.



nimmt, ist ein besonderes Beispiel für die Kollision semantischer Ambitionen und traditioneller Pragmatik. Als Topos kondensiert er kartografische und imperiale Vorstellungen und wird immer wieder als moderner Anachronismus kontextualisiert und zugleich temporalisiert, was die Frage aufwirft, inwiefern dieser Topos doch eine Neufokussierung oder zumindest Erweiterung der üblichen binären klassifikatorischen Logik in den Beschreibungen der Kräfteverhältnisse der Habsburgermonarchie ermöglicht. Lässt sich von dieser begrifflichen Warte aus in der Tat etwas ermitteln, was etwas anderes oder etwas mehr über den Status Ungarns verrät als die Implikationen des Begriffs der Peripherie und umgekehrt, welche Rückschlüsse lassen die ausnahmslos satirischen Verwendungen des „ungarischen Globus“ in der österreichischen Presse auf das Selbstverständnis der Monarchie als Imperium zu, das sich zunehmend gezwungen sieht, Elemente der Nationalisierung zu integrieren?<sup>6</sup>

Um diese besondere Sparte der Wissensproduktion gleich handfest zu machen, die die Spielarten des Nicht-Wissens ebenfalls inkludiert, bietet sich der Topos des „ungarischen Globus“ als Konvergenzpunkt von geopolitischen und modernisierungskritischen Momenten an. Die Bedeutung des „ungarischen Globus“, der seit 150 Jahren für die unverständliche oder allzu verständliche Eigenwilligkeit, Selbstverblendung, für den Chauvinismus und Größenwahnsinn Ungarns steht, lässt sich in vielfältigen Kontexten aktualisieren, wie dies in einem Artikel aus dem *Neuen Wiener Journal* mit dem Titel *Die chinesische Mauer* erkennbar wird. Der Text stammt aus dem Jahr 1907, als der Förderung der elektrischen Bahn zwischen Preßburg und Wien jedwede Unterstützung ungarischerseits untersagt wurde:

„Nicht von China ist die Rede, sondern von Ungarn, dort wollen sie eine chinesische Mauer errichten. [...] Daß Preßburg nicht näher zu Budapest liegt, ist eine geographische Tatsache, die sich selbst auf dem ungarischen Globus nicht wegleugnen läßt. Das ist ein Gravamen gegen die Geographie, die ohnehin so boshaft war, den von der Völkerwanderung in Pannonien abgelagerten erratischen Block des Magyarentums von fremden Nationalitäten umschließen zu lassen. Das ist eine natürliche chinesische Mauer, die vernünftige Politiker zu durchbrechen bemüht sein müßten. Der Ausgleich mit Oesterreich hat dem isolierten Magyarentum eine Ausfallspforte in die Welt der europäischen Kultur eröffnet. Nun will man sie wieder verrammeln.“<sup>7</sup>

Die Begriffsgeschichte des „ungarischen Globus“ scheint trotz oder gerade wegen dieser Vielzahl an Allusionen und Kontexten im Prinzip eine runde Geschichte zu sein. Als Ausgangspunkt wird immer wieder eine Anekdote

<sup>6</sup> Vgl. von Hirschhausen, Ulrike: A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven. In: *Geschichte und Gesellschaft* 41 (2015), H. 4, S. 718–757, hier S. 742f.

<sup>7</sup> N.N.: Die chinesische Mauer. In: *Neues Wiener Journal*, 14.6.1907, S. 1.

angegeben, als ein für die Feinheiten des Deutschen weniger sensibler ungarischer Kunde eine ungarisch beschriftete Weltkugel, eine real existierende Erfindung von 1840, kaufen wollte, und zwar mit den Worten: „Geben Sie mir Globus von Ungarn“. Unter den Quellenangaben der mehrheitlich in Wien, gelegentlich aber in Pest angesiedelten Anekdote dominiert die Idee, wonach der Vorfall von der deutschsprachigen Presse kolportiert oder zumindest zur eigentlichen Berühmtheit verholfen wurde.<sup>8</sup> In die ungarische Presse fand sie 1861 Eingang, als der Wiener Korrespondent der populärsten ungarischen Sonntagszeitung einige Belege für die seitens Österreichs in Abrede gestellten Verdienste Ungarns veröffentlichte.<sup>9</sup> Das Jahr markiert trotz einzelner früherer Befunde zum Kern dieser Anekdote<sup>10</sup> mit Blick auf die Wendung „ungarischer Globus“ den Anfang ihrer intensiven kontextuellen Auffächerung mit der stabilen Bedeutung als symbolische Geste eines Volks, das „die ganze Welt sich und nicht sich der Welt assimilieren möchte“.<sup>11</sup> Angesichts der relativ erdrückenden und sich zeitlich, regional, aber auch mit Blick auf die politische Profilierung der Presseorgane gleichmäßig verteilenden Trefferzahl in den ungarischen und österreichischen Zeitungsdigitalisaten vom Februarpatent 1861, das als Katalysator gelten darf,<sup>12</sup> bis zum Zerfall der Monarchie,<sup>13</sup> dürfte sich

<sup>8</sup> Vgl. Tóth, Béla: Szájról-szájra [Von Mund zu Mund]. In: Budapesti Hírlap, 10.1.1892, S. 1; rdl: Tóth Béla: Szájról szájra (Rezension). In: Budapesti Szemle 38 (1895), H. 82, S. 467–470; Tóth, Béla: Szálló ígék lexikona [Lexikon der geflügelten Worte]. Budapest: Franklin 1906, S. 376; Tolnai, Vilmos: Magyar glóbus. In: Napkelet 6 (1928), S. 638–340.

<sup>9</sup> K.T. [Adolf Agai]: Bécsi levél [Wiener Brief]. In: Vasárnapi Ujság, 28.4.1861, S. 200.

<sup>10</sup> Vgl. das nur aufgrund der Sekundärliteratur rekonstruierbare, weil in der Ungarischen Nationalbibliothek nicht mehr aufbewahrte Titelblatt des Bandes Daguerreotyp vom Erfinder des physisch greifbaren ungarischen Globus, dem Mathematiker Károly Nagy von 1841, mit einem Ungarn auf dem Erdball sitzend, der seinen Arm nach Amerika ausstreckt (Tolnai: Magyar glóbus, S. 639). Die Sekundärliteratur spricht in diesem Zusammenhang von einer bebilderten Replik auf die Augsburger Allgemeine Zeitung als Urheberin der Anekdote, die jedoch erst deutlich später den Vorfall aufgriff (N.N.: Die Orient-Bahnen. In: Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 27.11.1867, S. 5293–5295). Derzeit scheint der kurze Hinweis auf eine Szene in einer Pester Buchhandlung der früheste Beleg zu sein, als ein junger Mensch einen Globus verlangte, „der Ungarn allein enthalte“ (N.N.: Kurioses. In: Der Humorist [Wien], 28.4.1845, S. 404).

<sup>11</sup> Dr. Jellinek, Ad[olph]: Der jüdische Stamm. Mittheilungen aus einer ethnographischen Studie II. In: Die Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen (Wien), 8.11.1861, S. 115–117, hier S. 115.

<sup>12</sup> Vgl. die Karikatur im Wiener humoristischen Wochenblatt Figaro mit der gleichlautenden Unterschrift („Bitte, geben Sie mir Globus von Ungarn“), die unmittelbar vor der Erlassung des Februarpatents erschien (N.N.: In einer Pester Kunsthandlung. In: Figaro, 23.2.1861, S. 1).

<sup>13</sup> Das Korpus, das als wesentlichste Grundlage der Arbeit diente, besteht aus den Digitalisaten der Österreichischen Nationalbibliothek (Anno. Historische Zeitungen und Zeitschriften, <http://anno.onb.ac.at>, Trefferzahl: 1079) und der in Kooperation mit der Széchényi Nationalbibliothek erstellten Datenbank Arcanum Digitális Tudománytár (<http://adtplus.arcanum.hu>, Trefferzahl: 363). Stand: 1.9.2016. Zur Methode vgl. Kerekes, Amália: Calendar View: Digitization and Big Data in the Historical Daily Press Research. In: Kelemen, Pál; Nicolas, Pethes (Hg.): Philology in the making. Analog/digital cultures of scholarly writing and reading. Bielefeld: transcript 2019, S. 257–267.

dabei um ein Medienereignis mit einem vergleichsweise geringen Verschleiß handeln, das aber mit der Zeit extra Hungariam in Vergessenheit geraten ist. Ein komparatistischer begriffsgeschichtlicher Tour de force mit dieser Datenmenge<sup>14</sup> und die daraus folgenden notwendigen Verkürzungen könnten damit begründet werden, dass die journalistische Karriere dieses Scherzworts, das nach der Diagnose der österreichischen Presse „im Laufe der Ausgleichsjahre zur Wirklichkeit geworden“ ist,<sup>15</sup> die gängigen Muster der Klassifikationen zuspitzt, indem dabei in einer kompakten Form die sonst zerstreut vorliegenden, von der zeitgenössischen und späteren Historiografie ausgearbeiteten Distinktionen erkennbar werden. Mit anderen Worten zeigt sich dabei die Übersetzungsleistung der Presse, die unbekümmert um die Breite und Tiefe der aktuellen Konfliktlage auf diese Phrase als auf ein probates Erklärungsmodell, quasi Kollektivsymbol zurückgreift, das Jürgen Link zufolge „ein relativ festes semantisches Raster“ bildet, „an dem kollektiv und weitgehend anonym-spontan ‚weitergedichtet‘ werden kann“.<sup>16</sup>

Die eigenartige Produktivität des „ungarischen Globus“ zeigt sich am besten vor dem Hintergrund der konkurrierenden Bezeichnungen für die ungarische Reichshälfte, deren historischer oder religiöser Ballast als Land von Maria, Árpád und König Stephan in der österreichischen Presse zwar häufig karikiert,<sup>17</sup> aber womöglich wegen der Dominanz der religiösen Komponente nicht im Sinne der hunnisch-barbarischen Rückständigkeit ausgeschlachtet wurde. Der Status quo hingegen, den der „ungarische Globus“ impliziert, bot sich als kritisierbares Konzept an, das Probleme der Territorialisierung wie die Zollverträge, die eigenständige Armee und die Nationalbank, das Waren- und Handelsmonopol sowie die sprachliche Magyarisierung als moderne und zugleich zeitlose Phänomene sehen ließ.<sup>18</sup> Dass die Kritik an dieser Form der

<sup>14</sup> Zu den technischen Möglichkeiten, wie man in einem Korpus die Frequenz eines Wortes mit dem Vorkommen ganzer Wortgruppen in denselben Texten im Sinne des Topic Modeling semantisch präzisiert erfassen kann, was letztlich an die Technik der Verschlagwortung erinnert, vgl. Riddell, Allen Beye: *How to Read 22,198 Journal Articles: Studying the History of German Studies with Topic Models*. In: Erlin, Matt; Tatlock, Lynne (Hg.), *Distant Readings. Topologies of German Culture in the Long Nineteenth Century*. Rochester, NY: Camden House 2014, S. 91–114.

<sup>15</sup> s ... n: „Nummer Zwei“. In: *Morgen-Post* (Wien), 5.4.1883, S. 1.

<sup>16</sup> Link, Jürgen: „Einfluß des Fliegens! – Auf den Stil selbst!“ Diskursanalyse des Ballonsymbols. In: Ders.; Wülfing, Wulf (Hg.): *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta 1984, S. 149–163, hier S. 151f.

<sup>17</sup> Zum Árpáden- und Stephanskult vgl. von Klimó, Árpád: *Nation, Konfession, Geschichte. Zur nationalen Geschichtskultur Ungarns im europäischen Kontext (1860–1948)*. München: Oldenbourg 2003, S. 92–130, 137–146.

<sup>18</sup> Zu den Konzepten, die den progressiven Charakter und die universale Mission der ungarischen Suprematie artikulierten, vgl. Turda, Marius: *The Idea of National Superiority in Central Europe, 1880–1918*. Lewinnton, New York: Edwin Mellen Press 2004, S. 78–87; Trencsényi, Balázs: *The Politics of „National Character“. A study in interwar East European thought*. London, New York: Routledge 2012, S. 83–85.

provinziellen Globalisierung gerade eine kartografische Metaphorik entfaltete, belegt einmal mehr Benedict Andersons Überlegungen zur eminent wichtigen Rolle dieser Disziplin bei der Entstehung der modernen Nationalismen als Instrument einer „auf Totalität hin orientierte[n] Klassifikation“,<sup>19</sup> allerdings mit der in der ungarischen Kunstgeschichte bereits nachgewiesenen Einschränkung, wonach die Karte Ungarns vor den Friedensverträgen von 1920 zwar als Symbol der juristisch oder historisch verstandenen politischen Nation galt, aber nur in humoristischen Kontexten zum Einsatz kam, im Gegensatz zur zahlenmäßigen Dominanz der positiv aufgeladenen anthropomorphen Sinnbilder des Landes.<sup>20</sup> Die Partikularismen überzeichnenden Geometrisierung des Raums, wie sie mit dem Globus ermöglicht wurde, suggerierte auch für die positive Adaptation dieser Fremdzuschreibung ungarischerseits eine „räumliche Integrität“,<sup>21</sup> ohne die Konnotationen einer historischen Kontinuität strapazieren zu müssen.

Der „ungarische Globus“ ist dabei im Unterschied zur schwerfälligen Wendung „*Extra Hungariam non est vita, et si est, non est ita*“, die ebenfalls auf die singuläre Autogenese des Landes hinweist, aber abwechselnd mit humanistisch-bildungsbürgerlichen bzw. martialistisch-aristokratischen Inhalten verbunden wird,<sup>22</sup> auch in dem Sinne flexibel einsetzbar, dass er als quasi wissenschaftliches Zwitterding zwischen Kartografie und Anthropomorphisierung vage territoriale Vorstellungen vermitteln kann, ohne diese imperiale Idee mit binären Ordnungslogiken schwächen zu müssen. Die besondere Visualität und Materialität des Globus, der in einem kroatischen Witzblatt „in der Form eines Menschenantlitzes“ mit Schnauzbar und Kucsma verewigt wurde,<sup>23</sup> öffnet einen breiten Raum für das ironische Spiel mit seiner Fassbarkeit und Unfassbarkeit: Dass der üblicherweise korpulente Ungar den Globus „im Leibe“ trägt,<sup>24</sup> und dass die exklusive Magyarisierung der

---

<sup>19</sup> Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Übers. v. Benedikt Burkhard. Berlin: Ullstein 1998, S. 150. Zu den kartografischen Metaphern generell im Kontext der Nationalismustheorien vgl. Gyáni, Gábor: Az elveszített múlt. A tapasztalat mint emlékezet és történelem [Die Vergangenheit, die man verlieren kann. Die Erfahrung als Erinnerung und Geschichte]. Budapest: Nyitott Könyvműhely 2010, S. 240–245.

<sup>20</sup> Vgl. Sinkó, Katalin: A megsértett Hungária [Die verletzte Hungaria]. In: Hofer, Tamás (Hg.): Magyarok Kelet és Nyugat közt. A nemzetudat változó jelképei. [Die Ungarn zwischen dem Orient und Okzident. Die Symbole der wechselnden nationalen Identität]. Budapest: Balassi 1996, S. 267–282, hier S. 270–272; Krasznai, Zoltán: Földrajztudomány, oktatás és propaganda. A nemzeti terület reprezentációja a két világháború közötti Magyarországon [Geografie, Unterricht und Propaganda. Die Repräsentation des nationalen Territoriums im Ungarn der Zwischenkriegszeit]. Pécs: Publikon 2012, S. 42f.

<sup>21</sup> Sinkó: A megsértett Hungária, S. 270.

<sup>22</sup> Vgl. Tarnai, Andor: *Extra Hungariam non est vita ...* (Egy szállóige történetéhez) [Zur Geschichte eines geflügelten Wortes]: Budapest: Akadémiai 1969.

<sup>23</sup> Porzó [Adolf Ágai]: Nach unserem Süden. In: *Pester Lloyd*, 28.5.1893, S. 5–6, hier S. 5.

<sup>24</sup> Männchen: Briefe eines österreichischen Delegierten an seine Frau, III. In: *Der Floh*, 24.11.1878, S. 3.

Ortsbezeichnungen die Privatisierung der Karte zur Folge hat,<sup>25</sup> gehören ebenso zum Dunstkreis der Wendung, wie die Privatisierung der biblischen Schöpfungsgeschichte<sup>26</sup> mit einem magyarischen Turm von Babel<sup>27</sup> und die astronomisch inspirierten Ausweitungen des Bildes. Es drehe sich alles wieder einmal um den ungarischen Globus, heißt es öfters, wobei der ungarische Globus im „Czardastakt um die eigene Achse“ dreht,<sup>28</sup> oder in antisemitischen Kontexten als Anspielung auf die vermeintlich übereifrige Assimilation der ungarischen Juden „um die jüdische Achse“.<sup>29</sup> Die besondere magyarische Variante des Fortschritts wird dadurch erkennbar, dass „auf dem ungarischen Globus der Wendekreis des Krebses noch niemals so deutlich zu sehen [war] wie jetzt“,<sup>30</sup> und die Robustheit dieses wirtschaftsgeografischen Gebildes dürfte auch das Scheitern der Zollpolitik erklären, denn der ungarische Globus drängt sich „zwischen uns und den Orient“.<sup>31</sup> Das Monströse des Symbols wird aus österreichischer Perspektive immer wieder mit dem rhetorischen Trick artikuliert, der die vermeintlichen ungarischen „Mysterien“ schrittweise entmystifiziert, wie im typischen Auftakt eines Leitartikels: „Der ungarische Globus ist doch eine ganz eigenartige, merkwürdige Welt. Es ist, als ob das Völkchen der Magyaren gar nicht in Europa lebte, sondern ganz fern, besonders fern von europäischer – Moral. Es gibt immer neue und merkwürdige Dinge auf dem ungarischen Globus zu beobachten.“<sup>32</sup>

Diese Gesellschaft im „Jenseits“<sup>33</sup> mit ihren „übermütigen Tulpen-Politikern“,<sup>34</sup> die sich jedoch in „Molleithanien“<sup>35</sup> ständig in destruktiven Jeremiaden ergehen und unfähig sind, pragmatische Fragen ihrem Stellenwert entsprechend zu behandeln, wird mit einem charakteristischen Zitat aus der Zeit

<sup>25</sup> Vgl. N.N.: „Ofen-Pest“ – nicht Budapest. In: Grazer Tagblatt. Organ der Deutschen Volkspartei für die Alpenländer, 13.7.1900, S. 1–2.

<sup>26</sup> Vgl. N.N.: Magyarisches. In: Der Floh, 26.9.1880, S. 2.

<sup>27</sup> N.N.: Aus der Prophetenecke des „Kikeriki“. In: Kikeriki, 23.9.1909, S. 2.

<sup>28</sup> N.N.: Das österreichische Problem [Übernahme aus der Berliner Morgenpost]. In: Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 22.5.1906, S. 1–2, hier S. 1.

<sup>29</sup> N.N.: Politische Schnitzel. In: Salzburger Chronik, 12.7.1907, S. 6. Vgl. N.N.: Führer durch die kleine Millenniums-Ausstellung des „Kikeriki“. In: Kikeriki, 2.7.1896, S. 2: „Nr. 1 ist das Prachtstück meiner ganzen Ausstellung. Es ist der in beiden Hemisphären zu einer seltenen Berühmtheit gelangte ungarische Globus. [...] In der Mitte des Globus ist ein großer gelber Fleck, das ist Budapest, und wo der Fleck hochgelb wird, das ist die Millenniums-Ausstellung.“

<sup>30</sup> N.N.: Kikerikistische Einfälle. In: Kikeriki, 2.1.1898, S. 3.

<sup>31</sup> N.N.: Sind die Deutsch-Oesterreicher in Gefahr? In: Neue Freie Presse, 28.9.1879, S. 3. Zur Geschichte der Zollverhandlungen vgl. Katus, László: The Common Market of the Austro-Hungarian Monarchy. In: Gerő, András (Hg.): The Austro-Hungarian Monarchy Revisited. New York: Columbia 2009, S. 21–49.

<sup>32</sup> N.N.: Ungarische Mysterien. In: Neues Wiener Journal, 21.10.1908, S. 1.

<sup>33</sup> N.N.: Die Rede des Grafen Apponyi. In: Mährisches Tagblatt, 15.7.1903, S. 4.

<sup>34</sup> N.N.: Ungarns Zukunft bei Errichtung der Zollschränken. In: Vorarlberger Volksblatt, 23.8.1906, S. 2–3, hier S. 2.

<sup>35</sup> Notiz in der Rubrik Tagesneuigkeiten. In: Arbeiter-Zeitung, 12.4.1896, S. 6.

der Zollverhandlungen wie folgt beschrieben: „Sowie aber der Congreß diesen theoretischen Boden verließ und sich auf den der praktischen Beziehungen stellte, in welchen natürlich das Verhältniß zu Oesterreich obenan steht, verließ ihn die nüchterne Erwägung und Beurtheilung der Verhältnisse und der ‚ungarische Globus‘ kam wieder in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit und Anmaßung zum Vorschein.“<sup>36</sup> Liest man solche Stellen als Zerrspiegel der eigenen österreichischen imperialen Idee, so zeigt das mit der Sturheit von Ungarn verbundene Gefahrpotenzial in den einzelnen Affären als Unvereinbarkeit von politischem Pragmatismus österreichischerseits und einer Art Systemopposition ungarischerseits, einer fortwährenden Produktion von Dissens und Unvernehmen, wie es mit der Terminologie der postmarxistischen Kritik heißen würde, jedoch mit dem Unterschied, dass diese Dissensproduktion das Ausweichen in fiktive Kategorien, statt der Zuwendung zu realen Problemen begünstigt.

Die so verstandene Widerspenstigkeit Ungarns, mit Blick auf die sprachpolitischen Aspekte als Phrase auch auf den „tschechischen Globus“ ausgeweitet,<sup>37</sup> erscheint aus der österreichischen Perspektive als entbehrliche symbolische Politik, als forcierte und homogenisierende Überhöhung alltagspraktischer Problemlagen mit Hilfe des globusspezifischen „sechsten Sinns“,<sup>38</sup> mit dem politischen, wie es in einer Bilanz der Parteistellungen von 1873 heißt:

„Der Durchschnitt der gemäßigten Linken theilt mit den Achtundvierzigern die Anschauung vom ungarischen Globus, und nur Rücksichten äußerlicher Natur, das Streben nach einem urbanen Benehmen trennen die sogenannten Gemäßigten von jenen wilden Naturburschen. Um einen minutenlangen Moment des Triumphes setzt der Magyar die Behaglichkeit und Sicherheit einer langen Existenz aufs Spiel. Die Attribute eines selbständigen Staatswesens sind ihm nicht als Mittel zur intensiven Entwicklung seiner Kraft erwünscht; sie sind ihm werthvoll nur als Putzstücke, welche den Nachbarn Bewunderung abzwängen sollen. Die Forderungen einer selbständigen Armee und einer nationalen Bank sind, an einem sachlichen Maßstabe gemessen, nicht einem inneren Bedürfnisse entsprungen, sondern nur Erscheinungen dieses selbstgefälligen National-Charakters.“<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> N.N.: Congreß des deutschen Verbandes für kaufmännisches Unterrichtswesen. In: Kaufmännische Zeitschrift. Organ des Wiener Kaufmännischen Vereins, 15.9.1902, S. 149–150, hier S. 150.

<sup>37</sup> Vgl. N.N.: Politische Uebersicht. In: Feldkircher Zeitung, 27.1.1886, S. 1–2; N.N.: Der tschechische Globus und Dorns Export-Compass. In: Grazer Tagblatt (Abendausgabe), 4.5.1900, S. 1–2.

<sup>38</sup> N.N.: Stolze Worte. In: Pilsner Tagblatt, 3.1.1907, S. 1–2, hier S. 1.

<sup>39</sup> N.N.: [Leitartikel]. In: Neue Freie Presse, 23.3.1873, S. 1–2, hier S. 1.

Diese Reduktion der Feinjustierung politischer Theorie und Praxis auf eine Phrase als Verfahren und Gegenstand der österreichischen Presse wird in den ungarischen Selbstbeschreibungen immer wieder beim Wort genommen, mit dem Ergebnis, dass die wortwörtlichen und konzeptuellen Gehalte der Wendung mal in ihrer Negativität bestätigt, mal positiv überhöht werden, die aber insgesamt in ihrer Variabilität nicht an die Elastizität der österreichischen Befunde heranreichen. Dabei ist es augenfällig, und darin besteht die Besonderheit des Status der Phrase, dass ihre Genese als Fremdzuschreibung mehr oder minder explizit mitreflektiert wird, und dass die Tonalität ihres Kontextes zwar kämpferisch ist, aber meistens melancholisch untersetzt.<sup>40</sup> Für diese Ambivalenz bieten die beiden historischen Eckpunkte der Begriffsgeschichte plastische Beispiele. Die erste lange Auseinandersetzung mit der Wiener Erfindung aus dem Jahr 1882 gibt der Globusgeschichte einen besonderen Dreh, in dem sie auf den Umstand aufmerksam macht, dass die Deutschen nun gut zu lachen haben, „weil uns jetzt der ungarische Globus ebenso von ihnen geliefert wird wie einst der deutsche. Sie haben das Profit und das Lachen, wir nur den Globus.“<sup>41</sup> Trotzig verweist dabei der Verfasser auf den kulturellen Imperialismus des ungarischen Geistes, der durch die Kunst weite Teile der Welt zum größeren Ruhm des ungarischen Globus erobert hat.<sup>42</sup> Das Auseinanderstreben der materiellen und spirituellen Komponente der Wendung als weitere Variante auf die unmögliche Vereinbarkeit der politischen Praxis und Ideologie steht auch am anderen, heutigen Eckpunkt der Geschichte. Es geht um die innenpolitische Rubrik der mit dem Wiener *Falter* vergleichbaren Wochenzeitschrift, die die Überschrift „Ungarischer Globus“ trägt, die Rubrik für Weltpolitik heißt logischerweise „Weltdorf“ nach dem Muster von Marshall McLuhans *global village*, und die Zeitschrift selbst *Magyar Narancs* [Ungarische Orange] nach dem Inbegriff der stalinistischen agrarwirtschaftlichen Fehlspekulationen, als das kleine runde Ding namens Zitrone nur mit mäßigen Erfolg gedopt werden konnte. Das Ergebnis war mickrig und sauer, aber es war unser Produkt, wie es in der wirkungsmächtigsten Filmsatire über den Stalinismus hieß.<sup>43</sup>

<sup>40</sup> Zur offensiven Verwendung der „Territorialgrenzen-Symbole“, die sich allerdings durch einen „hohen Automatisierungsgrad“ auszeichnen und folglich schwach motiviert sind, vgl. Link, Jürgen: Die Struktur des Symbols in der Sprache des Journalismus. Zum Verhältnis literarischer und pragmatischer Symbole. München: Fink 1978, S. 206f.

<sup>41</sup> Rákosi, Jenő: A magyar glóbusz [Der ungarische Globus] (1882). In: Ders.: A magyarságért. [Für das Ungarn] Budapest: Elet 1914, S. 3–6, hier S. 3.

<sup>42</sup> Zur als kultureller Imperialismus verstandenen und positiv besetzten Idee des Globus vgl. u.a. N.N.: A bécsi sajtó a kiállításról [Die Wiener Presse über die Ausstellung]. In: Budapesti Hírlap, 2.5.1884, S. 5; (M.): A történelmi ünnep [Das historische Fest]. In: Fővárosi Lapok, 14.8.1885, S. 1633.

<sup>43</sup> A tanú [Der Zeuge], 1969. R: Péter Bacsó. Zum Film vgl. Nadkarni, Maya: „But it’s ours“. Nostalgia and the Politics of Authenticity in Post-Socialist Hungary. In: Todorova, Maria;

Daraus, was dazwischen liegt, sollen abschließend zwei markante semantische Felder des Topos herausgegriffen werden, die eine deutliche Affinität zur österreichischen Semantik an den Tag legen und bis heute Teil der politischen Publizistik sind. Erstens geht es um jene Konnotationen des Globus, die mit seiner Mobilität, mit seiner Drehgeschwindigkeit und Drehrichtung zusammenhängen, und bereits in der österreichischen Presse als Synonyme des Stagnierens und der Zwischenposition des Landes zwischen Osten und Westen verwendet wurden. Die kommunistische und sozialdemokratische Publizistik der ungarischen Emigranten in Wien nach 1919 knüpft sich an diese Vorstellung an, als sie den „Globus von Horthy-Ungarn“ aufs Korn nimmt, und mit diesem Bild zugleich das Vorbild der Globuskritik, das Werk des Dichters und Publizisten Endre Ady in Erinnerung ruft, wie es 1924 in der *Arbeiter-Zeitung* anlässlich der Ady-Feier im Wiener Künstlerhaus zu lesen ist:

„Es war eine recht merkwürdige Feier, die ungarische Künstler dem Schriftsteller Andreas Ady, dem Geiste des großen Dichters Jung-Ungarns, sich selbst und den in Wien lebenden Ungarn aller Schattierungen vor einigen Tagen darboten. Der Anlaß dazu? Es gab keinen anderen als den, daß, wenn sich Ungarn von heute von den Widerwärtigkeiten des Schauspiels, das der magyarische Globus bietet, erholen und abwenden und doch als Ungarn fühlen und denken wollen, dann ihnen kaum anderes übrig bleibt, als zu den Büchern Adys und den kongenialen Liedern seines Vertoners Bela Reinitz zu greifen [...]. Andacht und frenetischer Beifall wechselten bei diesen Darbietungen in dem überfüllten Saale, wo ein Stück von *dem* Ungarn seine Auferstehung feierte, das der Welt etwas Schönes und Wahres, wirklich Wertvolles zu sagen hat.“<sup>44</sup>

Ady entfaltete seine Kritik am Finitismus, an der Abkehr von der europäischen Modernisierung des Landes im Sinne eines Globus im Kopf als Engstirnigkeit, Dickköpfigkeit, gepaart dem Topos des abwechselnd nach Osten und Westen gravitierenden Fährlands<sup>45</sup> und mit der träumerischen Verwesung, die einem politischen und wirtschaftlichen Sicherheitsspiel den Vorschub gibt, wie es in einem revolutionären Gedicht von 1913 heißt: „Es wandelt sich, wer unser Fieber spürte, / neu schlagen Traum und Denken in ihm hoch. / Das Herz, auf Neues gierig, bebt und zittert, / und alles Alte würgt es wie ein Joch. / Schon heißt die Blindheit nicht mehr: Ungarnkrankheit. / Ab vom Madjarenglobus löst

---

Gille, Zsuzsa (Hg.): Post-communist Nostalgia. New York: Berghahn Books 2010, S. 190–214.

<sup>44</sup> S.K.: Eine Ady-Feier in Wien. In: *Arbeiter-Zeitung*, 23.4.1924, S. 5.

<sup>45</sup> Zur Geschichte des Topos vgl. Kovács, Éva: Wie wird Europa in Ungarn kommuniziert? In: Öhner, Vráth et al. (Hg.): *Europabilder*. Innsbruck: Studien-Verlag 2005, S. 103–114, hier S. 108f.; Csapody, Tamás: *Kompország politikusai: Koppányok és Szent Istvánok* [Politiker des Fährlandes: die Koppánys und die heiligen Stefane]. In: *Politikatudományi Szemle* 15 (2006), H. 1, S. 179–200.



sich der Verstand, / er muß von uns den neuen Rhythmus lernen, / nicht träumerisch verkümmern darf das Land.“<sup>46</sup>

Die abgelehnte, weil riskante Idee des Fortschritts, der in der österreichischen Presse als sichere Entwicklung in den Rahmen der Monarchie erschien, wird dabei um jene Virtualität ergänzt, die die Verfassung als öffentlich-rechtliche Fiktion für das Gebiet der Krone im Sinne der überzeitlichen Beständigkeit postuliert und die schrittweise Verabschiedung des Liberalismus zugunsten der Verortung Ungarns unter den „übergeordneten, zivilisierenden Nationen mit imperialem Anspruch“ vorbereitet.<sup>47</sup> Diese Mischung aus Realpolitik und Fiktionalisierung wurde nach der „Verkleinerung des ungarischen Globus“, wie die Folgen der Friedensverträge in der österreichischen Presse bezeichnet wurden,<sup>48</sup> allmählich zu einem ungarischen Platonismus umgedeutet, was sich gewissermaßen als Satyrspiel von Hardts und Negris Empirekonzept als dezentralisierende, deterritorialisierende Totalität lesen lässt.<sup>49</sup> Paradoxerweise erhielt jedoch diese Idee, und das ist das zweite Beispiel, gerade in den legitimistischen Kreisen neue Akzente, die durch die aufwertende Adaptation des Sinnbilds des ungarischen Globus den Versuch unternahmen, an die föderalistischen Projekte aus der Spätphase der Habsburgermonarchie anzuknüpfen.<sup>50</sup> Dabei griffen sie auf die auch österreichischerseits formulierte Kritik am Trialismus zurück, dessen Verwirklichung bzw. Abwehr durch die Stärkung der Magyarisierung 1912 in der österreichischen Presse wie folgt eingeschätzt wurde:

„[E]s würden über Nacht sämtliche nichtmagyarische Völkerklassen Transleithaniens im Magyarentume aufgehen, was könnte dieses rein magyarische Königreich, eingekeilt zwischen Deutschen, Slawen und wieder Slawen, dem Deutschtume Oesterreichs schaden? Dem Alldeutschtume überhaupt? Hingegen würden sich unsere völkischen Verhältnisse sehr bedrohlich umgestalten, wenn der sogenannte ungarische Globus eines Tages entweder ganz von der Karte

<sup>46</sup> Ady, Endre: Neue Frühlingsheerschau, übersetzt v. Heinz Kahlau. In: Ders.: Gedichte. Auswahl zum 100. Geburtstag des Dichters. Budapest: Corvina 1977, S. 121–122.

<sup>47</sup> Dénes, Iván Zoltán: A haladás és a nemzet politikai nyelvei, kulcsfogalmi és fogalmi hálói [Die politischen Sprachen, Schlüsselbegriffe und Begriffsnetze von Fortschritt und Nation]. In: Fazekas, Gergely Tamás et al. (Hg.): „Politica philosophiai okoskodás“. Politikai nyelvek és történeti kontextusok a középkortól a 20. századig. [„Politisch-philosophische Besserwisserei“ Politische Sprachen und historische Kontexte vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert]. Debrecen: Debreceni Egyetem 2013, S. 289–299, hier S. 294.

<sup>48</sup> N.N.: Zur Lage. In: Grazer Mittags-Zeitung, 2.11.1918, S. 1–2, hier S. 1.

<sup>49</sup> Hardt, Michael; Negri, Antonio: Empire. Die neue Weltordnung. Übers. v. Thomas Atzert, Andreas Wirtensohn. Frankfurt/M., New York: Campus 2003, S. 59 und passim.

<sup>50</sup> Zur Geschichte des Legitimusismus vgl. Fiziker, Róbert: Aus der österreichisch-ungarischen Monarchie eine ungarisch-österreichische? Jenseits der Leitha (und der Realität). In: Szabó, Csaba (Hg.): Österreich und Ungarn im 20. Jahrhundert. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien, Balassi Institut – Collegium Hungaricum 2014, S. 147–167.

Europas verschwände oder doch Einbuße erleiden müßte durch die für uns Deutsche in Österreich-Ungarn sehr gefährliche trialistische ‚Bigamie‘?<sup>51</sup>

Der wichtigste Theoretiker des ungarischen Legitimismus, der Journalist Sándor Pethő arbeitete in der Rubrik „Vom ungarischen Globus“ der anfangs rechtsradikalen, später antifaschistischen Tageszeitung *Magyarság* [Ungarntum] in den 1920er Jahren den utopischen Entwurf aus, der gegen den Byzantinismus der kultureller Hoheit und das „Opium der geografischen Einheit“<sup>52</sup> gewendet um die korrigierte Neuauflage der habsburgischen Reichsidee bemüht war. Die Lösung bestünde demnach „im Kompromiss der ungarischen Idee und der habsburgischen Idee, der von der zentralen Eigenart der ungarischen Staatsidee ausgeht, um im Zeichen des Gleichgewichts und durch die Berücksichtigung der Kräfteverhältnisse die Selbstverwaltung und Eigenentwicklung der peripheren Kräfte zu sichern.“<sup>53</sup>

All diese Richtungswechsel des „ungarischen Globus“ wären auch ohne den Topos des ungarischen Globus rekonstruierbar gewesen, und zwar als verlängerte Geschichte der homogenisierenden „territoriale[n] Extensivität“, die „gleichförmig und flächendeckend innerhalb der vermeintlich unabänderlichen Grenzen“ am Werk sein sollte.<sup>54</sup> Und es wäre sicherlich zu hoch gegriffen, seinen epistemologischen Wert in die Nähe der von Hans Blumenberg analysierten Metaphern zu rücken, denn ein vergleichbares Abstraktionsniveau ist dieser journalistischen Phrase mit ihrer beliebigen Kontextualisierbarkeit bestimmt nicht eigen. Das Funktionieren dieses Topos dürfte jedoch in der Hinsicht Ähnlichkeiten mit der politischen, philosophischen Metaphorik aufweisen, dass es mit Hans Blumenbergs Worten ebenfalls auf die „Verlegenheiten des Unverstands“ reagiert und zur „Verdichtung grundloser Scheinevidenzen“ beiträgt.<sup>55</sup> Der Unverstand österreichischerseits, das publizistische Spiel mit der „Verschlüsselung und Entzifferung“<sup>56</sup> allzu deutlich

<sup>51</sup> Heimfelsen, J.: Die Deutschen und Madjaren in Oesterreich-Ungarn. In: Vorarlberger Volksfreund, 14.5.1912, S. 2.

<sup>52</sup> Pethő, Sándor: A földrajzi egység áfiuma [Opium der geographischen Einheit]. In: *Magyarság*, 12.11.1922. Zit. n.: Ders.: *A magyar Capitolium* [Am ungarischen Capitolium]. Hg. v. Géza Závodszy. Budapest: Akadémiai 2005, S. 161–163.

<sup>53</sup> Pethő, Sándor: *A magyar Capitolium* [Am ungarischen Capitolium] (1932). In: Pethő: *A magyar Capitolium*, S. 341–393, hier S. 370.

<sup>54</sup> Evans, Robert J. W.: Der ungarische Nationalismus im internationalen Vergleich. In: von Hirschhausen, Ulrike; Leonhard, Jörn (Hg.): *Nationalismen in Europa: West- und Osteuropa im Vergleich*. Göttingen: Wallstein 2001, S. 291–305.

<sup>55</sup> Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 405. Zum Verhältnis der Metaphorologie und der Begriffsgeschichte mit Blick auf den Status der konstitutiven „Unbestimmtheiten“ der Begriffe bzw. der Metaphern vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: *Pyramiden des Geistes. Über den schnellen Aufstieg, die unsichtbaren Dimensionen und das plötzliche Abebben der begriffsgeschichtlichen Bewegung*. In: Ders.: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*. München: Fink 2006, S. 7–36.

<sup>56</sup> Blumenberg: *Lesbarkeit*, S. 108.

vorliegender Sachverhalte, und die Scheinevidenzen beiderseits, die die Tragfähigkeit des Topos gerade von seiner Trägheit her sichtbar machen, zeigen sich an diesem kleinen Korpus als Eckpfeiler einer Wissensproduktion, die das mit Hardts und Negris Worten empire-spezifische „*Dispositiv der Streuung und Differenzierung*“<sup>57</sup> stärker als die sonstigen Symbole Ungarns auf die Singularisierung der Phänomene bezieht. Anders formuliert scheinen diese Beispiele jenseits der binären Kategorisierungen wie Homogenität und Heterogenität, Geschlossenheit und Offenheit zu fallen, und zwar dadurch, dass im Bild des Globus das absolut Andere komprimiert wird, dessen Singularität nur die Legitimisten als korrigierbar erachteten zugunsten eines mitteleuropäischen imperialen Experiments. Aus der ungarischen Perspektive dreht sich dieser Globus, um erneut und abschließend zu den Paradigmen von Blumenberg zu greifen, um die Erklärungsmodelle für die „notwendigen Wagnisse“ und die „unverantwortlichen Suggestionen“,<sup>58</sup> wie es für die metaphorische Vermittlung singulärer Inhalte bezeichnend ist, und hält er inne, wie es so häufig der Fall war und ist, bleiben nur noch die unerklärlich-erklärlichen unverantwortlichen Wagnisse zurück, die die wie auch immer formulierte Kritik an der liberalen Modernisierung und die Befürwortung einer Art „Glokalität“ undeutbar und intransparent machen.

Péter Esterházy, dem immer wieder eine „auf Analogien beruhende, also deterministische Geschichtsauffassung“<sup>59</sup> zum Vorwurf gemacht wurde, spielte selbst gerne die Karte der fehlenden Radikalität aus, indem er mit dem Auf- und Abbau von Singularitäten, mit der Verwechslung von Bezeichnetem und Bezeichnendem zeigte, wie und ob man mit dem metaphorischen Ballast der Differenz- und Wissensproduktion, letztlich mit der Leugnung des Anderen umgehen kann. Die *Kleine ungarische Pornographie* von 1984, deren Attributkonstruktion „kleine ungarische“ sich rasch als Ausdruck für symptomatische Kleinformaten verselbstständigte, verkörpert die gewaltsame Gleichzeitigkeit der großen und kleinen Erzählungen, des ideologischen Vokabulars und der physischen Präsenz, deren Unterbrechung – wie auch das Entkommen aus dem Teufelskreis der Fremd- und Selbstzuschreibungen im Umfeld des „ungarischen Globus“ – auf ungewisse Zeit vertagt wurde:

„Der Dialog, meine Liebste, ist nur dann möglich, wenn die Parteien aus der Anonymität herausfinden und einen solch schlagfertigen Boden erschaffen, der, indem er sich im Bereich der Persönlichen befindet, weder diesseits noch jenseits dessen, weder im Abstrakten noch im Unpersönlichen, das sich gegenseitig Aussprechen eine Wirklichkeit werden läßt ... [...] Die Sprache ist einer der

<sup>57</sup> Hardt/Negri: *Empire*, S. 349 (Hervorhebung im Original).

<sup>58</sup> Blumenberg: *Lesbarkeit*, S. 405.

<sup>59</sup> Radnóti, Sándor: *Az ambivalens műbíráló* [Die ambivalente Kunstkritik]. In: Ders.: *Recrudescunt vulnera*. Budapest: Cserépfalvi 1991, S. 135–173, hier S. 154.

großen Friedhöfe von Ansichten, überall finden sich Grabsteine von Metaphern, oder so ähnlich. Entsprechend geht das zu. Und trotzdem glaube ich, daß die durch die Sprache hervorgerufene Wirklichkeit, da sie einen Bogen von einer Person zur anderen schließt, das Persönliche spricht zum Persönlichen (süße Person!), auf etwas Gemeinsames abzielt, das heißt, theoretisch gibt es eine Möglichkeit für das Verstehen.“<sup>60</sup>

## Literatur

- Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Übers. v. Benedikt Burkhard. Berlin: Ullstein 1998.
- Blumenberg, Hans: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000.
- Borsò, Vittoria: Grenzen, Schwellen und andere Orte. In: Dies.; Göring, Reinhold (Hg.): Kulturelle Topographien. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004, S. 13–42.
- Csapody, Tamás: Kompország politikusai: Koppányok és Szent Istvánok [Politiker des Führenlandes: die Koppánys und die heiligen Stefane]. In: Politikatudományi Szemle 15 (2006), H. 1, S. 179–200.
- Dénes, Iván Zoltán: A haladás és a nemzet politikai nyelvei, kulcsfogalmi és fogalmi hálói [Politsprachen, Schlüsselbegriffe und Begriffsnetze von Fortschritt und Nation]. In: Fazekas, Gergely Tamás et al. (Hg.): „Politica philosophiai okoskodás“. Politikai nyelvek és történeti kontextusok a középkortól a 20. századig. Debrecen: Debreceni Egyetem 2013, S. 289–299.
- Evans, Robert J. W.: Der ungarische Nationalismus im internationalen Vergleich. In: von Hirschhausen, Ulrike; Leonhard, Jörn (Hg.): Nationalismen in Europa: West- und Osteuropa im Vergleich. Göttingen: Wallstein 2001, S. 291–305.
- Fiziker, Róbert: Aus der österreichisch-ungarischen Monarchie eine ungarisch-österreichische? Jenseits der Leitha (und der Realität). In: Szabó, Csaba (Hg.): Österreich und Ungarn im 20. Jahrhundert. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien, Balassi Institut – Collegium Hungaricum 2014, S. 147–167.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Pyramiden des Geistes. Über den schnellen Aufstieg, die unsichtbaren Dimensionen und das plötzliche Abebben der begriffsgeschichtlichen Bewegung. In: Ders.: Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte. München: Fink 2006, S. 7–36.
- Gyáni, Gábor: Az elveszített múlt. A tapasztalat mint emlékezet és történelem [Die Vergangenheit, die man verlieren kann. Die Erfahrung als Erinnerung und Geschichte]. Budapest: Nyitott Könyvműhely 2010.
- Hardt, Michael; Negri, Antonio: Empire. Die neue Weltordnung. Übers. v. Thomas Atzert, Andreas Wirtensohn. Frankfurt/M., New York: Campus 2003.
- von Hirschhausen, Ulrike: A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven. In: Geschichte und Gesellschaft 41 (2015), H. 4, S. 718–757. <https://doi.org/10.13109/gege.2015.41.4.718>
- Katus, László: The Common Market of the Austro-Hungarian Monarchy. In: Gerő, András (Hg.): The Austro-Hungarian Monarchy Revisited. New York: Columbia 2009, S. 21–49.

---

<sup>60</sup> Esterházy, Péter: Kleine ungarische Pornographie. Übers. v. Zsuzsanna Gahse. Salzburg, Wien: Residenz 1987, S. 26–27.

- Kerekes, Amália: Calendar View: Digitization and Big Data in the Historical Daily Press Research. In: Kelemen, Pál; Nicolas, Pethes (Hg.): *Philology in the making. Analog/digital cultures of scholarly writing and reading*. Bielefeld: transcript 2019, S. 257–267. <https://doi.org/10.14361/9783839447703-016>
- von Klimó, Árpád: *Nation, Konfession, Geschichte. Zur nationalen Geschichtskultur Ungarns im europäischen Kontext (1860–1948)*. München: Oldenbourg 2003. <https://doi.org/10.1086/ahr/110.2.582>
- Koselleck, Reinhart: Sprachwandel und Ereignisgeschichte. In: Ders.: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, S. 32–55. <https://doi.org/10.1515/zrs.2010.016>
- Kovács, Éva: Wie wird Europa in Ungarn kommuniziert? In: Öhner, Vráth et al. (Hg.): *Europabilder*. Innsbruck: Studien-Verlag 2005, S. 103–114.
- Krasznai, Zoltán: *Földrajztudomány, oktatás és propaganda. A nemzeti terület reprezentációja a két világháború közötti Magyarországon [Geografie, Unterricht und Propaganda. Die Repräsentation des nationalen Territoriums im Ungarn der Zwischenkriegszeit]*. Pécs: Publikon 2012. <https://doi.org/10.17355/rkkpt.v22i2.30>
- Link, Jürgen: „Einfluß des Fliegens! – Auf den Stil selbst!“ Diskursanalyse des Ballonsymbols. In: Ders.; Wülfing, Wulf (Hg.): *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta 1984, S. 149–163. <https://doi.org/10.1515/arbi.1989.7.2.133>
- Link, Jürgen: *Die Struktur des Symbols in der Sprache des Journalismus. Zum Verhältnis literarischer und pragmatischer Symbole*. München: Fink 1978.
- Nadkarni, Maya: „But it’s ours“. Nostalgia and the Politics of Authenticity in Post-Socialist Hungary. In: Todorova, Maria; Gille, Zsuzsa (Hg.): *Post-communist Nostalgia*. New York: Berghahn Books 2010, S. 190–214. <https://doi.org/10.2307/j.ctt9qd8t4.15>
- Neckel, Sighard: Felder, Relationen, Ortseffekte: Sozialer und physischer Raum. In: Csáky, Moritz; Leitgeb, Christoph (Hg.): *Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem „Spatial Turn“*. Bielefeld: transcript 2009, S. 45–55. <https://doi.org/10.14361/9783839411209-004>
- Palonen, Kari: *The Struggle with Time. A Conceptual History of ‚Politics‘ as an Activity*. Münster: Lit 2006.
- Radnóti, Sándor: *Az ambivalens műbíráló [Die ambivalente Kunstkritik]*. In: Ders.: *Recrudescunt vulnera*. Budapest: Cserépfalvi 1991, S. 135–173.
- Riddell, Allen Beye: How to Read 22,198 Journal Articles: Studying the History of German Studies with Topic Models. In: Erlin, Matt; Tatlock, Lynne (Hg.): *Distant Readings. Topologies of German Culture in the Long Nineteenth Century*. Rochester, NY: Camden House 2014, S. 91–114. <https://doi.org/10.1515/jdrg-2015-0019>
- Sinkó, Katalin: *A megsértett Hungária [Die verletzte Hungária]*. In: Hofer, Tamás (Hg.): *Magyarok Kelet és Nyugat közt. A nemzettudat változó jelképei*. Budapest: Balassi 1996, S. 267–282.
- Tarnai, Andor: *Extra Hungariam non est vita ... (Egy szállóige történetéhez) [Zur Geschichte eines geflügelten Wortes]*: Budapest: Akadémiai 1969.
- Trencsényi, Balázs: *The Politics of „National Character“*. A study in interwar East European thought. London, New York: Routledge 2012. <https://doi.org/10.4324/9780203806708>
- Turda, Marius: *The Idea of National Superiority in Central Europe, 1880–1918*. Lewinston, New York: Edwin Mellen Press 2004.

**Günther Rüter (Bonn)**

## **Theodor Fontane zum 200. Geburtstag<sup>1</sup>**

In seinem letzten Roman *Der Stechlin* lässt Fontane die Hauptfigur Baron Dubslav von Stechlin, Major a. D., ein Vertreter des ostelbischen Adels, aber der mildereren Observanz, obwohl sein Geschlecht schon vor den Hohenzollern da war, ausführen: „Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.“<sup>2</sup>

Da Fontane offenkundig, wie der Leser dieses wunderbaren Alterswerks feststellt, große Sympathien für den alten Dubslav und seine Art und Weise, auf die Welt zu schauen, hegte, darf die Frage erlaubt sein, ob er sich seiner Meinung anschloss, dass es unanfechtbare Wahrheiten überhaupt nicht gäbe. Die Antwort fällt eindeutig aus: Ja! Unterstellen wir einmal, dass dies stimmt, schließt sich die Erwägung an, ob für Fontane in hohem Alter denn nichts mehr verbindlich gewesen sei. Ließ er nichts mehr gelten? War für ihn alles relativ? War er ein Nihilist, dem nichts mehr heilig war? Die Antwort auf diese Fragen führen zu einem entschiedenen „Nein“! Was gilt nun?

Fontane ging in seinem ausgefüllten Dasein durch eine harte Schule des Lebens. Es lehrte ihn, dass der Mensch, auch der klügste von allen, nicht in der Lage ist, die Wirklichkeit zu durchschauen und in Worte zu kleiden. Denn die Wirklichkeit ist vielgestaltig und in sich widersprüchlich. Die Menschen sehen sie mit unterschiedlichen Augen. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie unterschiedlichen Alters sind, oder aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen bzw. Ständen stammen. Auch die Sichtweise der Geschlechter spielt eine maßgebliche Rolle. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten fordert die Wirklichkeit dazu auf, gedeutet zu werden, wenngleich auch die trefflichste Analyse hinter ihr zurückbleibt. Fontane hat sich dieser Herausforderung gestellt.

Schon in jungen Jahren fasste er den Entschluss, Schriftsteller zu werden. Im Alter spricht er davon, ein „Tintensklave“ zu sein. Er hat seine Zeit mit wachen und kritischen Augen durchgemessen. Er wollte unterhalten, nicht belehren, aber doch der Gesellschaft und dem Staat den Spiegel vorhalten. Dies gilt besonders für sein Alterswerk, für seine Romane, aber nicht nur. Auch seine späten Balladen und Theaterkritiken zeugen davon. Bei der Beerdigung des Barons würdigt Pastor Lorenzen den Verstorbenen mit den folgenden Worten:

---

<sup>1</sup> Der Vortrag wurde am 8. Mai 2019 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität gehalten.

<sup>2</sup> Fontane, Theodor: *Der Stechlin*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 8. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1959, S. 8. Die Seitenzahlen im Haupttext beziehen sich auf diese Ausgabe.

„Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Leben kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt. Was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. [...]. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war.“  
(351)

Dies galt auch für Fontane. Es gilt für sein Leben und von wenigen Ausnahmen auch für sein ganzes, viele tausend Seiten umfassendes Werk. Am deutlichsten legt das Konzeptionsprinzip seiner Romane darüber Zeugnis ab. Der Erzähler nimmt sich zurück; er weiß, dass er nicht mehr weiß, als alle anderen. Darum lässt er seine Figuren, die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Er selbst nimmt an ihren Gesprächen mit großer Aufmerksamkeit teil, aber er beansprucht für sich keine Sonderrolle. Er arrangiert sie. Er schildert sie als Menschen ihrer Zeit, ihres Standes und ihrer Generation. Er schildert sie mit Empathie. Das gilt nicht nur für Effi Briest, es gilt auch für ihren ehrsüchtigen Ehemann von Innstetten. Er folgt der gesellschaftlichen Konvention. Obwohl er seine Frau liebt, entscheidet er sich gegen sie und für das „tyrannisierende Gesellschafts-Etwas“. „Ich habe keine Wahl. Ich muß“, lautet seine Unglücksbotschaft.<sup>3</sup>

Fontane meidet jede ‚Schwarz-Weiß-Konturierung‘. Die Sichtweise des Erzählers und die seiner Akteure treten in einen Dialog ein. Sie kommunizieren miteinander, wie die Streicher mit den Bläsern in einem Orchester. Ab und zu meldet sich der Erzähler jedoch mit einem gewissen Nachdruck zu Wort, so wie in einem Klavierkonzert der Pianist. Dabei bleibt er aber immer, wie dieser auch, symphonischer Teil des von ihm inszenierten Geschehens. Häufig begibt er sich dabei in die Pose des heiteren Darüberstehens. Er verweist auf die Schwächen und Stärken seiner Protagonisten. Ihre Haltungen, wie auch seine eigene als Erzähler, kleidet er gerne in sanfte Ironie. Und doch lässt er den Leser nicht in diesem vielstimmigen und manches Mal dramatische Züge annehmenden Konzert der sich widersprechenden Meinungen und Ansichten allein. Er führt ihn dahin, Überlebtes, Absterbendes, Morsches, das auf alten Konventionen und überkommenden Moralvorstellungen beruht, zu überprüfen und sich dem Neuen mit kritischem aber wachem Blick zu stellen. Surfer des Zeitgeistes sind ihm suspekt.

Fontanes Leben zeigt, dass er kein ‚Programmbürger‘ war, der sich mal dieser mal jener Meinung anschloss, so wie es gerade günstig erschien. Fontane war

---

<sup>3</sup> Fontane, Theodor: Effi Briest. In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 7, S. 374.

ein Mann der Gesinnung und Haltung, aber er war kein Prinzipienreiter. Vielmehr war er zu Kompromissen bereit. Er musste sie häufiger eingehen, als es ihm lieb war. Aber er setzte Grenzen. Grenzen für sich und Grenzen für andere. Aber zuallererst lotete er sie aus. „Sich abschließen heißt sich einmauern, und sich einmauern ist der Tod“, heißt es im *Stechlin* (251). Es könnte sein Lebensmotto sein!

Fontane hat sich auch im hohen Alter nicht eingemauert. Er hat mit wachem, neugierigem Blick den Wandel der Zeit betrachtet. Er hat sich die Frage gestellt, was sollte erhalten bleiben und was sollte an Neuem hinzukommen. Diese Haltung des Suchens spiegelt sich in seinen Romanen und Gedichten. Viele sind nicht zuletzt deshalb unsterblich geworden. Sie sind aber auch unsterblich geworden, weil ihnen neben dem Kolorit des sich rasant verändernden neunzehnten Jahrhunderts eine tiefe menschliche Dimension innewohnt. Sie bricht jede tendenziöse Neigung, relativiert sie zumindest, wie in dem Gedicht *Einzug*, das den Einmarsch der preußisch-deutschen Truppen nach dem Sieg gegen Frankreich 1871 in heroischer Pose schildert, mit den lakonischen Worten an den König und sein Militär: „Bon soir, Messieurs, *nun ist es genug*.“<sup>4</sup> Fontane war ein großartiger Stilist, feinsinniger Beobachter und Kritiker des Zeitgeistes, dem wir heute nicht weniger ausgeliefert sind, als er damals. Seine Romane und Erzählungen zeugen von der Mühsal, dagegen anzukämpfen. Sie zeugen aber auch davon, wie notwendig es ist.

Was würde Fontane zu einer derartigen Würdigung sagen. Wir wissen es nicht. Aber vermutlich würde er sagen, ich fühle mich geehrt und hinzufügen: und nicht völlig missverstanden. Sicher ist, dass es ihn sehr überraschen würde, zu erfahren, dass ihm noch heute große Aufmerksamkeit zu Teil wird. Ein Denkmal in Neuruppin, seiner Geburtsstadt und im Tiergarten in Berlin, wo er so gerne spazieren ging, das lag jenseits seiner Vorstellungen. In fortgeschrittenem Alter dichtete er:

„Summa summarum

[...] Es drehte sich alles um Lirum larum  
Um Lirum larum Löffelstiel,  
Alles in allem es war nicht viel.“<sup>5</sup>

Knapp zehn Jahre vor seinem Tod schrieb er:

„Ich habe, ein paar über den Neid erhabene Kollegen abgerechnet, in meinem langen Leben nicht 50, vielleicht nicht 15 Personen kennen gelernt, denen

---

<sup>4</sup> Fontane, Theodor: Balladen und Gedichte. In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 20, S. 239–241, hier S. 241.

<sup>5</sup> Ebd., S. 412.



gegenüber ich das Gefühl gehabt hätte: ihnen dichterisch und literarisch *wirklich* etwas gewesen zu sein. Im Kreise meiner Freunde hier (oder gar Verwandten) ist nicht einer; jeder hält sich die Dinge grundsätzlich und ängstlich vom Leibe, und vergegenwärtige ich mir das alles, so habe ich allerdings Ursach, über den Verkauf von lumpigen 1000 Exemplaren erstaunt zu sein, denn 100 ist eigentlich schon zu viel. Und mehr als 100 werden auch aus dem Herzen heraus *nicht* gekauft [...].“<sup>6</sup>

Natürlich handelte es sich bei diesen Einlassungen um grandiose Übertreibungen. Daraus sprach ebenso Bescheidenheit wie Enttäuschung. Denn tatsächlich gelang es ihm erst mit *Effi Briest*, den sehnsüchtig erwarteten Bestseller zu schreiben.

Fontane blickte stets mit einer gewissen Zurückhaltung und Skepsis auf seine Kollegen, Zeitgenossen, Kritiker, Würdiger und Verwandten. Diese Eigenschaft verstärkte sich besonders dann, wenn Jubiläen anstanden. Er selbst schrieb zahlreiche Gelegenheitsgedichte aus besonderem Anlass und wusste nur zu gut, wie sie zustande kamen und welcher Geist sie trieb.

Jubiläen verführen zur Verallgemeinerung und zur Idealisierung. Dies setzt in der Regel schon nach zehn Jahren ein. Allerdings ist zu diesem Zeitpunkt für den Laudator noch Vorsicht geboten. Die Vergangenheit ist noch präsent. Nach 50 Jahren sieht das anders aus. Hier blickt die nachgewachsene Generation auf die vorherige. Das Korrektiv lebt. Nach 100 Jahren ist dieser Bezug nicht mehr gegeben. Vor 100 Jahren sprachen die Menschen über die bittere Niederlage der Mittelmächte im ‚Großen Krieg‘. Für die Zeitgenossen heute liegt das eine Ewigkeit zurück. Aber die Folgen dieser Heimsuchung Europas spüren wir immer noch. In der Gegenwart liegt mehr Vergangenheit, als wir im Alltag gemeinhin wahrnehmen. Und wie ist es mit einem 200jährigen Jubiläum, dem 200. Geburtstag von Fontane?

Tritt uns in seinem Werk nun endgültig der Staub der preußisch-deutschen Geschichte entgegen? Reicht ein Staublappen nicht mehr, brauchen wir einen starken Staubsauger, um es zugänglich zu machen? Kurt Tucholsky jedenfalls meinte schon zu seinem 100. Geburtstag, an dem die Niederlage der Mittelmächte im Großen Krieg endgültig im Vordergrund stand, dass dieser „märkische Goethe“ keine Zukunft mehr hätte: „Wir denken anders, wir werten anders, wir fühlen anders, und wir urteilen anders“, meinte er. Relativierend fügte er aber an, dass sein Werk „ein prachtvolles Gemisch aus Lavendelduft und neuer Zeit“ sei.<sup>7</sup>

Als Fontane am 30. Dezember 1819 geboren wurde, lag der Wiener Kongress gerade mal vier Jahre zurück. Er gab Europa eine neue Friedensordnung nach

<sup>6</sup> Brief an Georg Friedlaender am 11. November 1889. In: Fontane, Theodor: Briefe. München: Hanser 1980, Bd. 3, S. 734–735.

<sup>7</sup> Tucholsky, Kurt: Fontane und seine Zeit. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987, S. 241–244, hier S. 241.

den Napoleonischen Kriegen. Sie begünstigte den wirtschaftlichen Aufschwung und die Industrialisierung, die Europa und auch das Umfeld des heranwachsenden Fontane mehr veränderte, als es die vorherigen Generationen erlebten. Das besondere des 200. Geburtstages Fontanes besteht nun darin, dass wir mit ihm durch das 19. Jahrhundert schreiten. Als er geboren wurde, setzte sich nach und nach die neue Zeit durch. Die ersten beiden Jahrzehnte hatten noch im Zeichen des Krieges gestanden. Als er im September 1898 verstarb, war das 19. Jahrhundert so gut wie zu Ende. Nationalismus und Kolonialismus warfen da bereits ihre dunklen Schatten auf Europa und das Deutsche Reich. Gebärden der Macht und nicht des Friedens breiteten sich mehr und mehr aus. Preußen strebte nach Dominanz. Mit Fontane als Kronzeuge und Schriftsteller in dieser aufwühlenden Zeit bietet sich uns Nachgeborenen die einmalige Chance, mit seinen Augen die Welt zu betrachten, in der er lebte und wirkte. Wenn wir diesen Weg, und sei es auch nur ein kleines Stück weit, gehen, reduziert sich die Gefahr der Verallgemeinerung und Idealisierung, die nun einmal runde Geburtstage dieser Relevanz in sich bergen.

Fontanes Leben verläuft nicht wie aus einem Guss. Das gilt für seine literarische ebenso wie für seine politische Entwicklung. In beiden Fällen handelt es sich aber nicht um Brüche, eher um Neuorientierungen. Vorhandenes schwächt sich ab, lebt aber weiter. Neues kommt hinzu und gewinnt an Kraft. Dieser Entwicklungsprozess gilt für die Zeit vor und nach Gründung des Deutschen Reiches. Literarisch setzt er nach dem Abschluss seiner Kriegsbücher und dem endgültigen Verzicht auf eine Karriere im Staatsdienst ein. Es ist schwer, ein konkretes Datum dafür zu nennen. Die intensive Beschäftigung mit seinem Roman *Vor dem Sturm* seit 1876 steht gewiss damit in Zusammenhang. Sie schärft sein Bewusstsein für die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse seit Beginn des Jahrhunderts und lässt die Gründerjahre mit ihrem Hurra-Patriotismus, politischen und sozialen Fragwürdigkeiten in kritischem Licht erscheinen. Der Kaiser und Bismarck sind davon ebenso wenig ausgenommen wie der Adel und die Kriegsprofiteure. Sein Blick auf Staat und Gesellschaft radikalisiert sich.

In seinen Lehrjahren als Apotheker steht er auf der Seite der Revolution und kämpft für Demokratie und Freiheit. Seinem langjährigen Freund Lepel schreibt er: Die Ereignisse der Revolution, gemeint ist die von 1848,

„fordern zum Kampf heraus. Was auch der Ausgang desselben sein mag, ich *wünsche ihn*, u. bin außer mir jenes herrliche Mittel zu entbehren, ohne welches jede Beteiligung eine Unmöglichkeit ist. Mit dürren Worten: hast Du nicht auf väterlicher Rumpelkammer eine alte aber gute Büchse? Ich fordere es von Dir als einen Freundschaftsdienst, mich nicht im Stich zu lassen, [...] und sehe einigen Zeilen, noch lieber aber dem Musketendonner in Person entgegen.“<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Fontane an Bernhard von Lepel am 21. September 1848. In: Fontane: Briefe, Bd. 1, S. 42.

Fontane stand bis zu seinem Eintritt in den preußischen Staatsdienst Mitte des Jahrhunderts für die Ideale der bürgerlichen Revolution ein. Preußen schien ihm keine Zukunft zu haben. Er erkannte in ihm Züge eines Polizeistaates. Seine Hoffnung, als freier Schriftsteller zu reüssieren und darauf sein Leben aufbauen zu können, erfüllte sich jedoch nicht. Mit dem Scheitern der Revolution geriet er in Armut, wollte aber um alles in der Welt nicht mehr als Apotheker arbeiten. Dass schon vor Jahren gegebene Heiratsversprechen an seine Verlobte Emilie Rouanet-Kummer ließ sich nicht mehr länger hinauszögern, aber um zu heiraten, bedurfte es einer wirtschaftlichen Grundlage. Im Dienste Preußens hoffte er sie zu finden. Emilie heiratete er im Oktober 1850. Sieht man einmal von kurzen Unterbrechungen ab, und rechnet seine Tätigkeit für die reaktionäre dem Staat ergebene *Kreuzzeitung* in den sechziger Jahren hinzu, so bleibt er fast zwanzig Jahre der preußischen Regierung aufs Engste verbunden.

In der Mitte seines Lebens, einer Zeit der Repression, tritt Fontane für König und Vaterland ein. Mit gutem Recht darf man ihn in diesem Lebensabschnitt als konservativ, patriotisch und regierungstreu bezeichnen. Diese Haltung führt ihn für einige Jahre nach England. London wird für ihn zu einer literarischen Quelle der Inspiration und weitet seine politische Perspektive. Es waren wechselvolle Jahre. Jahre der Unterordnung, der Einsamkeit und des Verzichts. Die Zeit danach bei der *Kreuzzeitung* bezeichnete er in seinen Lebenserinnerungen als eine überaus glückliche Lebensphase, weil er dort nahezu uneingeschränkt seiner Leidenschaft zu schreiben nachkommen konnte. Politischen Zwängen sah er sich dort kaum ausgesetzt. Allerdings war er längst nicht mehr der aufbegehrende Revolutionär. Er stand als loyaler Staatsbürger an der Seite der Monarchie. Der Demokratie räumte er in den nächsten Jahrzehnten keine Chancen ein. Seit Anfang der sechziger Jahre entstehen die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Sie werden neben seinen Balladen und Gedichten zu seinem Markenkern als Schriftsteller und machen ihn über die Grenzen der Hauptstadt hinaus bekannt. Noch einmal versuchte er einen Posten im Dienst des Staates als Sekretär der Akademie der Künste zu ergattern. Er dachte dabei vor allem an die damit verbundene Reputation und die Alterssicherung seiner Familie. Doch er scheiterte und kündigte nach wenigen Wochen. Seine Familie, insbesondere seine Frau Emilie, war verzweifelt. Gottlob hatte er bei der liberalen *Vossischen Zeitung* eine respektable Stelle als Theaterkritiker gefunden, so dass der Familie weitere Jahre der Not erspart blieben. Und dann geschah das Unerwartete. Nach der Mühsal seiner zum Teil misslingenden und nur wenig Beachtung findenden Kriegsschriften, gelang ihm mit *Vor dem Sturm* ein großartiger Roman, der später nicht ganz zu Unrecht als deutsche Variante von Tolstois *Krieg und Frieden* gedeutet wurde. Er war zu diesem Zeitpunkt beinahe 60 Jahre alt: für damalige Verhältnisse ein Greis. Der Roman eröffnete den Start in eine neue poetische Darstellungsweise. Zugleich markierte er den

Aufbruch zu einem neuen Selbstverständnis. In seinen Balladen über bedeutende Preußische Offiziere adelt er deren heldenhaftes Auftreten, nun hebt er in seinen historischen Romanen ihre Schwächen und ihre Selbstgerechtigkeit hervor. Sie schreiben nicht mehr Geschichte, sondern die Geschichte macht sie auf unerbittliche Weise zu Verlierern. Bis zu seinem Tod veröffentlichte er fortan 17 Romane und Erzählungen, teilweise arbeitete er an ihnen parallel. In ihnen schuf er ein beeindruckendes Figurenpersonal. Vor allem sind es Frauen wie Lene Nimbsch in *Irrungen*, *Wirrungen*, Effi Briest, die wortgewandte und abwägend argumentierende Melusine im *Stechlin*, und die lebenskluge Mathilde Möring in der gleichnamigen Erzählung, die dem Zeitgeist und der herrschenden Moral in einer zunehmend erstarrenden Gesellschaft mit Verstand und Herzenswärme trotzen. Während sie für das Neue eintreten und alte Klischees und Konventionen abstreifen, oder es zumindest versuchen, tritt uns in dem männlichen Figurenpersonal stärker das verbogene Alte entgegen. Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen. Sie stehen jedoch meistens nicht im Mittelpunkt des Geschehens. In der Ballade *John Maynard*, die 1886 entstand, schildert er uns einen tapferen Steuermann, der das brennende Schiff in die Brandung steuert, um die Passagiere zu retten. Bei diesem Manöver verliert er selbst sein Leben. „Er starb für *uns*, unsre Liebe sein Lohn. John Maynard“, so schließt das Gedicht.<sup>9</sup>

Fontane erfand sich im Alter neu. Er suchte neue Herausforderungen, nachdem die größtenteils materielle Not überwunden, die ihn bis dahin einschränkenden Verpflichtungen und Rücksichtnahmen bei Seite gekehrt waren. Nun fühlte er sich im eigentlichen Sinne frei. Frei wie nie zuvor. Er startete eine großartige Karriere, die ihm sogar die Ehrendoktorwürde der Berliner Universität einbrachte.

Fontane hat auf seinem Lebensweg viele Kompromisse eingehen müssen, aber seine Ideale hat er nie aufgegeben. Am Ende seines Lebens nahm er die Rolle eines liberalen, kritischen Intellektuellen ein, der die Entwicklung des wilhelminischen Reiches mit zunehmender Skepsis betrachtete.

Fontane war kein edler Ritter des Zeitgeistes, dessen Haltung der wechselnden Windrichtung folgte. In allen Phasen seines Lebens wahrte er Distanz. Er wusste um die Unsicherheit des menschlichen Urteils. Mal folgte er mehr, mal weniger seiner Überzeugung. Loyalität spielte dabei immer eine Rolle. Diese Haltung trat fortan in seinem erzählerischen Werk immer markanter hervor. Stärker noch offenbarte sie sich in seinen Briefen, im Alter vor allem im Briefwechsel mit Georg Friedländer (1845–1914), einem Amtsrichter aus einer jüdischen Berliner Gelehrtenfamilie, den er während einer Sommerfrische im Riesengebirge 1884 kennen und schätzen gelernt hatte. Darin bürstet er kräftig gegen die immer weiter ausufernde neue deutsche

---

<sup>9</sup> Fontane: Balladen und Gedichte, S. 167–169, hier S. 169.

Überheblichkeit im Inneren des Reichs und gegen über dem Ausland. Die nationale Stärke und wachsende wirtschaftliche Macht verführten seinem Empfinden nach zum Größenwahn, der so gar nicht mit der alten preußischen Tradition zu vereinbaren war. Obwohl er dies rügte, und gegen den Zeitgeist ankämpfte, vermochte er sich ihm nicht völlig zu entziehen. Am deutlichsten trat dies im Antisemitismus hervor, der sich seit Mitte der siebziger Jahre als Folge der Großen Repression ausbreitete. Selbst gegenüber seinem Freund Friedländer, den er in seinen Briefen mit „Hochgeehrter Herr“ anzusprechen pflegte, polterte er gegen die Juden. Er bediente die öffentlichen Klischees von der Judenmacht der Presse, die versucht, „der gesamten Welt *ihre* Meinung aufzuzwingen.“<sup>10</sup> Schärfer äußerte er sich in einem Brief an den Berliner Universitätsprofessor für Philosophie und Pädagogik Friedrich Paulsen (1846–1908), wo er die Juden trotz ihrer außergewöhnlichen Begabungen „ein schreckliches Volk“ nennt, ein Volk, „dem von Uranfang an etwas dückelhaftes Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann.“<sup>11</sup>

Derartige Zeilen wiegen schwer. Es finden sich in seinen Briefen und in seinem Werk auch zahlreiche wohlwollende Aussagen. Mit vielen Juden war er befreundet, nicht nur mit Friedländer, auch mit dem Journalisten und Dramatiker Wilhelm Wolfsohn. Die Konfession seiner Freunde hatte für ihn nie eine Rolle gespielt. Auch hob er hervor, dass er persönlich von den Juden bis zum heutigen Tag nur Gutes erfahren habe. Seine Kritik an den Juden erinnerte in vielerlei Hinsicht der am Adel. Er fühlte sich beiden verbunden, missbilligte aber ihre gesellschaftliche Rolle. In einem Fall bezieht er gegen die Zeitströmung Stellung, im anderen geht er mit ihr. Auch wenn wir uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ca. fünfzig Jahre vor Auschwitz befinden und Fontane nicht für die Exzesse des Nationalsozialismus in die Pflicht genommen werden kann, bleibt doch ein Unbehagen, dass ihn sein ansonsten ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein an dieser Stelle nicht zur Mäßigung angehalten hat. Dies gilt umso mehr, da er seine Briefe ausformulierte und nicht auf die Schnelle niederschrieb. Seine politische Meinung trat hier offener zutage als in seinem essayistischen und erzählerischen Werk. Sie vermittelte sich hier direkter und pointierter, manches Mal auch unverblümt. Sie erfährt keine Relativierung. Thomas Mann erkannte darin einen „Altersradikalismus“, der sich hier rücksichtsloser äußerte als in seinem erzählerischen Werk.<sup>12</sup> Wo seine

---

<sup>10</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 15. März 1898. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 704–706, hier S. 705.

<sup>11</sup> Fontane an Friedrich Paulsen am 12. Mai 1898. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 714–715, hier S. 714.

<sup>12</sup> Mann, Thomas: Noch einmal der alte Fontane. In: Ders.: Gesammelte Werke. Frankfurt/M.: Fischer 1974, Bd. 9, S. 816–822, hier S. 820.

wahre Gesinnung besser zu erkennen ist, bleibt zu bedenken, weil die Briefe den Stimmungen des Tages folgten.

Die Lektüre der Briefe bestätigt seine sich zuspitzende Kritik am Adel und der wilhelminischen Gesellschaft, die er in seinen Romanen behutsam, aber doch deutlich aufgreift. Meistens steht der Adel hier für das Gestrige, das Absterbende, für eine Haltung ohne Zukunft. Radikaler äußert er sich in seinen Briefen, etwa an Friedländer im August 1897:

„Preußen – und mittelbar ganz Deutschland – krankt an unsren Ost-Elbiern. Ueber unsren Adel muß hinweggegangen werden; man kann ihn besuchen wie das aegyptische Museum und sich vor Ramses und Amenophis verneigen, aber das Land *ihm* zu Liebe regieren, in dem Wahn: *dieser Adel sei das Land*, – das ist unser Unglück und so lange dieser Zustand fortbesteht, ist an eine Fortentwicklung deutscher Macht und deutschen Ansehens nach außen hin gar nicht zu denken.“<sup>13</sup>

Ähnlich urteilt er über den Hochadel. Ihm spricht er das Recht ab, auf das politische Leben einzuwirken, sobald er dort keine Funktion mehr hat. Er billigt ihm nicht mehr Rechte als anderen Bürgern zu. Doch stattdessen liefen „Tausende solcher aus der Steinzeit“ stammenden Persönlichkeiten herum. Noch schlimmer: Je mehr diese „Steinzeitler“ die bittere Erfahrung machen, auf das Abstellgleis zu gelangen, und ihre Einsicht wächst, „daß die Welt andren Potenzen gehört, desto unerträglicher werden sie in ihren Forderungen; ihre Vaterlandsliebe ist eine schändliche Phrase, sie haben davon weniger als andre, sie kennen nur sich und ihren Vortheil und je eher mit ihnen aufgeräumt wird, desto besser.“<sup>14</sup>

Dennoch vermag er sich, eine Welt ohne Adel nicht vorzustellen, „aber er muß danach sein, er muß eine Bedeutung haben für das Ganze, muß Vorbilder stellen, große Beispiele geben und entweder durch geistig moralische Qualitäten direkt wirken oder diese Qualitäten aus reichen Mitteln unterstützen.“<sup>15</sup> Eine solche Haltung vermisst er, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Auch die Hohenzollern betrachtet er mit distanziertem Blick. Anerkennung und scharfe Kritik stehen nebeneinander.

„Was mir an dem Kaiser gefällt, ist der totale Bruch mit dem Alten und was mir an dem Kaiser *nicht* gefällt, ist das im Widerspruch dazu stehende

---

<sup>13</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 5. April 1897. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 642–643, hier S. 643.

<sup>14</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 14. Mai 1894. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 352–355, hier S. 352.

<sup>15</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 6. Mai 1895. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 449–451, hier S. 451.

Wiederherstellenwollen des Uralten. In gewissem Sinne befreit er uns von den öden Formen und Erscheinungen des alten Preußenthums, er bricht mit der Ruppigkeit, der Poplichkeit, der spießbürgerlichen Sechsdreierwirthschaft der 1813er Epoche [...]. Er ist ganz unkleinlich, forsch und hat ein volles Einsehen davon, daß ein Deutscher Kaiser was andres ist als ein Markgraf von Brandenburg. [...] Deutschland soll obenan sein, in all und jedem. Das alles – ob es klug und ausführbar ist, laß ich dahingestellt sein – berührt mich sympathisch und ich wollte ihm auf seinem Thurmseilwege willig folgen, wenn ich sähe, daß er die richtige Kreide unter den Füßen und die richtige Balancirstange in Händen hätte. Das hat er aber nicht. Er will, wenn nicht das Unmögliche so doch das Höchstgefährliche, mit falscher Ausrüstung, mit unzureichenden Mitteln.“<sup>16</sup>

Er sieht die Balance des Deutschen Reiches in Gefahr, im Innern und im Äußeren.

Fontane ist davon überzeugt, dass der Kaiser das Neue, Moderne nicht mit seinen Methoden, am Ende antiquierten Patentrezepten, erreichen kann. Und Bismarck, wie steht er zum Architekten des Deutschen Reiches?

Fontane schaute auf ihn mit Bewunderung und Verachtung.

Bismarck habe keine edle Natur und es bei der Wahrnehmung seiner Staatsgeschäfte nicht immer so genau genommen. Mogeln habe zu seinem Alltagsgeschäft gehört und nicht nur ein bisschen. Er vergleicht ihn mit Schillers Wallenstein: „Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräther.“<sup>17</sup> Alles zusammen forme das Bild. Stets habe seine Person im Vordergrund gestanden, aber nun, da die Geschichte ihn in hohem Alter auf das Abstellgleis verwiesen habe, klage er über Undank und weine „Sentimentalitätstränen“. Fontane würdigt den Staatsmann Bismarck, er zieht den Hut vor seiner historisch-politischen Leistung, aber als Mensch und Junker ist er ihm „gänzlich unsympathisch.“<sup>18</sup>

Im *Stechlin* lässt Fontane seine Leser wissen, dass der alte Dubslav einen „Bismarckkopf“ haben solle. Darauf angesprochen antwortet dieser süß-sauer:

„Nun ja, ja, den hab ich; ich soll ihm sogar ähnlich sehen. Aber die Leute sagen es immer so, als ob ich mich dafür bedanken müßte. Wenn ich nur wüßte, bei wem; vielleicht beim lieben Gott, oder am Ende bei Bismarck selbst. Die Stechline sind aber auch nicht von schlechten Eltern. Außerdem, ich für meine Person, ich habe bei den sechsten Kürassieren gestanden, und Bismarck bloß bei den siebenten, und die kleinere Zahl ist in Preußen bekanntlich immer die größere; – ich bin ihm also einen über. Und Friedrichsruh, wo alles jetzt hinpilgert, soll auch bloß 'ne Kate sein. Darin sind wir uns also gleich.“ (9)

<sup>16</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 5. April 1897. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 642–643.

<sup>17</sup> Fontane an Martha Fontane am 29. Januar 1894. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 325–326, hier S. 326.

<sup>18</sup> Ebd.

Wie lautet nun das Fazit, dieses kleinen Spazierganges durch Fontanes Leben und Werk? Es lautet: Dass alle Versuche, ihn in eine Schublade zu stecken, zum Scheitern verurteilt sind. Aber wir sollten auch nicht der Versuchung erliegen, die in seinem Leben und Werk aufscheinenden Widersprüche wegzubügeln. Vielmehr sollten wir sie produktiv aufgreifen und uns mit ihnen proaktiv auseinandersetzen. In ihnen spiegelt sich nicht nur Fontanes Leben, die Widersprüche und Konflikte seiner Zeit, sondern in ihnen spiegeln sich zu einem großen Teil bis heute auch unsere eigenen. Natürlich finden wir in ihnen keine Hinweise darauf, wie wir die Klimaveränderung einzuschätzen haben und mit ihr umgehen sollen, wie wir die verloren gehende Rüstungskontrolle verhindern oder die Europäische Union vor dem Abgrund retten können. Aber sein Leben und Werk sagt uns sehr viel darüber, worauf es im Zusammenwirken einer Gesellschaft ankommt. Ich nenne es den Respekt vor dem anderen. Und die Einsicht in die eigene Unvollkommenheit. Die für mich eindrucksvollste Frauengestalt in Fontanes Werk, Gräfin Melusine, fasst diese Haltung bezogen auf den gesellschaftlichen Wandel in folgende Worte: „Ich respektiere das Gegebene. Daneben freilich auch das Werdende, denn eben dies Werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen.“ (251) Zugegeben, das ist kein Manifest eines Revolutionärs. Es ist ein Manifest des humanen Zusammenlebens. Es ist ein Manifest des Friedens.



Éva Tókei (Budapest)

## Volkslied und Politik im deutsch-ungarischen Vergleich einst und heute

### 1 Das Wort und die Gattung einst und heute

Es gibt kaum eine andere Gattung, die, obwohl immer wieder benutzt, dennoch so wenig definierbar und zur gleichen Zeit dermaßen politisch beladen wäre wie das Volkslied. Das hat es den zahlreichen und vielfältigen historischen Bedeutungsvarianten des namensgebenden Wortes *Volk* zu verdanken. Ohne auf letztere detailliert einzugehen wird hier versucht, die dreifache Historizität der Entstehung, Aufzeichnung und Auslegung in beiden Traditionen darzustellen.

Am Anfang war die Mündlichkeit: „Volkssprachliche Lieder hat es in Europa und besonders im deutschsprachigen Raum schon seit dem 8. Jahrhundert gegeben“, aber das „eigentliche Volkslied“ „entwickelte sich erst im Spätmittelalter in einem Verbund, wenn auch nicht ausschließlich, mit der Druckerpresse.“<sup>1</sup> Der erste Schritt des Veränderungsprozesses war also die Aufzeichnung, der zweite die Entstehung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit: „Durch die Druckerpresse war seit ca. 1455/56 die Möglichkeit gegeben, einen breiten Markt für die Leseöffentlichkeit zu schaffen. [...] Freilich gelangte nicht jedes Volkslied auch gleich in den Druck, und so manche Lieder sind nur durch die Sammeltätigkeit von Einzelpersonen aufbewahrt worden. Diese großen Liederbücher wurden aber erst von den Romantikern der Vergessenheit entrissen“.<sup>2</sup> Der dritte Schritt in Richtung unserer heutigen Vorstellungen war ihre pragmatische Anwendung als literarisches Material. Die Romantiker haben aber die Lieder nicht nur wieder in Erinnerung gebracht, sondern für ihr eigenes gesellschaftlich-kulturelles, schließlich und endlich politisches Projekt benutzt und dadurch die Gattung mitgeprägt: „Schon im 15. und 16. Jahrhundert wurden private Sammlungen deutscher Lieder angelegt, von denen nicht wenige für die Nachwelt erhalten blieben.“<sup>3</sup> Dennoch werden auch die „Vorstellungen von der Literatur der mittelalterlichen Unterschicht im allgemeinen von den viel späteren Sammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts geprägt“, vor allem von denen Herders, Arnims und Brentanos und von den Märchensammlungen der

---

<sup>1</sup> Classen, Albrecht: Deutsche Liederbücher des 15. und 16. Jahrhunderts. Münster u.a.: Waxmann 2001, S. 15.

<sup>2</sup> Ebd., S. 8.

<sup>3</sup> Schneider, Jost: Sozialgeschichte des Lesens. Berlin, New York: de Gruyter 2004, S. 86.

Brüder Grimm.<sup>4</sup> Das bezieht sich aber auf die Begriffsbildung, die alten, von den Unterschichten gesungenen Liedtexte wurden vielleicht lange Zeit außer Acht gelassen, aber dank den Aufzeichnungen der „bürgerlichen Literaturliebhaber“ im 15. und 16. Jahrhundert sind sie dennoch erhalten geblieben.<sup>5</sup>

Das Wort „Volkslied“ ist auf Deutsch 1773 von Herder geprägt worden und hat sich dann als Gattung auch in anderen Sprachen verbreitet. Dabei weist die Gattung in den einzelnen Sprachen und Epochen äußerst unterschiedliche Merkmale auf. Von den wahrhaftig tausend Gesichtern der Gattung können im Rahmen dieser Arbeit nur zwei behandelt werden. Sie sind aber verschieden genug, zwei völlig entgegengesetzte Tendenzen ihrer Wirkungsgeschichte zu veranschaulichen.

Im 19. Jahrhundert sind die schriftlich und mündlich tradierten, aber sprachlich oft leicht modernisierten alten Volkslieder in den deutschsprachigen Ländern „speziell in den städtischen Ballungsräumen“ in Mode gekommen, parallel mit einem „neuen Typus des volkstümlichen Liedes, der eine Übergangsform zwischen dem alten Volkslied und dem heutigen Schlager darstellt und der von den Städten aus nach und nach auch die ländlichen Regionen erobert.“<sup>6</sup> Der Austausch zwischen Stadt und Land durch die Mobilität der Unterschichten erweitert erneut den Gattungsbegriff. „Träger des politischen wie kulturellen *Nationbuilding* ist das Volk im Sinne der Grundschichten und des sich emanzipierenden Bürgertums“.<sup>7</sup> Als die ersten ungarischen Sammlungen erschienen, geschah das unter dem Einfluss von all diesen erwähnten Phänomenen der deutschsprachigen Kultur.

Der Wunsch nach einer eigenen Nationalkultur wird nach der deutschen Einheit im Jahre 1871 durch den Legitimationsdiskurs des preußischen Staates ersetzt. An diesem Punkt ist die Ähnlichkeit kaum zu übersehen: Nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1867 setzen ähnliche Tendenzen an. Danach sind sowohl das *Deutschtum* als auch das *Ungarntum* nicht mehr Fahmenträger der Revolution für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie im Frühling der Völker, sondern die der Staatsmacht anderen Völkern gegenüber. Also aus einem ursprünglich inklusiven Konzept (oder Projekt) ist ein exklusives geworden.

---

<sup>4</sup> Nusser, Peter: Deutsche Literatur. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Frühen Neuzzeit. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012, S. 338.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Schneider: Sozialgeschichte des Lesens, S. 181.

<sup>7</sup> Noa, Miriam: Volkstümlichkeit und Nationbuilding. Zum Einfluss der Musik auf den Einigungsprozess der deutschen Nation im 19. Jahrhundert. Münster u.a.: Waxmann 2013, S. 347.

## 2 Weltbild und Politik im Volkslied des 17. Jahrhunderts: ein Beispiel aus Oberösterreich<sup>8</sup>

Politische Bedeutung erlangte die Gattung zuerst mit der Reformation, die die Geburt des deutschen Volkslieds markiert, da die Psalmen die meistgesungenen Lieder wurden und lange als Muster wirkten. Der folgende, im Freiburger Deutschen Volksliedarchiv veröffentlichte, aber sonst wenig bekannte Volksliedtext (1626) bezieht sich auf das Zeitgeschehen auf eine Art und Weise, die nahe Verwandtschaft mit den protestantischen Psalmen aufweist. Der Text thematisiert – wie man in der 2. Strophe erfährt – einerseits die bayrische Eroberung und Rekatholisierung Oberösterreichs, andererseits die Umstände seiner eigenen Aufzeichnung:

Es ist nun Jedermann bekannt;  
 Das Ländlein Ob der Enns genannt,  
 Das ward gar hart bezwungen;  
 Setzt ihn'n München und Pfaffen ein,  
 Und sollten gut katholisch sein,  
 Ja, beides Alt und Jungen  
 Zwingt man zu dieser Religion.  
 Wie man allhie thut sagen,  
 In der Stadt Ulm – merket nun! –  
 Die Schiffleut es fürtragen  
 Den ganzen wahrhaftigen Grund,  
 So hie im Druck ausgegangen ist,  
 Darvon ich singen will jetzund.<sup>9</sup>

Für unsere Argumentation sind das gesellschaftlich-politische Thema und die Aufzeichnung in der Stadt die wichtigsten Merkmale. Die Strophen 3 und 4 stellen die Atrozitäten dar und von der Mitte der 4. Strophe den Widerstand und dessen Erfolge. Die Aufzählung der Taten wird dann in den Strophen 5, 6 und 7 weitergeführt.

Als nun das Volk in d' Kirchen gieng  
 Zu predigen der Pfaff anfieng  
 Und sprach mit Worten eben:  
 „Ihr Bauren, merket, jung und alt!  
 Wollt ihr euch nicht bekehren bald,  
 Zu diesem Glauben b'geben:  
 Man wird ihr Viel mit großer Pein  
 Die Augen hie ausstechen.

<sup>8</sup> „Politik“ und „Weltbild“ werden hier im Sinne von thematisiertem Zeitgeschehen, „deutsch“ im Sinne von deutschsprachig benutzt.

<sup>9</sup> Hartmann, August (Hg.): Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert. Hildesheim: Olms 1972, S. 180.

Ja, wer nicht will katholisch sein,  
 An den wird man sich rächen,  
 Die Nas und Ohren schneiden ab,  
 Damit man kenn der Ketzler Schaar  
 Und einen Scheuen an ihn'n hab.

Weiter so wird man Mann und Weib  
 Das Herz auch reißen aus dem Leib  
 Und um das Maul herschlagen;  
 Wer glauben thut an 's Luthers Lehr,  
 In vielen Landen weit und ferr  
 Wird man sie also plagen“.  
 Darum die Bauren mit Gewalt  
 Den Pfaffen überfallen,  
 Zu Tod ihn habn geschlagen bald  
 mit großer Macht und Prallen,  
 Darnach die Bauren all zugleich  
 Zusammen habn geschworen bald,  
 Daß keiner von dem andern weich [...].<sup>10</sup>

Das Thema ist eine auch vom historischen Standpunkt aus interessante, wenig zitierte Episode des oberösterreichischen Bauernkrieges von 1626 gegen die Gegenreformation und die bayerische Besatzung. Dieser Aufstand unterscheidet sich von den früheren Bauernaufständen nicht nur durch die religiöse und politische (also nicht nur soziale) Zielsetzung, sondern auch durch die breitere gesellschaftliche Basis, die im Lied durch die Schiffsleute dargestellt wird.

Von Anfang an ist die Ähnlichkeit des Liedes mit dem 12. Psalm von Luther nicht zu übersehen. Luthers Psalm „Ach Gott, vom Himmel sieh darein“ (1524) ist eines der Psalmenlieder, in denen Luther die Konfliktsituationen, in denen er steht, thematisiert.

Ach, höchster Gott in 's Himmels Saal,  
 Erhör einmal im Jammertal  
 Das Wehklagen der Armen!  
 Hilf deiner armen Christenheit,  
 Leg ab den großen Krieg und Streit,  
 Laß dich's einmal erbarmen!  
 Ach, mein Gott! wie viel Christenblut  
 Ist schon worden vergossen,  
 Darab der Himmel trauren thut,  
 Erschlagen und erschossen!  
 Wann du nicht hilfst, Herr Jesu Christ,  
 Und machest Fried auf dieser Erd,  
 Des Menschen Hülff verloren ist.<sup>11</sup>

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 180f.

Ach Gott vom Himmel, sieh darein  
Und laß dich des erbarmen:  
Wie wenig sind der Heil'gen dein,  
Verlassen sind wir Armen!  
Dein Wort man nicht läßt haben wahr,  
Der Glaub' ist auch verloschen gar  
Bei allen Menschenkindern.  
Ach Gott, vom Himmel, sieh' darein Martin Luther (1524)

Die Bauern hatten die Unterstützung auch von Ackerbürgern, Handwerkern, der städtischen Intelligenz, sogar einigen niederen Adeligen. Auch die Tatsache, dass es in Ulm für die lesende Stadtbevölkerung gedruckt wurde, bezeugt dieses Interesse. Das war der letzte bewaffnete Versuch, der Rekatholisierung Oberösterreichs Widerstand zu leisten.

Der Psalm war die übliche, meist verbreitete gemeinschaftliche Gesangsform nicht nur in ganz Europa, sondern auch auf den Kolonien der Neuen Welt. (Das allererste Buch, das im britischen Amerika je gedruckt worden ist, war ein Psalter, das *Bay Psalm Book* 1640 in Cambridge, Massachusetts.) Da sind die Wurzeln des politischen Volkslieds zu suchen.

Volkslied bedeutet also auf Deutsch bis heute nicht nur die volkstümlichen, gesungenen, lyrischen Texte meistens im Stil der Spätromantik, sondern auch die im alten, historischen Sinne weit und breit bekannten, epischen Texte eines bekannten oder unbekanntem Autors.

Wichtig ist noch einmal hervorzuheben, dass – sowohl die Aufzeichnung von Volksliedern, als auch die Konstruktion des Diskurses – einer vergangenheitsorientierten ländlichen Idylle vom Bürgertum stammt, als Mittel einer eigenen, postfeudalen, antiaristokratischen, plebejischen Ideologie. Bekannt ist weiterhin die Tatsache, dass weder von den ungarischen Bauernaufständen noch von der im 18. Jahrhundert von den Habsburgern erzwungenen Rekatholisierung solche Lieder erhalten blieben. Schon im 19. Jahrhundert konnte der Sammler nur noch Spuren von diesen älteren Liedern finden.<sup>12</sup> Der Grund dafür ist, dass es an einem einheimischen Bürgertum, so wie es in England und in den deutschen Staaten lebte, in Ungarn fehlte, so gab es niemand, der diese Texte hätte aufschreiben können.

### 3 Vom *popular song* zum Bauernlied

In der deutschsprachigen Tradition und in den mittel- und osteuropäischen Sprachen ist dadurch die Gattung ganz eng im Zusammenhang mit der Ideologie

---

<sup>11</sup> Ebd., S. 179f.

<sup>12</sup> Kálmány, Lajos: Szeged népe. Bd. 1: Ős Szeged népköltése. Arad: Réthy 1881.

des Volksbegriffes behandelt worden. Das Wort „Volkslied“ ist auf Deutsch 1773 von Herder nicht ohne Vorbilder erfunden worden, sondern als Übersetzung von Thomas Percys *popular song* (1785) geprägt.<sup>13</sup> Herder und Goethe betrachteten es im Sinne von Rousseaus Naturpoesie; Arnim, Brentano und die Brüder Grimm brachten die ersten Sammlungen heraus, indem die erste wissenschaftliche Annäherung von Uhland (1844–45) stammte: weiterhin wurde der Begriff durch die Bewegung der Zupfgeigenhansel 1908 popularisiert. Zuerst wurde auch Dichtung fremder Völker gesammelt (Percy, Herder, Goethe), erst später avancierte die Volksdichtung zum Mittel des nationalen Projekts als imaginäre Gattung einer imaginären Gemeinschaft.

Auf andere osteuropäische Vergleiche muss im Rahmen dieses Aufsatzes verzichtet werden, aber der gravierende Unterschied zwischen der deutschen und der ungarischen Gattungsbestimmung steht fest: *den Unterschichten gehörend* im alten Sinn und *den ländlichen Unterschichten gehörend* im neuen Sinn im deutschen Sprachgebrauch und nur im engen Sinne (Bauernlied) im Ungarischen. Nicht einmal die Bergbauernlieder in Ungarn konnten zur Gestaltung des Gattungsbegriffes beitragen. Die Bergbauern gehörten meistens der deutschen Minderheit an, ihre Lieder wurden und werden im Rahmen der Forschungen über die ungarndeutsche Minderheit untersucht und natürlich unter den Volksliedern aufgezählt.<sup>14</sup> Das hatte und hat aber überhaupt keinen Einfluss auf den ungarischen Volksliedbegriff.

Auf Deutsch wurden Arbeiterlieder bereits in der Zwischenkriegszeit in Volksliedsammlungen veröffentlicht. In den 1960er Jahren hat Steinitz innerhalb der Kategorie „*Arbeitervolkslieder*“, die sich in der mündlichen Überlieferung ähnlich wie die echten Volkslieder verhalten“, den Terminus „*folklorisierte Arbeiterlieder*“ (versus offizielle politische Lieder, wie z.B. das Internationale, das in den 1920er Jahren noch ohne weiteres als Volkslied veröffentlicht wurde) eingeführt.<sup>15</sup>

Heute bedeutet das Volkslied im Ungarischen jedoch ausschließlich Bauernlied, obwohl das Wort selbst wegen des pejorativen Beiklangs des

---

<sup>13</sup> Percy, Thomas: *Reliques of Ancient English Poetry: Consisting of Old Heroic Ballads, Songs and other Pieces of our earlier Poets, Together with some few of later Date*. London: 1765. Percys Sammlung basiert auf einem von ihm gefundenen, um 1650 entstandenen und mangelhaft erhalten gebliebenen Manuskript und wurde die Grundlage für die Sammlung: Child, Francis James: *The English and Scottish Popular Ballads*. Boston, New York: Houghton, Mifflin & Co 1882–1898.

<sup>14</sup> Vgl. Osztheimer, Katharina; Manherz, Karl: Themen und Motive in den Bergmannsliedern aus St. Iwan bei Ofen/Pilisszentiván. In: Balassa, Iván; Klotz, Claus; Manherz, Karl (Hg.): *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen*. Budapest: Tankönyvkiadó 1975, S. 221–242

<sup>15</sup> Steinitz, Wolfgang: *Arbeiterlied und Volkslied*. Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin: Akademie Verlag 1965, S. 4.

Wortes *paraszt* kaum fällt. Der Bauer wird im ungarischen Sprachgebrauch je nach dem Kontext verachtet und zur gleichen Zeit vergöttert, Letzteres aber immer unter dem Decknamen *Volk* (*nép*). Diese metonymische Verwendung des Wortes (*totum pro parte*) passt wunderbar zur Vertiefung der Kluft zwischen Land und Stadt, was bis heute eine wesentliche traditionelle Eigentümlichkeit der ungarischen Geschichte ist. Der Ursprung dieser Kluft ist in der Geschichte zu suchen und ihre Gegenwart in der zeitgenössischen Politik.

#### **4 Vorgeschichte und Umstände der Volksliedsammlung von Bartók und Kodály**

Die erste wohlbekannte Volksliedsammlung stammt von János Erdélyi aus den Jahren 1846–48, also aus der Zeit der ungarischen Nationalromantik, die in die Zeit der Spätromantik und die des Vormärz fällt, weshalb sie durch das Nationalprojekt geprägt ist. Die Tatsache, dass die ersten erhalten gebliebenen, veröffentlichten und einflussreichen ungarischen Volksliedsammlungen aus dem 19. Jahrhundert stammen, als die Produktion eines Diskurses für die Nation als *imagined community* im Vordergrund stand, hat zur Folge, dass das kollektive Gedächtnis nur bis dahin zurückreicht. Während man auf Deutsch zwischen neuen und alten Volksliedertypen weiterhin literarische Gattungen unterscheidet, wird im Ungarischen nur das lyrische Bauernlied mit Melodie als solches verstanden.

Die heutige umgangssprachliche Bedeutung ist durch den wissenschaftlichen Fokus der Sammlung geprägt, die im 20. Jahrhundert im Rahmen der Volkskunde und Musikwissenschaft erfolgte und die Melodien in den Mittelpunkt stellte. Die unterschiedlichen disziplinären Anbindungen gehen mit unterschiedlichen ideologischen Konnotationen einher und ziehen unterschiedliche Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit nach sich. Interessanterweise betrachtet die Literaturwissenschaft seitdem das Volkslied nicht mehr als ihre eigene Angelegenheit. Das führte dazu, dass die ideologischen Aspekte sowohl der Produktion als auch die der Rezeption völlig unreflektiert blieben und bleiben. Die Volkskultur wird im Laufe des 20. Jahrhunderts von rechts und links weiterhin beansprucht, aber aus völlig unterschiedlichen ideologisch-politischen Beweggründen: einerseits im Sinne der soziokulturellen Emanzipation der städtischen und ländlichen Unterschichten, andererseits im Sinne der kulturellen Überlegenheit dem *Anderen* gegenüber.

Obwohl im 20. Jahrhundert nicht nur die Nationalsozialisten die Volksmusik als Ausdruck der Volksseele betrachteten, sondern im Ostblock auch die Demokraten, besonders in Ländern, wo die einheimische Bevölkerung vorher als Unterschicht galt und zumeist auf dem Lande, nicht in den Städten wohnte. Auch die Letzteren beförderten durch ihre Ablehnung von ausländischen

volkstümlichen Liedern und Musik, z.B. Jazz und Rock als westliche Aberrationen, eine fundamentalistische, isolationistische, retrograde, in sich kehrende Auffassung von Volkskultur, die schließlich und endlich in Widerspruch zur ursprünglichen Funktion von *popular song* geraten ist. Die offiziell und theoretisch hochgeschätzten Volkslieder (Bauernlieder) wurden erst von der städtischen Jugendbewegung der 1970er Jahre wieder popularisiert und im übernationalen Sinne von Bartók und Kodály weiter gesammelt. Dieser Kontrast ist auch nicht ohne Beispiel: In den Vereinigten Staaten repräsentieren die politisch entgegengesetzt engagierten Gattungen *folk song* und *country music* diese antagonistischen Tendenzen.<sup>16</sup>

## 5 Pragmatik der Themenwahl der Forschung

Beide antagonistische ideologische Tendenzen erleben ihre Emergenz und regelmäßige Re-Emergenz in anderen Kulturen und Epochen. Es war kein Zufall, sondern ein Zeichen der Suche nach der in der Postmoderne verlorenen gesellschaftlichen Relevanz der Literatur- und Kulturtheorie, Diversität und Ganzheitsvorstellungen als die beiden letzten Jahresthemen im Zentrum der außeruniversitären Literaturforschung zu wählen. Die Re-Emergenz der Nationalismen als Modi der Diversität und die Ablehnung allerlei Ganzheitsvorstellungen<sup>17</sup> als totalitär mitten im Diskurs der Globalisierung, wobei alle großen Probleme global sind, weshalb auch die Lösungsversuche nur global vorzustellen sind, ist nicht wenig alarmierend. Die fachwissenschaftlichen Ghettos stellen genauso wenig den entsprechenden Rahmen für das dringend notwendige gemeinsame Denken dar wie der ethnische oder sprachliche Isolationismus. Die unterschiedlichen Varianten der Gattung Volkslied sind geeignet, einige latente Ursachen der Re-Emergenz von Diversität darzustellen.

Der eigentliche Ansatz dieses komparatistischen Aufsatzes war das Auffinden des oberösterreichischen Liedes mit den ersten heuristischen Fragen: Wieso ist „Ach, höchster Gott in 's Himmels Saal“ ein Volkslied aus der ungarischen Perspektive, und wieso ist diese Gattung heute – aus deutscher Perspektive – überhaupt relevant? Wegen der Kontaminierung des Gattungsbegriffes einerseits und der kulturellen und historischen Unterschiede andererseits ist es eine Herausforderung, ein heterogenes Publikum multikulturellen Hintergrunds

---

<sup>16</sup> Vgl. Reuss, Richard A.: American Folksongs and Left-Wing Politics: 1935–56. In: Journal of the Folklore Institute 12 (1975), H. 2–3, S. 89–111.

<sup>17</sup> Vgl. Geulen, Eva: Nationalisms: Old, New and German. In: Telos 27 (1995), H. 105, S. 2–20; dies.: Formen des Ganzen. ZfL-Jahresthema 2018/19. In: <http://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2018/04/10/eva-geulen-formen-des-ganzen-zfl-jahresthema-2018-19>.



überhaupt davon zu überzeugen, dass die Untersuchung dieser mangelhaft definierten Gattung nachgerade schlechten Rufes überhaupt etwas bringt.

Diese Art vom epischen Text wie der oben zitierte wird im Ungarischen nicht einfach nur als ‚Volkslied‘ [dal] bezeichnet, sondern allenfalls als ‚Erzähl lied‘ oder Reimchronik [*históriás/történeti ének*], es wurde aber seit dem Ende des 17. Jahrhunderts von der Lyrik verdrängt. Es ist ausschließlich die lyrische Textsorte, die im Ungarischen heute noch als ‚Volkslied‘ bezeichnet wird. In den überwiegend lyrisch geprägten ungarischen Volksliedern lassen sich – abgesehen von wenigen Ausnahmen<sup>18</sup> – kaum politische Referenzen nachweisen. Die Volkslieder bedeuten im Ungarischen im Gegensatz zum Deutschen ausschließlich Lieder der ländlichen Bevölkerung. In der ungarischen Literaturgeschichte ist das Volkslied immer lyrisch, kurz und rhythmisch. Epische Dichtungen heißen Balladen oder Erzähl lieder.

## 6 Die neuesten Trends der Forschung

Um den bis heute nachwirkenden gravierenden Unterschied zwischen den zwei Annäherungsweisen und deren heutige Relevanz darzustellen, sollen hier zwei Zitate neben einander gestellt werden, die den neuesten Stand der jeweiligen Forschungsrichtungen repräsentieren.

In seiner Zusammenfassung *100 Jahre Deutsches Forschungsarchiv – Gründung des Zentrums für populäre Kultur und Musik* bezieht sich Michael Fischer auf Peter Wickes Auffassung: „Nicht die Analyse der kulturellen Objekte macht somit eine Kultur verstehbar, sondern vielmehr die Analyse jener Verhaltensformen und Verhältnisse, in denen diese Objekte ihren Sinn, ihre Bedeutung und ihren Wert erhalten.“<sup>19</sup> Die Gründung des Zentrums markiert eine Wende in der Forschung und Auffassung der Volkslieder, eine Abwendung sowohl von der ahistorischen Objektivierung hohler Strukturen, als auch vom politischen Missbrauch der Rezeption.

Am Anfang einer im Jahre 2018 erschienenen kulturlinguistischen Untersuchung ungarischer Volksliedtexte steht dagegen ein Motto von Zoltán Kodály: „Hungarian folksongs are mirrors of the whole Hungarian soul, as old as the Hungarian language. The folk music tradition, which developed and refined over centuries, nearly a millennium, throughout Hungarian History, is as valuable as our native language. We may all recognize ourselves in it, and others

<sup>18</sup> Z.B. *Törökbarsony süvegem* [Mein Hut aus türkischer Samt], *Element az én fejedelmem idegen országba* (Mein Fürst emigrierte in ein fremdes Land), *Te vagy a legény, Tyukodi pajtás* [Du bist der richtige Mann, Freund Tyukodi], *Harangoznak Szebenben* (In Hermannstadt/Szeben läuten die Glocken).

<sup>19</sup> Wicke, Peter: „Populäre Musik“ als theoretisches Konzept. In: *PopScriptum* 1 (1992), S. 6–42 ([http://www2.hu-berlin.de/fpm/popscrip/themen/pst01/pst01\\_wicke.htm](http://www2.hu-berlin.de/fpm/popscrip/themen/pst01/pst01_wicke.htm)).

may also get to know us.“<sup>20</sup> Diese Referenz als Auftakt einer sonst sich den aktuellen kulturwissenschaftlichen Strömungen anpassenden konstruktivistischen linguistischen Untersuchung zeigt nicht einfach das Weiterleben des vergangenheitsorientierten Erbes Herders und Percys (die aber beide komparatistisch und multilingual orientiert waren), sondern auch den Isolationismus des späten 19. Jahrhunderts.

In anderen Fällen erscheint eine offensichtliche Annäherung an den Usus in anderen Sprachen, wonach das Volkslied nicht (mehr) im engen Sinne als Bauernlied und demnach als Sache der Folkloristen und Musikwissenschaftler betrachtet, sondern im weiten Sinne auf die gesellschaftlichen Unterschichten (*populus*) bezogen wird. Der Begriff Populärdichtung (*közköltészet*) bei István Csörsz Rumen umfasst die mündliche Tradition im weiten Sinne, also die Trivial/Populär/Volksliteratur,<sup>21</sup> wie es in der deutschsprachigen Literaturgeschichte von einigen ideologiebelasteten Perioden abgesehen eigentlich längst der Fall war. Der Usus, das, was bei Bartók noch Bauernlied hieß, später Volkslied zu nennen, hat negative Auswirkungen. Diese enge Bedeutung des Wortes steht allerlei weiteren textorientierten und literatursoziologischen Interpretationen des Wortes und der Gattung sowie der Selbstreflexion der Methodologie im Wege.

Bartóks morphologische und musikorientierte Annäherungsweise mag noch so bahnbrechend gewesen sein, ersetzt aber keineswegs die literatur-, sozial- und kulturhistorische Interpretation. Die theoretische Faustregel der Historizität soll auch auf die eigene Interpretation bezogen werden: „Die Entdeckung des historischen Sinnes im späten 18. Jahrhunderts“ ist zwar ein Bruch mit der subjektiven Werkauswahl seitens des Gelehrtenstandes, „bereitete aber gleichzeitig den Boden für eine *teleologische* Literaturgeschichtsschreibung, die auf gezielter Textauswahl und -interpretation basiert und die in geschichtsmetaphysische ‚große Erzählungen‘ (Lyotard) einmündet, in denen es um die Entwicklung des Geistes, die Entstehung der deutschen Nation, die Emanzipation der Arbeiterklasse oder ähnliche geschichtliche Prozesse geht.“<sup>22</sup> Die Bedeutung des erwähnten teleologischen Denkens ist in der ungarischen Tradition, in der Umgangssprache und oft auch in der Forschung in Bezug auf alles, was die Nation betrifft, bis heute ausschlaggebend.

Die in der deutschen Tradition gängigen, entgegengesetzten Auffassungen von Mediävisten und Volkskundlern, ob Volkslieder von ‚oben‘ oder ‚unten‘ stammen, sind laut Schneider „aus funktionsanalytischer und

<sup>20</sup> Baranyiné Kóczy, Judit: *Nature, Metaphor, Culture. Cultural Conceptualizations in Hungarian Folksongs*. Singapore: Springer 2018, S. VI.

<sup>21</sup> Csörsz Rumen, István: *A magyar közköltészet történeti poétikai alapjai* [Die historisch-poetischen Grundlagen der ungarischen Populärdichtung]. In: Ders.: *A kesergő nimfától a fonóházi dalokig*. Budapest: Universitas 2016, S. 21–51.

<sup>22</sup> Schneider: *Sozialgeschichte des Lesens*, S. 7.

kultursoziologischer Perspektive [...] abzulehnen. Denn die Rezeption eines Textes steht immer in einem gesellschaftlichen und situativen Kontext, der sich nicht nur auf die Textauswahl, sondern auch auf das Textverständnis und die Rezeptionseffekte auswirkt.“<sup>23</sup>

## 7 Fazit

Beim Volkslied in Ungarn ist der Autor immer unbekannt, es ist archaisch mit strengen Formkriterien, immer von der ländlichen Bevölkerung gesungen, lyrisch. Es ist apolitisch, weil nur diese Textsorte der ländlichen Bevölkerung als Volkslied wahrgenommen wird. Der Autor des deutschen Volkslieds kann bekannt oder unbekannt sein, es war schon früher von Unterschichten der städtischen Bevölkerung übertragen, episch oder lyrisch, auch dem Thema nach ländlich oder städtisch.

Auf dem deutschen Sprachgebiet und in der deutschen (deutschsprachigen) Literaturgeschichte ist es z.B. dermaßen weit gefasst und allgemein verstanden, dass viele behaupten, sie ist eine Gattung, die es gar nicht gibt. Im Ungarischen dagegen wird das Wort heute in einem engen Sinne verstanden, dass nur Bauernlieder einer spezifischen musikalischen Struktur dazugehören. Der andere wichtige Unterschied ist, dass während in der deutschen Tradition das Volkslied als literarische Gattung betrachtet wird, ist es als solches in der ungarischen Kultur in Vergessenheit geraten: seit der Sammlung und Forschung von Béla Bartók und Zoltán Kodály gilt das Volkslied als Sache der Musikwissenschaft und der Ethnologie, wobei der historisch-ideologische Kontext völlig oder meistens unreflektiert bleibt.

Für die Unterschiede sind nicht notwendigerweise nur die Texte selbst verantwortlich, sondern auch die Umstände und Zeitbezogenheit der Aufzeichnung selbst. Genauer gesagt: die Texte selbst sind Produkte und Spiegel der Aufzeichnung. Und so gelangt man von der ersten spontanen Frage der auslandsgermanistischen Annäherungsweise – und so etwas nennt man Volkslied?! – über die Hinterfragung der heuristischen Beobachtung – wieso lebt das Volk in Ungarn nur auf dem Lande?! – zum Kern der Unterschiede: Vom eingeschränkten Gattungsbegriff zur tieferliegenden kulturellen Spaltung von Land und Stadt in Ungarn, die das eigentliche Hindernis einer nationalen Einheit bleibt. Der wichtigste Unterschied, der hinter dieser Begriffsbestimmung steckt, ist die soziale und kulturelle Spaltung der ungarischen Tradition. Diese Einschränkung des Volksbegriffes ist viel wichtiger und tiefgreifender als die der Gattungsbestimmung. Sie weist darauf hin, dass die kulturelle Stadt-Land-Spaltung in Ungarn tiefer ist als in den deutschsprachigen Ländern.

---

<sup>23</sup> Ebd., S. 65.

## 8 Literatur

- Baranyiné Kóczy, Judit: *Nature, Metaphor, Culture. Cultural Conceptualizations in Hungarian Folksongs*. Singapore: Springer 2018. <https://doi.org/10.1007/978-981-10-5753-3>
- Classen, Albrecht: *Deutsche Liederbücher des 15. und 16. Jahrhunderts*. Münster u.a.: Waxmann 2001.
- Child, Francis James: *The English and Scottish Popular Ballads*. Boston, New York: Houghton, Mifflin & Co 1882–1898.
- Csörsz Rumen, István: *A magyar közköltészet történeti poétikai alapjai [Die historisch-poetischen Grundlagen der ungarischen Populärdichtung]*. In: Ders.: *A kesergő nimfától a fonóházi dalokig*. Budapest: Universitas 2016, S. 21–51.
- Förster, Michael A.: *Kulturpolitik im Dienst der Legitimation. Oper, Theater und Volkslied als Mittel der Politik Kaiser Wilhelms II.* Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2009 (Mainzer Studien zur Neueren Geschichte 25).
- Geulen, Eva: *Nationalisms: Old, New and German*. In: *Telos* 27 (1995), H. 105, S. 2–20. <https://doi.org/10.3817/0995105002>
- Herzfeld-Schild, Marie Luise: *Das Gotteslob als emotional-musikalischer Erinnerungs(h)ort*. In: Fischer, Michael; Widmaier, Tobias (Hg.): *Lied und populäre Kultur/Song and Popular Culture*. Münster u.a.: Waxmann 2014 (Jahrbuch des Zentrums für populäre Kultur und Musik 59), S. 75–93. <https://doi.org/10.2307/4147867>
- Köstlin, Konrad: *Der Wandel der Deutung: Von der Modernität der Volksmusik*. In: Haid, Gerlinde; Hemetek, Ursula; Pietsch, Rudolf (Hg.): *Volksmusik – Wandel und Deutung. Festschrift für Walter Deutsch zum 75. Geburtstag*. Wien et al.: Böhlau 2000, S. 120–132. <https://doi.org/10.2307/3595239>
- Noa, Miriam: *Volkstümlichkeit und Nationbuilding. Zum Einfluss der Musik auf den Einigungsprozess der deutschen Nation im 19. Jahrhundert*. Münster u.a.: Waxmann 2013. <https://doi.org/10.1515/jdrg-2016-0017>
- Nusser, Peter: *Deutsche Literatur. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Bd. 1. Vom Mittelalter bis zum Frühen Neuzeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012.
- Osztheimer, Katharina; Manherz, Karl: *Themen und Motive in den Bergmannsliedern aus St. Iwan bei Ofen/Pilisszentiván*. In: Balassa, Iván; Klotz, Claus; Manherz, Karl (Hg.): *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen*. Budapest: Tankönyvkiadó 1975, S. 221–242.
- Reuss, Richard A.: *American Folksongs and Left-Wing Politics: 1935–56*. In: *Journal of the Folklore Institute* 12 (1975), H. 2/3, S. 89–111. <https://doi.org/10.2307/3813920>
- Schneider, Jost: *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin, New York: de Gruyter 2004. <https://doi.org/10.1515/9783110896480>
- Steinitz, Wolfgang: *Arbeiterlied und Volkslied. Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Berlin: Akademieverlag 1965.
- Wicke, Peter: *„Populäre Musik“ als theoretisches Konzept*. In: *PopScriptum* 1 (1992), S. 6–42.

**Kende Varga (Budapest)**

## **temeswarer non-kon-for-mis-ten**

Auf Spuren der konkreten Poesie im Werk der Aktionsgruppe Banat

### **1 Konkret gemeint – in Rumänien?**

Denkt man heute an das Erscheinen der konkreten Dichtung in Bezug auf die deutschsprachige Literatur, so fällt einem unter anderen Namen wie Eugen Gomringer die Wiener Gruppe mit Friedrich Achleitner, H. C. Artmann und Gerhard Rühm, Helmut Heißenbüttel oder Ernst Jandl ein. Man würde sicherlich kaum auf die Idee kommen, Spuren dieser Kunst in der Literatur der sozialistischen Staaten zu vermuten. Die Wirkung der Konkreten Poesie erstreckt sich aber weit über die Grenzen deutschsprachiger Länder hinaus, sogar bis hin zur deutschsprachigen Literatur des sozialistischen Rumäniens der 1970er Jahre. Im Werk einer Handvoll junger Autoren, die, mehrheitlich Germanistikstudenten, ihr Zentrum in Temeswar fanden, spielten die literarischen Techniken der Avantgarde eine bedeutende Rolle, um die scheinbar vorherrschenden Direktiven der Kulturpolitik bezüglich des sozialistischen Literaturschreibens durch neue literarische Impulse und Richtungen zu ersetzen.

Die folgende, im Prinzip komparatistische Fallstudie versteht sich in erster Linie als eine Art literarischer Spurensuche, wobei anhand einiger ausgewählter Textbeispiele wichtige Parallelen und Unterschiede aufgedeckt werden sollen. In dieser Untersuchung werden die unterschiedlichen Intentionen der Künstler erwähnt, um anhand der Beispiele die Funktionen und das eigentliche Funktionieren dieser literarischen Techniken vor Augen zu führen. Die literarische Reaktion auf soziale und politische Umstände – oft im „Deckmantel“ der Konkreten Poesie – gehörte jedenfalls bei der Aktionsgruppe Banat zu den Beweggründen ihrer Wortmeldungen. Daraus ergibt sich auch die zentrale Behauptung dieser Studie, wonach der eindeutige Zusammenhang zwischen der Aktionsgruppe und der Wiener Gruppe – trotz der vielfältigen formalen Überlappungen – in erster Linie auf dem Ideenreichtum und der Experimentierfreude und erst dann auf der kompletten Übernahme von Techniken und Mustern beruht.

## 2 Ausgangssituation und Suche nach neuen Autoren-Identitäten

Nach der Phase des Neuaufbaus der rumäniendeutschen Minderheit und parallel zur „Liberalität“<sup>1</sup> der Kulturpolitik (die wahrscheinlich auch unter Druck der misslungenen Freiheitsbestrebungen der sozialistischen Nachbarländer Ungarn und der Tschechoslowakei zustande kam) nahm die Spannung zwischen der „alten“ Generation, die den Krieg und seine Folgen an der eigenen Haut erfuhr, und der „jungen“ Generation zu: „Wir hatten nicht die Angst, wie sie die älteren Leute hatten. Wir fürchteten den Kommunismus nicht. [...] Die Angst war eine Erzählung der Eltern“<sup>2</sup> äußerte sich Richard Wagner, einer der wichtigsten Wortführer dieser Generation zu ihrer damaligen Haltung. Die deutsche Minderheitenliteratur im Rumänien der unmittelbaren Nachkriegszeit, die v.a. zur Befestigung der Identität diente, konnte sich an die Tendenzen der Literatur der deutschsprachigen Länder bzw. an die literarischen Tendenzen im Westen erst viel später anschließen. Obwohl es in den 1950er Jahren zur Zeit der Entstalinisierung eine kurze Tauwetterperiode einsetzte, dominierten jedoch die Autoren, die ihre Werke der Mundart- oder Aufbau-literatur widmeten. Eine systemkritische Literatur war zu dieser Zeit weiterhin unvorstellbar, wie es Wagner bemerkt:

„Die siebziger Jahre sind etwas völlig anderes als die fünfziger. In den fünfziger Jahren hatte das kommunistische Regime Angst vor der Bevölkerung. Die Kommunisten empfanden ihre Macht als ungefestigt. [...] Jeder Widerstand, auch der potentielle, sollte ausgelöscht werden. An Kritik und Opposition, selbst in literarischer Form, war da kaum zu denken.“<sup>3</sup>

Die grundsätzlich marxistische, aber äußerst kritische Einstellung der Autoren gegenüber aktuellen politischen Fragen einerseits, und den starren Traditionen der eigenen Minderheit andererseits, die jegliche Versuche der Produktion einer „lebendigen“ Literatur – aus Angst? – ablehnte,<sup>4</sup> hatte aber am Ende der 1960er

---

<sup>1</sup> Totok, William: Literatur und Personenkult in Rumänien. In: Solms, Wilhelm (Hg.): Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur. Marburg: Hitzeroth 1990, S. 93–120, hier S. 93.

<sup>2</sup> Wagner, Richard: Die Aktionsgruppe Banat. Versuch einer Selbstdarstellung. In: Wichner, Ernest (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden. Texte der Aktionsgruppe Banat. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992 (Neue Folge 671), S. 222–227, hier S. 223–224.

<sup>3</sup> „Ich stelle meine Herkunft nicht aus“. In: Sienerth, Stefan: „Daß ich in diesen Raum hineingeboren wurde“. Gespräche mit deutschen Schriftstellern aus Südosteuropa. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1997, S. 305–317, hier S. 313.

<sup>4</sup> Zum „Alptraum Sprache“ und „Alptraum Politik“ vgl. Wichner, Ernest: Blick zurück auf die Aktionsgruppe Banat. In: Ders. (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden, S. 7–11, hier S. 7–8.

Jahre die Zwischenposition der Autoren zur Folge. Ihr Ziel war auch, diese „veraltete“ Minderheitenliteratur zur Seite zu schieben.

Darüber hinaus griffen die Banater Autoren zu Mitteln, die ihrem kritischen literarischen Denken entsprachen. Obwohl der rumänische Geheimdienst, die Securitate, während der Zusammenkünfte an der Universität Temeswar immer mithörte, konnten sich Autoren die unterschiedlichsten Werke sowohl aus dem Westen als auch aus dem Osten anschaffen, wie etwa Stücke von der Wiener Gruppe oder von Brecht, Benjamin, Heißenbüttel und anderen. Die Palette war breit, eine eindeutige literarische Richtung war jedoch immer klar: das Errichten einer realitätsnahen und -kritischen Literatur durch eine willkürliche Abgrenzung von den Repräsentanten der älteren Schriftstellergeneration. Diese absichtliche Distanzierung lässt sich sowohl in der formalen – im Prinzip experimentierenden – Gestaltung der Gedichte, als auch in den Äußerungen der Autoren vor der Öffentlichkeit bzw. in verschiedenen literarischen Diskussionen<sup>5</sup> erkennen. Mit der Entdeckung westlicher Vorbilder entstand eine Art doppelter Widerstand in der Lyrik, die durch die Entgrammatikalisierung mithilfe der Techniken der Konkreten Poesie und durch die „versteckten“ landesspezifischen Inhalte entstand, wie es die Germanistin Diana Schuster formuliert:

„Da sie in der literarischen Tradition der eigenen Minderheitengruppe keinen Anknüpfungspunkt zu finden glaubten, suchten die jungen Schriftsteller ihre Vorbilder im deutschen Sprachraum und fanden dort [...] Bertolt Brecht, aber auch die Wiener Gruppe, die Vertreter der konkreten Poesie und der Sprachexperimente. Nun versuchten die Banater Autoren, ihre Inhalte in diese neuen Formen zu ‚pressen‘, obwohl das nicht immer angebracht war.“<sup>6</sup>

Die Spannung zwischen Form und Inhalt ergibt sich aus der Intention der Autoren, trotz der entgrammatikalisierten Wiedergabe der Realität in Form der Lyrik einen klar verständlichen, literarischen Standpunkt zu vermitteln. Zu diesen Strebungen passten sowohl die Techniken der Wiener Gruppe als auch die linksorientierte Einstellung Brechts.

Die Feststellungen des Literaturkritikers und Zeitgenossen Gerhardt Csejka hinsichtlich der eigenartigen Integration und Aneignung der Literatur westlicher

---

<sup>5</sup> s.a.: Am Anfang war das Gespräch. Erstmalige Diskussion junger Autoren / Standpunkte und Standorte. In: Wichner, Ernest (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden, S. 31–35.

<sup>6</sup> Schuster, Diana: Selbstdarstellung und ästhetisches Programm der „Aktionsgruppe Banat“ von 1968 bis 1987. In: Biechele, Werner; Balogh, András F. (Hg.): „Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn?“ Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien, Bewertungskriterien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum, ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 79–90, hier S. 85.

Vorbilder scheinen auch eine tatsächliche Ähnlichkeit mit der Wiener Gruppe zu beweisen, wobei er diese Parallele v.a. in der Gruppenidentitätsbildung sah:

„solange die Gruppe [...] ihre Auftritte in gemeinsamer Regie produzierte, machte sich in Konturen das kollektive Künstlersubjekt (auf Kosten des individuellen) bemerkbar [...]; ihre ästhetische Wirkung erzielten die Texte gleichsam aus der chemischen Reaktion mit der vom Leser jeweils aktualisierten ‚objektiven‘ Lage. So gesehen wurden nach Brecht nicht zufällig gerade die Autoren von konkreter Poesie, insbesondere die Wiener Gruppe zu wichtigen Leitfiguren der jungen Banater.“<sup>7</sup>

Sogar Brecht selbst – als das allererste Vorbild der Autoren – wurde in gewisser Hinsicht als experimenteller Autor betrachtet: „Brecht experimentiert mit den Möglichkeiten einer sozialistischen Literatur. Deshalb ist er die einzige Grundlage, von der man hier und jetzt ausgehen kann“,<sup>8</sup> meint Wagner im – später als konstituierend beschriebenen – Rundtischgespräch in der *Neuen Banater Zeitung* 1972.

Bei der Behandlung beider literarischen Gruppierungen ist es allerdings zu bedenken, dass die gemeinsamen Auftritte als Gruppe bzw. die Gruppen-Identität – anfangs – eine viel stärkere Legitimationskraft bedeuteten.<sup>9</sup> Im Fall der Aktionsgruppe Banat konnten die einzelnen Autoren-Subjekte als selbstständige Entitäten im Literaturbereich erst etwas später hervortreten, nach der Auflösung des Literaturkreises 1975. Der gewalttätige Eingriff des Machtsystems zog sogar einen Bruch in den Schreibmotivationen nach sich: „Unter dem Druck jener Zeit hat Werner Kremm aufgehört zu schreiben, Anton Sterbling und Ernest Wichner waren kurz vorher in die Bundesrepublik Deutschland ausgewandert, die Gruppe existierte nicht mehr, sie hatte ihre Funktion erfüllt – Einzelautoren wurden sichtbar [...]“<sup>10</sup> Die sehr aktiven Jahre der Aktionsgruppe bzw. ihre Absicht, die sozialistische Realität durch literarisch ungewöhnliche Strategien zu erschließen, übten auf die rumäniendeutsche Literaturszene zweifelsohne einen bedeutenden, langfristigen Einfluss.

<sup>7</sup> Csejka, Gerhardt: Die Aktionsgruppen-Story. In: Wichner (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden, S. 228–244, hier S. 239.

<sup>8</sup> Am Anfang war das Gespräch. Erstmalige Diskussion junger Autoren / Standpunkte und Standorte. In: Wichner (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden, S. 32.

<sup>9</sup> Vgl. Vincze, Ferenc: A harmadik csoport: Aktionsgruppe Banat [Die dritte Gruppe: Aktionsgruppe Banat]. In: Bengi, László; Horányi, Márton; Józán, Ildikó (Hg.): „Visszhangot ver az időben“. Hetven írás Szegedy-Maszák Mihály születésnapjára. Pozsony: Kalligram 2013, S. 189–195, hier S. 190.

<sup>10</sup> Wichner, Ernest: Blick zurück auf die Aktionsgruppe Banat. In: Ders (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden, S. 10.



### 3 Gedicht als Konstrukt von Sprachsegmenten

Gerhard Rühm beschrieb die strikte Abwendung von Wörtern als sinntragenden Elementen 1967 folgender Weise:

„anfang 1954 hatte ich begonnen, ‚konstellationen‘ mit isolierten begriffen zu machen. eine art ‚punktuelle‘ dichtung, in der die einzelnen wörter eigenständigkeit gewannen. [...] das hierarchische prinzip des satzes wurde zuerst einmal aufgegeben, um die wörter, der fixierung auf aussagen entbunden, wieder zu gleichberechtigten elementen aufzuwerten.“<sup>11</sup>

In seiner kurzen These legt er alle wichtigen Aspekte der Wiener Ars Poetica, bzw. das Rezept der Lyrikgestaltung fest. Die angedeutete Dekonstruktion der traditionellen Grammatik und Form wird eben von den Aktionsgruppe-Autoren weitergeführt und „weiterentwickelt“: Diese Dekonstruktion wird noch mit der engen Verbundenheit zum kulturpolitischen, politischen Milieu erweitert.

Im Gedicht *bei einem fiel einem* von Rolf Bossert (erschieden im Juli-Heft der Bukarester *Neuen Literatur* 1973) lässt sich die vorhin erwähnte Zwischenposition der AGB-Lyrik gut beschreiben:

bei einem  
 non- o  
 kon- o  
 for- o  
 mi- i  
 sten- e  
 tref- e  
 fen e  
 fiel einem  
 eine störende gesetzmäßigkeit  
 auf<sup>12</sup>

Über die einfache, leicht experimentartige Form hinaus, die mit der Harmonie der Vokale spielerisch umgeht, ist auch die Absicht zu entdecken, den Point of View als Reflexion auf die Realität in Erscheinung zu bringen. Das erfolgt durch die teilweise erfolgte Entgrammatikalisierung (Kleinschreibung, fehlende Interpunktion und Satzkonstrukt), wobei die „schablonisierten“ Einheiten, die sprachlichen Bausteine ihre Funktion als sinntragende Elemente nicht verlieren. So kann man über einen bloß teilweise erfolgten Bedeutungsverlust der Sprache sprechen. Die Wörter „Konformisten“, „störende Gesetzmäßigkeit“ kommen im

<sup>11</sup> Rühm, Gerhard: Vorwort. In: Ders. (Hg.): Die Wiener Gruppe, S. 14.

<sup>12</sup> Bossert, Rolf: bei einem fiel einem. In: Wichner (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden, S. 72.

kulturpolitischen Kontext des damaligen Rumäniens bereits einer Kritik gleich. Der Germanist Thomas Krause weist dabei auf die Intention der Dichter hin und meint, die Schablone und die Bruchstückhaftigkeit braucht man, um die Realität näher betrachten zu können:

„Die Beschreibung der Realität wird ‚entgrammatikalisiert‘ (z.B. durch konstante Kleinschreibung, Reduzierung der Valenzfunktionen), und dadurch die Kritik an den Realitätszuständen stärker hervortreten zu lassen. Die Sprachmontagen nehmen jetzt nicht mehr Rücksicht auf syntaktische Zwänge, sondern verbinden bruchstückhafte Sätze. [...] Bestimmte sprachliche Versatzstücke des Alltags werden durch deren ständige textliche Präsenz zu einer Schablone umfunktioniert.“<sup>13</sup>

Unterzieht man die Lyrik der Wiener Gruppe und der Aktionsgruppe Banat einer näheren Untersuchung, bemerkt man, dass sich die lyrischen Techniken in der Praxis an vielen bedeutenden Stellen überschneiden, und die literarische Vorbildlichkeit der Wiener Autoren eindeutig zu erkennen ist.

Die folgenden zwei Werke sollen als Beweise für diese Anspielung dienen. Zuerst folgt ein Stück aus *6 konstellationen und ideogramme* von Gerhard Rühm. Der Stil und die Gestaltung des Gedichts demonstrieren diese markante Wirkung.

die nacht  
 und die tochter der nacht  
 und die tochter der tochter der nacht  
 und die tochter der tochter der tochter der nacht  
 der tag  
 und der sohn des tages  
 und der sohn des sohnes des tages  
 und der sohn des sohnes des sohnes des tages  
 der sohn  
 und  
 die tochter  
 und alle ihre verwandten alle verwandten  
 sie blicken auf das geschwisterpaar  
 sie blicken auf den sohn und die tochter  
 des sohnes und der tochter  
 des sohnes und der tochter  
 und es wird tag  
 und es wird nacht<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Krause, Thomas: „Die Fremde rast durchs Gehirn, das Nichts...“ Deutschlandbilder in den Texten der Banater Autorengruppe (1969–1991). Frankfurt/M. et al.: Peter Lang 1998 (Studien zur Reiseliteratur und Imagologieforschung 3), S. 79.

<sup>14</sup> Rühm, Gerhard (Hg.): Die Wiener Gruppe. Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985, S. 143.

Das Profil des Gedichts wird durch die zahlreichen Wiederholungen von Laut- und Wortfolgen bzw. durch die entgegengesetzten Wortpaare, wie Sohn und Tochter, Tag und Nacht, oder bloß durch die männlichen und weiblichen Artikel definiert, die zu selbstständigen Ideogrammen umgedeutet wurden bzw. als einheitliche Panels, Schablonen erscheinen. In der Form ist eine klare Regelmäßigkeit zu entdecken, die sich auf das rein Ästhetische konzentriert, die Bedeutung spielt dabei eine eher unwichtige, unwesentliche Rolle. Das reimt sich auf die Aussagen Rühms, indem er behauptet, „eine ‚lautkonstellation‘ enthält (wie die musik) nur materiale beziehungen, nämlich lautliche“.<sup>15</sup>

Die Strukturen bzw. die Technik, sprachliche Elemente als Bausteine eines sich ständig variierenden Gedichtes anzuwenden, tauchen allerdings auch in etlichen Banater Gedichten auf, überaus prägend sieht man diesen Einfluss in manchen Werken von Rolf Bossert, William Totok oder Richard Wagner. In Wagners *Dialektik* aus den frühen Jahren des Lyrikers (1972) zeichnet sich der experimentelle Stil durch die sich wiederholenden Inhalte und die erwähnte Technik der Entgrammatikalisierung überaus klar aus:

wir haben die verhältnisse erkannt  
 wir haben beschlossen sie zu verändern  
 wir haben sie verändert  
 dann kamen andere  
 die haben die veränderten verhältnisse  
 erkannt und haben beschlossen  
 sie zu verändern  
 sie haben die veränderten veränderten verhältnisse  
 verändert.  
 dann kamen andere  
 die haben die veränderten veränderten  
 verhältnisse erkannt und haben  
 beschlossen sie zu verändern  
 sie haben die veränderten veränderten  
 verhältnisse verändert  
 dann kamen andere<sup>16</sup>

Es wird hier auf Form und Aufbau in ähnlicher Weise sehr präzise geachtet, die wiederkehrenden Ausdrücke werden kontinuierlich, in regelmäßigen Abständen erweitert. Das Wirbeln der festen Einheiten nimmt v.a. die Dynamik der „veränderten Verhältnisse“ vorweg. Die Veränderung an sich steht zugleich für die Bezugnahme auf die wandelnde Realität. Parallel zur Vorbildhaftigkeit der

<sup>15</sup> Rühm, Gerhard: Vorwort. In: Ders. (Hg.): Die Wiener Gruppe, S. 7–36, hier S. 15.

<sup>16</sup> Wagner, Richard: *dialektik*. In: Schneider, Eduard (Hg.): Wortmeldungen. Temeswar: Kriterion 1972, S. 128.

experimentierenden Literatur kommt in Wagners Werk auch ein eindeutiger Bezug auf Brecht und sein Werk *Der gelernte Chor* zustande.<sup>17</sup>

Die wesentlichste Ähnlichkeit zwischen den beiden Kunstauffassungen erscheint auch in den vielfältigen Sprachspielen, im ständigen Experimentieren mit Wörtern, Lautfolgen oder in der Schöpfung von Ausdrücken, die sich innerhalb eines Werks immer wieder kombinieren und wiederholen. Als weitere Beispiele sind hier William Totoks Gedicht *Kreise von unten gesehen* oder Werner Kremms Bildgedicht *siebenbuergen* heranzuziehen. Mit den AGB-Texten des April-Heftes der *Neuen Literatur* wird der Bezug auf die Realität mit einem erstaunlichen Ideenreichtum kombiniert, was zugleich als Höhepunkt in der Produktion der Autoren verstanden werden kann:

„[Ihr] Werk wird als in einem Entstehungsprozess verdeutlicht, als Arbeitsprozess, der Subjekt und Wirklichkeit aufnimmt, und im Focus Text bindet. Überdeutlich wird Sprach- und Gesellschaftskritik in sich wechselseitig vorantreibenden Schreibversuchen der Dekomposition und Rekonstruktion geäußert. Zwar bleibt der Realitätsbezug in den Texten erhalten, doch verselbstständigt sich die sprachliche Bedeutung gegenüber der gedeuteten Wirklichkeit. [...] Spracharmut und die Angst vor der ‚Sprachverdorrung‘ der deutschen Sprache im Banat wollen die Aktionsgruppenmitglieder durch Kombinationen von ‚Sprachsegmenten‘ überwinden. [...] Das geht dann sogar so weit, dass Sprache bis auf ihre akustische oder visuelle Dimension aufgedeckt wird.“<sup>18</sup>

Außer einer Vielzahl von Gedichten mit avantgardistischen Charakterzügen erscheinen u.a. die direkt von einem politischen Ereignis, einem politischen System inspirierten Werke (siehe z.B. die Chile-Gedichte) oder die lyrischen Werke mit einem eindeutigen Bezug auf Brecht von gleicher Bedeutung. Die Eigenartigkeit und die hohe literarische Reife der Autoren zeigen sich besonders deutlich in der letzten gemeinsamen Veröffentlichung (*Neue Literatur*, 1974). Die aggressive Auflösung der Gruppe im Jahr 1975 wegen der ständigen Grenzverletzungen war in dieser Hinsicht keinesfalls erfolgreich, da die Autoren-Subjekte bereits ausgeprägt und gefestigt waren.

---

<sup>17</sup> Siehe dazu auch: Motzan, Peter: Von der Aneignung zur Abwendung. Der intertextuelle Dialog der rumäniendeutschen Lyrik mit Bertolt Brecht. In: Szász, Ferenc; Kurdi, Imre (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h.c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: Argumentum, ELTE Germanistisches Institut 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 139–165, hier S. 142.

<sup>18</sup> Krause: „Die Fremde rast durchs Gehirn, das Nichts...“, S. 83.

#### 4 Mundartdichtung anders

Das sprachliche Experimentieren mit Dialekten tauchte in Wien in erster Linie durch die Werke H. C. Artmanns in den frühen 1950er Jahren auf. Als Ausgangspunkt seiner Dialekt-Experimente wählte er einen Wiener Soziolekt, der in seinem Klang für spielerische Untersuchungen sehr gut geeignet war. Der Germanist Peter Pabisch berichtet über die Suche nach neuen sprachlichen Ausdrucksweisen und schließlich über die Dialektgedichte der Wiener Autoren wie folgt:

„Die Vertreter der Wiener Gruppe griffen den Dialekt als eine Sprachform von vielen wieder auf, aber nicht aus Gründen der Heimatliebe, da sie eher einen kaum hundert Jahre alten Soziolekt einsetzten, der als Wiener Jargon bezeichnet wird. Für sie galt der Sprecher dieses Jargons [...] als Urbild des Vulgären, Ungebildeten, ja Abstoßenden und Hässlichen. Nichtsdestotrotz konnte der Vertreter der entsprechenden Gesellschaftsschicht durch den Soziolekt und nicht durch hochsprachliche Stilmittel glaubhafter parodiert werden.“<sup>19</sup>

Die Parodie und die ironische Verblüffung des Publikums werden als Ziel und Folge der „neuen“ Mundartliteratur deklariert. Das Außer-Acht-Lassen der „klassischen“ Mundartliteratur öffnet neue Spielräume für die Autoren. Die Abweichung von traditionellen Themen und die Zuwendung zur Obszönität ermöglichen die Entstehung von bissigen, „pikanten“ Parodien. Der folgende Ausschnitt aus der Montage *4 dialektgedichte* von Gerhard Rühm zeigt, wie diese satirische Form- und Inhaltsgestaltung funktionierte:

waun s  
aun da schenan blaun donau  
schdinkt  
daun  
hot da johann schdrauss  
im soag  
an schas lossn<sup>20</sup>

Die Symmetrie dieses kurzen Textabschnitts wird durch einen vulgären Ausklang als zusätzliche Zeile am Ende gebrochen und dabei eine verehrte, repräsentative und emblematische Figur des österreichischen Kulturlebens missbraucht. Die Dialektsprache wird neugestaltet bzw. rekontextualisiert. Roland Innerhofer nennt dieses moderne Erscheinen des Dialekts – nach Elias

---

<sup>19</sup> Pabisch, Peter; Thyssen, Achim (Hg.): Die Wiener Gruppe. Im Gedenken an H. C. Artmann. Krefeld: Internationales Mundartarchiv Ludwig Soumagne des Kreises Neuss 2001, S. 16.

<sup>20</sup> Rühm, Gerhard: 4 dialektgedichte. In: Ders. (Hg.): Die Wiener Gruppe, S. 149.

Canetti – „akustische Maske“: „Denn der Dialekt“ wird, sagt Innerhofer, „in Kontexte fern der Alltagssprache transponiert.“<sup>21</sup> Die Neutralität des Dialekts verschwindet, an ihre Stelle tritt zum Ersten die Rolle des Amüsierens, des Satirischen, und, zum Zweiten, die Provokation und der Angriff auf den passiven Status des Publikums. „An die Stelle der Rührseligkeit tritt der Schock“,<sup>22</sup> heißt es bei Innerhofer. Es geht v.a. um die wiederholte Überschreitung der eigenen Grenzen, der Grenzen unserer literarischen Komfortzone.

Zum Kontrast soll hier ein Gedicht des Aktionsgruppe-Autors Rolf Bossert erwähnt werden, das sich zwar von den österreichischen „Soziolekt-Experimenten“ einigermaßen unterscheidet, jedoch ebenfalls die parodierende Eigenschaft des Dialekts ausnutzt. Die Intentionen des Autors lassen sich in der komischen Dichotomie der dialektalen Formulierung von einfachen Motiven des Alltags beobachten. Sein ironisches Mundartgedicht heißt *im sommagoatn paim horváth*:

ti raufäng vun di hocheefn  
 tei rauchn in gonzn tach  
 xunthait  
 oba ich rauch aach: maraschescht  
 hahaha  
 mai kollega tea tut karpatz rauchn  
 solli inan was vun maina oabait  
 vazölln?  
 segns, mia mach ma unsa oabait  
 ich und mai kollega  
 i waas wiaklich nit, warums uns frag'n tun<sup>23</sup>

Bosserts Strategie beruht ebenfalls auf den phonetisch transkribierten Aussagen im bairischen Dialekt, die aber an sich ein unwichtiges, realitätsfremdes Bild im Sommergarten von Horváth beschreiben. Die Alltagssituation entbehrt jedoch der Anknüpfungspunkte zur Realität. Damit bieten die experimentellen Dialektgedichte der Aktionsgruppe-Autoren zugleich eine funktionsfähige Alternative zu den in der Mehrheit folkloristisch thematisierten Werken der Autorenkollegen.

<sup>21</sup> Innerhofer, Roland: Stimm-Bruch. Akustische Inszenierungen der Wiener Gruppe. In: Eder, Thomas; Vogel, Julianne (Hg.): verschiedene sätze treten auf. Die Wiener Gruppe in Aktion. Wien: Zsolnay 2008, S. 99–118, hier S. 103.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Bossert, Rolf: im sommagoatn paim horváth. In: Ders.: Siebensachen. Gedichte. Bukarest: Kriterion 1979, S. 10.

## 5 Grenzverletzungen: Wirkungsgrad erhöht – Spielraum verloren?

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Techniken der konkreten Poesie bloß teilweise unverändert übernommen werden, die AGB-Autoren behielten die künstlerische Radikalität ihrer Wiener Kollegen nicht immer bei und wandten sich mehr und mehr an die Vielfältigkeit der Form bzw. an die Potenzialität, die in der Anwendung unterschiedlicher Sprachexperimente liegt, zu. Während sich die Wiener Gruppe gänzlich auf die Entwicklung und Ausführung von diversen sprachlichen Experimenten konzentrieren konnte, setzte die Aktionsgruppe Banat einen besonderen Akzent auf die politische Anregung der Gesellschaft und des Publikums. In den Jahren von 1972 bis 1975 ist eine klare Tendenz zu erkennen, die der literarischen Entwicklung der Aktionsgruppe ausgezeichnet entspricht.

Demzufolge entfaltete sich die rumäniendeutsche Lyrik der jungen Dichter aus dem Banat der 1970er Jahre nicht im Zeichensystem der Konkreten Poesie, sondern suchte darüber hinaus nach vielfältigen Ausdrucksformen. Während die Wiener Autoren mehrere akustische Tricks des Experimentierens einsetzten, rückten bei den Banatern der politische Kampf und das lyrische Reflektieren auf die Gesellschaft in den Mittelpunkt, was vermutlich auch eine indirekte, revolutionäre Wirkung der 1968er Bewegungen und zugleich der kurzfristigen, strategischen Auflockerung des kommunistischen Regimes bis Mitte der 1970er Jahre sein durfte.

## 6 Literatur

- Innerhofer, Roland: Stimm-Bruch. Akustische Inszenierungen der Wiener Gruppe. In: Eder, Thomas; Vogel, Julianne (Hg.): verschiedene sätze treten auf. Die Wiener Gruppe in Aktion. Wien: Zsolnay 2008, S. 99–118.
- Krause, Thomas: „Die Fremde rast durchs Gehirn, das Nichts...“ Deutschlandbilder in den Texten der Banater Autorengruppe (1969–1991). Frankfurt/M. et al.: Peter Lang 1998 (Studien zur Reiseliteratur und Imagologieforschung 3).
- Motzan, Peter: Von der Aneignung zur Abwendung. Der intertextuelle Dialog der rumäniendeutschen Lyrik mit Bertolt Brecht. In: Szász, Ferenc; Kurdi, Imre (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h.c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: Argumentum, ELTE Germanistisches Institut 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 139–165.
- Pabisch, Peter; Thyssen, Achim (Hg.): Die Wiener Gruppe. Im Gedenken an H. C. Artmann. Krefeld: Internationales Mundartarchiv Ludwig Soumagne des Kreises Neuss 2001.
- Rühm, Gerhard (Hg.): Die Wiener Gruppe. Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985.
- Schuster, Diana: Selbstdarstellung und ästhetisches Programm der „Aktionsgruppe Banat“ von 1968 bis 1987. In: Biechele, Werner; Balogh, András F. (Hg.): „Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn?“ Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien, Bewertungskriterien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa.

- Budapest: Argumentum, ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 79–90.
- Siennerth, Stefan: „Daß ich in diesen Raum hineingeboren wurde“. Gespräche mit deutschen Schriftstellern aus Südosteuropa. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1997.
- Totok, William: Literatur und Personenkult in Rumänien. In: Solms, Wilhelm (Hg.): Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur. Marburg: Hitzeroth 1990, S. 93–120.
- Vincze, Ferenc: A harmadik csoport: Akciócsoport Banat [Die dritte Gruppe: Aktionsgruppe Banat]. In: Bengi, László; Horányi, Márton; Józán, Ildikó (Hg.): „Visszhangot ver az időben“. Hetven írás Szegedy-Maszák Mihály születésnapjára. Pozsony: Kalligram 2013, S. 189–195.
- Wichner, Ernest (Hg.): Ein Pronomen ist verhaftet worden. Texte der Aktionsgruppe Banat. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992 (Neue Folge 671).



**Anna Zsellér (Budapest)**

## **Sprachvergessenheit und der Begriff der Form beim frühen Lukács**

### **1 Einleitung**

Vorliegender Aufsatz versteht sich als eine Werkstattarbeit, die eine erste Annäherung meinerseits an die ungarische Tradition einer gesellschaftlichen Theorie der Kultur dokumentiert. Die Herausarbeitung einer Lesart der frühen Schriften von Lukács' dient als Einarbeitung in die Lage der Theoriebildung, die sich vor und nach dem Ersten Weltkrieg durch progressive Intellektuelle Ungarns herausbildete. Mein spezielles Interesse am frühen Werk von Lukács bezieht sich auf die Sprachlichkeit und auf die Sprachreflexion seiner Werke in einem dreifachen Sinn. (1) Sprache *in actu* (philosophisch/literarisch), die als Medium der kulturphilosophischen und ästhetischen Gedankengänge dient und einen Zugang zu den spezifischen Schwierigkeiten der theoretischen Begriffsbildung ermöglicht, (2) Sprache in der Selbstreflexion der Ausführungen und (3) die Ausarbeitung einer Erklärung, die für eine fehlende Theorie der Sprache in diesen ästhetisch und ideologisch komplexen und sensiblen Werken aufzukommen versucht. Ich werde den Versuch unternehmen, die wichtigsten Züge der bis heute anhaltenden Polemik gegen Lukács und seinen Kreis zu rekonstruieren, die ihr zentrales Argument entweder in der Unverständlichkeit des Sprachgebrauchs (frühe Lukács-Kritiker) oder im Fehlen der Sprachreflexion (zeitgenössische Stimmen) findet.

Die Diagnose von István Király in seinem Tagebuch, wonach Lukács ein Fremdkörper in seinem Heimatland blieb,<sup>1</sup> galt bis zum Auftreten einer neuen

---

<sup>1</sup> István Király's hier zitierte Aufzeichnung hat einen traurigen Kontext: Der Literaturwissenschaftler erfuhr, dass er an Krebs erkrankt nun mehr mit einer sehr begrenzten Lebens- und Arbeitszeit überhaupt rechnen kann. „Mert a hároméves időzónába még be szeretném illeszteni az önéletrajzom. Fontosabb ez számomra, mint a Lukács-könyv. Annak gondolata akkor ültetődött el bennem, mikor éreznem kellett, mennyire idegen test maradt Lukács még mindig az országon belül. A 85-ös évforduló volt számomra a nagy meggondolkodtató. A századik évforduló. Egyrészt a centenáriumi ünnepségek résztvevőit néztem: s szinte mind zsidók voltak, nem túlzás mondanom: a magyar zsidóság ünnepelte csupán Lukácsot. Hiányoztak a résztvevők közül mind a népiek. Éreznem kellett, ami a temetése után is nyomasztóan hatott rám, nem történt meg a magyar recepció.“ [„Weil ich in die Zeitspanne von drei Jahren noch meine Autobiographie hineinpassen möchte. Diese ist wichtiger für mich als das Lukács-Buch. Dieser Gedanke verfestigte sich in mir, als ich spüren musste, wie sehr Lukács ein Fremdkörper innerhalb dieses Landes blieb. Das Jubiläumsjahr 1985 war für mich etwas, was mich sehr zum Nachdenken brachte. Der hundertste Geburtstag. Ich sah die Teilnehmer des Zentenariums: beinahe alle waren Juden, ohne Übertreibung kann ich sagen: nur das ungarische Judentum hat Lukács gefeiert. Unter den Teilnehmenden fehlten die Vertreter der volkstümlichen Bewegung ganz. Ich musste fühlen, was mich auch nach

Generation von theoretisch interessierten Literaturwissenschaftlern<sup>2</sup> und literarisch äußerst sensiblen Philosophen, wie János Weiss oder Ottó Hévízi. Trotzdem kann man bis heute Spuren der langanhaltenden Kontroversen um Lukács entdecken, die sich in unterschiedlichen Formen der Lektüresteuernenden Voreingenommenheit zeigen. Der eine Teil der Lukács-Leser arbeitet an der Aufrechterhaltung der Lukács-Philologie in Ungarn und ist an der philosophisch produktiven Lesart des als Klassiker der Philosophie anerkannten Werks interessiert. Der andere Teil der Lukács-Leser äußert im Vorhinein politisch motivierte Skepsis gegen die Arbeiten des Philosophen, und versucht, sich eindeutig und rechtzeitig von der im Werk sich manifestierenden marxistischen Ideologie abzugrenzen, wobei diese Abgrenzung die Einstellung zum Lebenswerk oft grundlegend bestimmt.<sup>3</sup>

## 2 Frühe Polemiken gegen Lukács und den Sonntagskreis: Vorwurf der Verschwommenheit

Die Jahre zwischen 1910 und 1918 waren Jahre der geistigen und politischen Turbulenz für einen kleinen, elitären Kreis der textuell (und/oder musikalisch,

---

seiner Beerdigung sehr bedrückte: die ungarische Rezeption hat nicht stattgefunden.“ (Murányi, Gábor (Hg.): *Éltető dac* [Belebender Trotz]. In: *Heti Világgazdaság*, 3.5.2018, S. 36–37)

<sup>2</sup> Kricsfalusi, Beatrix: Formakánon versus színházkoncepció. Lukács György és Balázs Béla korai írásainak dráma- és színházelméleti összefüggéseiről [Formenkanon versus Theaterkonzept. Über die dramen- und theatertheoretischen Zusammenhänge der frühen Schriften von Georg Lukács und Béla Balázs]. In: Bónus, Tibor; Kulcsár-Szabó, Zoltán; Simon, Attila (Hg.): *Az olvasás rejtekútjai*. Budapest: Ráció 2007, S. 81–100; Schein, Gábor: A tragédia metafizikája avagy a metafizika tragédiája [Die Metaphysik der Tragödie oder die Tragödie der Metaphysik]. In: Ders.: *Traditio – folytatás és áruulás*. Bratislava: Kalligram 2008, S. 144–153; Gángó, Gábor: A felvilágosodott ész határhelyzetei: Goethe-inspirációk Lukács Györgynél és Walter Benjaminsnál [Grenzsituationen der aufgeklärten Vernunft: Goethe'sche Inspirationen bei Georg Lukács und Walter Benjamin]. In: *Fordulat* 3 (2010), H. 10, S. 151–167; Lőrincz, Csongor: System, Form, Medium. Philosophische und ästhetische Konzeptualisierungen in den 1910er Jahren in Ungarn (Georg Lukács, Béla Zalai, Lajos Fülep). In: Ders. (Hg.): *Wissen – Vermittlung – Moderne: Studien zu den ungarischen Geistes- und Kulturwissenschaften um 1900*. Wien: Böhlau 2016, S. 113–150; Kerekes, Amália: Pathos und Ethos: Die simultanen Reize des Kommunismus in Anna Seghers' *Die Gefährten*. In: Dikovich, Albert; Saunders, Edward (Hg.): *Die ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur*. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien, Balassi Institut Collegium Hungaricum 2017, S. 201–213.

<sup>3</sup> Vielleicht hängt dieser Lektüredualismus damit zusammen, dass in der Handschriftensammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften seit Ende der 1980er Jahre 385 Manuskriptseiten von István Király auf die Aufarbeitung warten. Dieses Material analysiert das Wirken und die Wirkung von György Lukács nach 1945 (vgl. Murányi: *Éltető dac*, S. 37).

philosophisch, kunstgeschichtlich etc.) Gelehrten in Ungarn, der später unter dem Namen Sonntagskreis in die Geistesgeschichte des Landes Eingang fand.<sup>4</sup> Die kämpferischste Stimme in dieser Bewegung war die Stimme des jungen Lukács, der für seinen Band *Balázs Béla és akiknek nem kell* [Béla Balázs und die ihn nicht mögen]<sup>5</sup> ein Goethe-Motto, ohne Hinweis auf den Autor, wählte. Diese Geste stand durchaus im Zeichen kulturellen Elitismus': „Was klagst du über Feinde? / Sollten solche je werden Freunde, / Denen das Wesen, wie du bist, / Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist.“ Er setzte damit die Rhetorik seines frühen Vortrags *Die Wege haben sich getrennt – Am Scheideweg* (Vortrag aus Anlaß der ersten Ausstellung von K. Kernstock) fort,<sup>6</sup> den er in seiner Aufsatzsammlung *Ästhetische Kultur* 1913 noch einmal nachdrucken ließ. Bereits diese beiden Titel bedeuteten offene, ungetarnte Kampfansagen. Lukács bespricht die Werke seines Dichterfreundes Béla Balázs in den Kritiken des Bandes mit stolzer Offenheit, zieht aber auch jenen Zauberkreis, der die Welt deklarativ in zwei Teile trennt, je nachdem, ob man innerhalb oder außerhalb des Sonntagskreises steht (wie dies humorvoll bereits von Frigyes Karinthy,

---

<sup>4</sup> Vgl. Karádi, Éva: A budapesti Lukács-kör és a heidelbergi Max Weber-kör [Der Budapester Lukács-Kreis und der Heidelberger Max Weber-Kreis]. Budapest, Diss. 1984; Dies.; Vezér, Erzsébet (Hg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt/M.: Sandler 1985; Karádi, Éva: Mannheim útja a kultúrfilozófiától a tudásszociológiáig [Mannheims Weg von der Kulturphilosophie zur Wissenssoziologie]. In: Mannheim-tanulmányok. Budapest: Napvilág 2003, S. 129–157; Dies.: Formával a káosz ellen. 1917: A Vasárnapi Kör a nyilvánosság elé lép a Szellemi Tudományok Szabadiskolájával [Mit der Form gegen das Chaos. 1917: Der Sonntagskreis tritt mit der Freien Schule der Geisteswissenschaften an die Öffentlichkeit]. In: Szegedy-Maszák, Mihály; Veres, András (Hg.): A magyar irodalom története. Budapest: Gondolat 2007, S. 866–881.

<sup>5</sup> Lukács, György: Balázs Béla és akiknek nem kell. Összegyűjtött tanulmányok. Kner Izidor: Gyoma 1918 (in deutscher Übersetzung: Lukács, Georg: Béla Balázs und die ihn nicht mögen. Vorwort. Wer mag die Dichtung von Béla Balázs nicht und warum. In: Ders.: Werke. Bd. 1.2. Hg. v. Zsuzsa Bognár, Werner Jung, Antonia Opitz. Bielefeld: Aisthesis 2018, S. 678–692).

<sup>6</sup> Der Vortrag wurde anlässlich der Ausstellung von Kernstock im Salon der Könyves-Kálmán-Ungarischen-Verlags-gesellschaft von Ödön Révai, im Galilei-Kreis am 16. Januar 1910 gehalten. Der überarbeitete Text erschien in: Nyugat 3 (1910), H. 3, S. 190–193. Lukács, Georg: Die Wege haben sich getrennt – Am Scheideweg. In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 434: „Die Wege sind voneinander geschieden. Vergebens ‚versteht‘ die zartbesaitete Überzeugungslosigkeit mancher klugen Impressionisten zahlreiche künstlerische Momente der jetzt entstehenden Kunst. Auch dieses Verstehen ist bloß eine Idee, bloß Sensationschöpferei von wo immer, und es folgt aus ihr keinerlei Veränderung. Sie sehen den Knüppel, der auf ihr Haupt niederzuschmettern droht, und sie genießen mit feinen Stimmen die gewaltige Geste der herabsausenden Hand. Doch taugt diese verständnisvolle Klugheit nichts, denn diese Geste ist jetzt mehr als eine Geste, weil dieser Knüppel ihnen tatsächlich auf den Kopf sausen wird. Denn die Stille bringende Kunst bedeutet für sie eine Kriegserklärung und einen Kampf auf Leben und Tod.“

vom ikonischen Schriftsteller und Parodisten des *Nyugat* angedeutet wurde). Ein kleiner, exquisiter Kreis geistiger Aristokratie, der nach dem Beispiel des George-Kreises in Deutschland konzipiert wurde,<sup>7</sup> und der um Lukács herum die Verteidiger einer „wahren“ Geistesgeschichte (nach deutschem Beispiel) vereinigen sollte. Lukács strebte aber nicht nur nach einem ähnlichen geistigen Charisma wie George, sondern hatte den still gehegten Wunsch, die alte Welt in seiner Grundausrüstung zu verändern.<sup>8</sup> Im Brief von Balázs wird die Wendung „die geheime Sekte deiner Anhänger“ die späte Phase des Sonntagskreises betreffend wie selbstverständlich benutzt, als der Sonntagskreis unter dem Namen *Szellemi Tudományok Szabad Iskolája* [Freie Schule der Geisteswissenschaften] seine besten Redner vors Publikum stellte:

„Es ist unglaublich, und doch erweitert sich die geheime Sekte Deiner Anhänger, so daß sie gar nicht mehr Schein ist. Du wirst ungeduldig gefordert, und man verdächtigt uns, wir hätten Deinen Namen bloß zwecks ‚Werbung‘ eingeschmuggelt. Vor einigen Jahren hätten wir noch nicht daran gedacht, daß Du so bald ein ‚Werbegag‘ in Pest sein könntest. 70 Personen sind eingeschrieben, 50 besuchen die Vorträge regelmäßig.“<sup>9</sup>

Die esoterische wissenschaftliche Sprache der Vorträge der Freien Schule der Geisteswissenschaften wird in der Programmschrift 1917 stolz hervorgehoben und folgendermaßen begründet:

„Unterscheiden wird sie sich von diesen vor allem im Charakter unserer Vorlesungen darin, daß sie nicht populär wird. Wir sind nämlich überzeugt davon, daß jede Popularisierung die Wissenschaft ihres Wesens entkleidet und daß jeder Gedanke nur auf dem Niveau und in der Sprache adäquat mitteilbar ist, auf welchem und in der er geboren wurde.“<sup>10</sup>

Mannheims schöner Vortrag, der den Titel *Kultur und Seele* trug und im zweiten Halbjahr der *Freien Schule* als programmgebender Vortrag gehalten wurde,

<sup>7</sup> Der George-Kreis zählte aber mindestens 30 unmittelbar angeschlossene Mitglieder und eine große Anzahl von mittelbar Beteiligten. Vgl. Aurnhammer, Achim; Braungart, Wolfgang; Breuer, Stefan; Oelmann, Ute (Hg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. 3 Bde. Berlin: de Gruyter 2012.

<sup>8</sup> Vgl. Lukács, Georg: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Übersetzt v. Hans-Henning Paetzke. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981, S. 55: „Ich hatte Ambitionen, die Dinge zu verändern, das heißt, meine Ambitionen waren auf die Veränderung des alten ungarischen Feudalismus ausgerichtet. Dagegen konnten sie naturgemäß niemals zu einer aktuellen politischen Absicht werden, weil es im damaligen Budapest keine derartige Bewegung gab.“

<sup>9</sup> Lukács, Georg: Briefwechsel 1902–1917. Hg. v. Éva Karádi u. Éva Fekete. Stuttgart: Metzler 1982, S. 397.

<sup>10</sup> Karádi, Vezér: Sonntagskreis, S. 159.

basiert auf den Kulturbegriff von Georg Simmel.<sup>11</sup> Balázs (der Hausherr des Sonntagskreises), Mannheim und Lukács besuchten die Berliner Hausseminare (genannt *privatissimum*) von Georg Simmel Anfang der 1910-er Jahre. Für sie wurde durch dieses gemeinsame Erlebnis klar, „dass es keine ernsthafte Geisteswissenschaft gibt, die bereits an sich keine Sozialwissenschaft darstellen würde“.<sup>12</sup> Mannheims Vortrag baute andererseits auf die von Lukács gewonnenen Einsichten, die er in der *Heidelberger Philosophie der Kunst* 1911-12 in Florenz ausarbeitete, führte aber auch wichtige eigene Unterscheidungen ein.<sup>13</sup> Mannheim verstand in Anlehnung an Simmel unter objektiver Kultur das tradierte Leben der Formen, die er von der subjektiven Kultur trennte: In der subjektiven Kultur trifft „eine Seele“, das Subjekt, auf diese Formen und macht sich die Techniken der Herstellung dieser Formen aus Drang zum Ausdruck eigen. Die Dreiteilung in der *Heidelberger Philosophie der Kunst* in Virtuose, Dilettanten und Genies<sup>14</sup> eignet sich Mannheim ebenfalls an, ohne sie kritiklos zu wiederholen: Er spricht über das Genie, das die Kulturtechniken und die Ethik eines großen Menschen in sich vereinigen kann. Die zwei Arten von Dilettanten werden von Mannheim folgendermaßen auseinandergehalten: Der eine Dilettant setzt die Formen ohne Seele fort, der andere strebt ständig nach dem Neuen, ohne dabei die Erhaltung der tradierten Formen in Sicht halten zu können. Mannheim baute in seinen Vortrag die Gedanken von Kant, Georg Simmel und Georg Lukács explizit ein und kommt zu einem Verständnis der Kultur, das durch die folgenden drei allgemeinen Attribute charakterisiert werden kann: (1.) die Solidaritätsfähigkeit des Menschen ermöglicht „seelische Binnenbezirke“, die allein durch Kultur zu erfassen sind; (2.) durch Stile und Gattungen weist die Kultur ein Kontinuum ihrer Erscheinungen auf; (3.) fremd gewordene Kulturobjektivationen sind als

---

<sup>11</sup> Wessely, Anna: A Szellemi Tudományok Szabad Iskolája és a Vasárnapi Kör. In: Világosság 16 (1975), H. 10, S. 613–620, hier S. 615.

<sup>12</sup> Balázs, Béla: Szabad Iskola. In: Bécsi Magyar Ujság, 12.10.1922. Zit. n. Wessely: A Szellemi Tudományok, S. 620: „viszont világos lett, hogy nincs olyan komoly szellemi tudomány, mely ne volna társadalomtudomány is“. [Übersetzungen, wenn nicht anders angegeben, von mir, A.Zs.]

<sup>13</sup> Márkus, György: Lukács' ‚erste‘ Ästhetik. Zur Entwicklungsgeschichte der Philosophie des jungen Lukács. In: Heller, Ágnes; Fehér, Ferenc; Márkus, György; Radnóti, Sándor (Hg.): Die Seele und das Leben. Studien zum frühen Lukács. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, S. 192–240, hier S. 230: „Der gesamte Begriffsapparat seines Vortrags *Seele und Kultur*, gehalten im Herbst 1917 (veröffentlicht 1918) geht auf Simmel und auf die Essays von Lukács bzw. auf die im Geist der Essays begriffene *Philosophie der Kunst* zurück, weshalb die lebensphilosophischen Tendenzen bei Mannheim noch bedeutend kräftiger hervortreten als in den Lukács-Manuskripten aus den Jahren 1912–1914.“

<sup>14</sup> Vgl. Lukács, Georg: *Heidelberger Philosophie der Kunst* (1912–1914). Hg. v. György Márkus u. Frank Benseler. In: Ders.: Werke. Bd. 16. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand 1974, S. 69ff.

Formen wahrnehmbar, die durch eine neue Wissenschaft, durch die Ästhetik zu systematisieren und interpretieren sind. Es gibt aber ein äußerst wichtiges Charakteristikum des Geistes der sonntäglichen Gespräche (die laut der Erinnerungen von Béla Balázs und Anna Lesznai wesentlich durch die Anwesenheit und durch den Diskurs des jungen Lukács bestimmt waren), das durch den Vortrag von Mannheim nicht vor das größere Publikum getragen wurde: „die Leidenschaft des Widerstreits“,<sup>15</sup> die in der absoluten Verwerfung der bürgerlichen Welt beim jungen Lukács eine philosophisch-vergeistigte Form annahm.

Versucht man, die Polemik und den offenen Widerstreit der Lukács'schen Position zu vergegenwärtigen, wäre in zweifacher Hinsicht auf die Sprache zu achten, in der er diese ausarbeitete. Lukács ging in seiner Publizistik und frühen Kritiken von vornherein davon aus, dass die Zeitgenossen viele seiner Schriften nicht einmal verstehen können. Diese Verständnisunfähigkeit ist aber in erster Linie in der sprachlichen Verfasstheit seiner Werke zu suchen (nur „Dumme und Faule“<sup>16</sup> bleiben auf dieser Ebene stecken). Für ihn erscheinen diejenigen am gefährlichsten, die seine Schriften grundsätzlich empfangen könnten, aber aus ethischen Gründen dennoch nicht verstehen wollen: „Ein erheblicher Teil der Vertreter der ungarischen Moderne macht die Überzeugungslosigkeit zum Kult. [...] Alles geschieht irgendwie, alles könnte aber auch anders sein, und derjenige ist weise, der sich, angesichts dieses Fehlens jeder Notwendigkeit in der Welt, ihr mit seiner Überzeugungslosigkeit anpasst.“<sup>17</sup> Der Philosoph Lukács sieht die (literarische!) Gesellschaft seiner Zeit durch die Brille Kierkegaards: In seinen Augen sind die meisten unfähig oder nicht willens, den Sprung in die Sphäre des Ethischen zu wagen. Er plädiert im Geist Kierkegaards für den Sprung, der durch das Erreichen der reflexiven Ebene überhaupt erst ethische Erwägungen ermöglichen würde. (Ausschließlich in diesem abstrakt-philosophischen Sinn hat der Vorwurf des ‚Impressionismus‘ und der ‚Überzeugungslosigkeit‘ einen Sinn und trifft nur für diejenigen Akteure der Zeit zu, die belletristisch-kritisch das Feld der gesellschaftlich bedeutsamen

<sup>15</sup> Földényi, F. László: A fiatal Lukács [Der junge Lukács]. Budapest: Magvető 1980, S. 84: „Lukács abszolút szembefordulása a polgári világgal egy szenvedélybe összpontosult, az elutasítás szenvedélyébe, és elméleti-esztétikai fejtegetései mind ezt a szubjektív szenvedélyt igazolják és támasztják alá. (Ismételjük: nem ezt a szenvedélyt, illetve ennek jogosságát vitatjuk vagy elemezzük, hanem azt az összefüggésrendszer próbáljuk megérteni, amely erre a pátozra épül.)“ [„Lukács' absolute Frontstellung gegen die bürgerliche Welt konzentrierte sich in einer Leidenschaft, in der Leidenschaft des Widerstreits und seine sämtlichen theoretisch-ästhetischen Ausführungen beweisen und unterstreichen diese Leidenschaft. (Wir wiederholen: Wir bestreiten oder analysieren nicht diese Leidenschaft oder ihre Berechtigung, sondern versuchen, den Sinnzusammenhang zu verstehen, der sich auf diesen Pathos gründet.)“]

<sup>16</sup> Vgl. Lukács: Werke, Bd. 1.2, S. 680.

<sup>17</sup> Ebd., S. 680f.

Debatten betreten. In diesem Sinn sehe ich in den Bestrebungen des jungen Lukács eine Vorwegnahme der Vorwürfe gegen die Intellektuellen in Julien Bendas in *La trahison des clercs* 1927. Der eigenartige Lukács'sche Zug besteht darin, die Standpunkte der Überzeugungslosigkeit und des Entscheidens auf eine existentiell extreme Weise gegeneinander auszuspielen, um die pure Kraft des Widerstreits inszenieren zu können: „Hier stehen zwei moralische Weltanschauungen einander gegenüber; selbst eine relative Akzeptanz der jeweils anderen käme für jede der Selbstaufgabe gleich.“<sup>18</sup> Die thetische Annahme dieses radikalen Widerstreits führt er später gegen Babits sprachpraktisch an. Trotz der höflichen einführenden Worte („Noch einmal sei gesagt, ich schätze diesen großartigen Sprachkünstler und Philologen außerordentlich hoch...“)<sup>19</sup> praktiziert er eine annihilierende Kritik gegen die kritischen Einschätzungen und Äußerungen von Babits: „So viele Behauptungen, so viele Irrtümer.“<sup>20</sup> Lukács formuliert später sogar seinen „Verdacht“, sein Gegner habe nicht einmal eine Ahnung davon, wie das Absolute in der Belletristik erscheinen könnte: ein tief verächtlicher Vorwurf der Theorielosigkeit dem Philologen gegenüber.<sup>21</sup> „Die dichterische Tiefe ist die sinnlich wahrnehmbare Verkörperung, die Materialisation des Absoluten, ein unmittelbares Erscheinen auf der Ebene des versinnlichten Lebens.“<sup>22</sup> Babits konnte das Fehlen einer solchen „dichterischen Attitüde“, das Warten auf das Absolute im Gedicht in ihrem Fehlen vielleicht dennoch etwa erahnen, meint Lukács. Dennoch war er unfähig, die dichterische Ankunft desselben in den Gedichten von Béla Balázs zu erkennen. Er finde den Vergleich von Balázs und Dostojewski bei Lukács erstaunlich, „weil er den wirklich springenden Punkt der Intention weder bei dem einen noch bei dem anderen zu erblicken vermag.“<sup>23</sup>

Die Rekonstruktion des Gedankenganges von Lukács soll hier unterbrochen werden, um die Sprache des jungen Philosophen reflektieren zu können. Lukács'

<sup>18</sup> Ebd., S. 682 (im ungarischen Original steht statt „Selbstaufgabe“ das Wort: „öngyilkosság“ [„Selbstmord“]).

<sup>19</sup> Lukács: Werke, Bd. 1.2, S. 682.

<sup>20</sup> Ebd., S. 683.

<sup>21</sup> István Margócsy interpretiert diese Geste des konstruierten Widerstreits als eine Geste, die in eine lange Tradition der These(n) von der „Mangel an Philosophie“ innerhalb der ungarischen Belletristik einzureihen wäre. Die Wertung derselben Geste, dass Lukács mit dieser polemischen Bemerkung in die Sünde der „subjektiven Eingenommenheit“ gefallen wäre, teile ich aber nicht. Margócsy, István: Hogyan alakult ki a magyar irodalom filozófiátlanságának tézise? [Wie entstand die These von der Philosophielosigkeit der ungarischen Literatur?] In: Világosság 48 (2007), H. 6. S. 119–124, hier S. 123 (<http://epa.oszk.hu/01200/01273/00039/pdf/20070905071124.pdf>, Datum des Zugriffs: 4.6.2019).

<sup>22</sup> Lukács: Werke, Bd. 1.2, S. 686.

<sup>23</sup> Ebd., S. 689.

Halbsatz auf Ungarisch (Babits „nem képes meglátni az intentió igazi ugrópontját“) ist zwar in ungarischer Sprache verfasst, ist aber in derselben in seiner Wortwahl (intentió) und in seiner Metaphorizität (ugrópont – springender Punkt) zum Zeitpunkt seines Verfassens (und eigentlich auch bis heute) überaus fremd. Der Vorwurf von Babits, mit dem er die Wut des jungen Lukács provozierte, über „jene gewisse Verschommenheit“,<sup>24</sup> war einerseits in der ungarischen Sprache der Epoche selbst verwurzelt, die philosophisch-fachsprachlich in der Tat sehr unterentwickelt war. Von seiner doppelten Zweisprachigkeit machte Lukács (deutsch-ungarisch; Gemeinsprache versus philosophische Sprache) sowohl in seiner Kunstkritik, als auch in seinen philosophischen Schriften ohne Maß Gebrauch.<sup>25</sup> Die Erneuerung und philosophische Erweiterung der ungarischen Sprache, die dadurch erfolgte,

<sup>24</sup> Die Antwort von Lukács auf Babits' Kritik erschien mit dem Titel *Arról a bizonyos homályosságról* [Über jene gewisse Verschommenheit] in: *Nyugat* 3 (1910), H. 23, S. 1749–1752.

<sup>25</sup> In einer Kritik über Béla Balázs benutzt Lukács folgende Fach- und Fremdwörter auf einem sehr engen textuellen Raum nacheinander, in dichter Folge – die Benutzung der philosophischen Fachsprache in einer literaturkritischen Schrift galt in der Epoche als eigenartig: *qualitásai, stilustendeciák, intentió, klassicistikus dráma stiluskülömbése, stilusakarát, cselekmény koncentratioja, szinte klassicistikus reductio, extenzív gazdagság, principium, kompozicio, ornamentális és dekoratív séma, matéria, karakter, szubstantiális principium, az emberi lényeg materialisatioja, magánvaló substantia, az emberi léleknek accidentiája, kompozicio-problema, klassicistikus drama, sorsprioritás, sors mint vehiculum, normatív illúzió, temperamentum, portraitszerű, kosmikuság ritmusa, individuatio, dinamika, ritmus, ornamentika, paradoxia, aprorikus egység, sokszínű vibratio, kolorizmus, legbelső autonomia, történetfilozofiai folyamat szimptomája, a léleknek saját, önmateriájából származó, stilusproblema, sorskonceptio, analitikus, új lélekvizió, ontologikus szükségszerűség, aposteriorikus kapcsolatok, transcendens ható erők, stilizálás, az életnek azon nivója, ritka extázisok, szociológiai beállítás. [Qualitäten, Stiltendenzen, Intention, Stilunterschied des klassizistischen Dramas, Kunstwollen (Begriff von Alois Riegl), Konzentration der Handlung, beinahe klassizistische Reduktion, extensive Fülle, Prinzip, Komposition, ornamentales und dekoratives Schema, Materie, Charakter, substantielles Prinzip, Materialisation des menschlichen Wesens, Substanz an sich, Akzidenz der menschlichen Seele, Kompositionsproblem, klassizistisches Drama, Schicksalspriorität, Schicksal als Vehiculum, normative Illusion, Temperament, portraitartig, Rhythmus des Kosmischen, Individuation, Dynamik, Rhythmus, Ornament, Paradoxie, a priorische Einheit, vielfältige Vibration, Kolorismus, innerste Autonomie, Symptom des geschichtsphilosophischen Prozesses, aus der Eigenmaterie der Seele stammend, Stilproblem, Schicksalskonzeption, analytisch, neue Seelenvision, ontologische Notwendigkeit, aposteriorische Verbindungen, transzendent wirkende Kräfte, Stilisation, das Niveau des Lebens, seltene Extasen, soziologische Einstellung] Vgl. Lukács, Georg: Halálos fiatalság. In: Ders.: Balázs Béla és akiknek nem kell, S. 80–102.*



konnte von seinen Zeitgenossen in solch einer übertriebenen Fülle und Form nicht positiv wahrgenommen werden.<sup>26</sup>

Ein berühmter Satz, ein Satz mit einem langen Nachleben<sup>27</sup> aus dem Vorwort des Balázs-Buchs lautet: „Mir ist sehr wohl bewusst, dass ich kein Kritiker bin.“<sup>28</sup> Seine Selbstkritik gründet sich erstens auf die Distanz, die ihn von den noch feinsinnigeren Kunstkritikern (wie in Lukács' Einschätzung Paul Ernst oder Leo Popper waren) trennt, zweitens ist aber die Geste wichtig, indem er im selben Zug die „andere Seite“, die philosophische Seite der Kunstkritik, in einem Satz konturiert und dadurch auch entwirft: „Ich bekenne: Ich bin kein Kritiker, weil mich nur die letzten Fragen der Form, das symptomatische Gelingen und Scheitern interessieren, genauer: die Axiologie und Geschichtsphilosophie der Werke und nicht die Werke selbst.“<sup>29</sup> Dieses grundsätzlich theoretische Interesse an den Werken der Literatur, das mit einem radikalen, oft annihilierend kritischen Ton in der Publizistik einherging, war für die meisten Zeitgenossen Lukács' kaum akzeptabel: Der sprachlich kongeniale Kritiker und Humorist, Frigyes Karinthy ironisierte die polemisch-kämpferische Grundhaltung und die in seiner Sicht krampfhaft gesuchte metaphysische Tiefe von Lukács in einem Stück seiner Literaturparodien. Karinthy zitiert dabei fast alle Kategorien der philosophischen Frühschriften von Lukács, um das Kämpferische dieser Denk- und Schreibweise auf kürzestem Weg lächerlich zu machen:

„In geschlossenen und dichten Schlachtreihen marschieren jene bedrohlichen Truppen allerorts auf, die das Wort der Zeit nicht verstehend, aber im allerinnerlichsten Wesen ihres Lebensseins bedroht entschlossen sind und mit dem letzten Odem ihrer verzweifelten Wut versuchen, wenn möglich, noch einmal abzustreiten, dass der formal-axiologische Akzent der Dichtung von Béla Darázs sich der parallelen Stimmungssachse mit dem normativen Pathos des mystischen Erlebnisstoffes spiritualisiert.“<sup>30</sup>

<sup>26</sup> Mihály Babits an Georg Lukács am 28.11.1910: „Was die Anwendung der durch Sie beschriebenen transzendenten (Sie verstehen, in welchem Sinne ich das Wort gebrauche) Philosophie fürs literarische Leben anbelangt: sie ist zweifellos berechtigt, weshalb auch ‚jene unbestimmte Klarheit‘ in der Kritik berechtigt ist. Wir sollten jedoch darauf achten, daß diese Unklarheit eine andere ist als jene, die mir in Ihrem Buch nicht gefiel; ich mag irren, doch ich hatte den Eindruck, die Unklarheit liege bei Ihnen nicht in der Tiefe der Gedanken, sondern in den Ausdrücken und den Satzstrukturen; die aber dürfte den Philosophen doch nicht verpflichten, schon aus pädagogischen Gründen nicht. Jeder große Philosoph ist so klar, wie er sein kann: Sie könnten klarer sein, als Sie sind.“ (Lukács: Briefwechsel, S. 166)

<sup>27</sup> Vgl. Radnóti, Sándor: *A piknik. Írások a kritikáról*. Budapest: Magvető 2000, S. 18.

<sup>28</sup> Lukács: *Werke*, Bd. 1.2, S. 691.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Bendl, Júlia; Tímár, Árpád (Hg.): *Az ifjú Lukács a kritika tükrében. Der junge Lukács im Spiegel der Kritik*. Budapest: MTA Filozófiai Intézet – Lukács Archivum 1988, S. 192.

*Wesen – Lebenssein (Seele), Form, formal, Axiologie und Stimmung, normativ und Erlebnisstoff*: Karinthy trifft aus dem philosophischen Wortschatz des jungen Lukács' eine Auswahl, als hätte er sogar den Text der *Heidelberger Philosophie der Kunst* bereits auf Ungarisch gelesen.<sup>31</sup> Der Dichter Árpád Tóth schreibt in einem Privatbrief an Pál Bródy im Jahr 1916 in einer vergleichbaren Tonalität über Arnold Hauser, Mitglied des Sonntagskreises:

„Ich warne dich vor diesem Vogel Hauser. Du schreibst keine guten Dinge über ihn. Er hat keine Meinungen, wahrhaftig ein Balázs-Schüler. Diese sitzen ständig auf Ideen-Toiletten und verbreiten ästhetische Darmwinde. Der Balázs hat einige Werte, aber er kann den zweiten Platz nach Ady nicht einnehmen. Nicht einmal den zehnten! ... Der Hauser ist also ein richtiges Brüderchen von diesem György Lukács und von Balázs. Philosopheme ohne Ende, Abstraktheiten und hausgemachte Differenzierungen. Lukács und Balázs konnte ich noch akzeptieren, da sie Talent haben und da ich den alteingesessenen Glauben hege, dass Leute mit Talent sogar Dummheiten thematisieren dürfen.“<sup>32</sup>

In diesen Zeilen äußert sich eine paradoxe Mischung von Verehrung (Anerkennung des außerordentlichen philosophisch-poetischen Talents von Lukács und Balázs) und eine klare Distanznahme von den philosophischen Allüren und dem Sprachstil des Sonntagskreises.

In einem größeren Zusammenhang gewinnen die Zeichen der gegenseitigen Verfremdung an geschichtlichem Sinn, wie es László Percz mit Blick auf die gegenkulturelle Motivation des Sonntagskreises und der Zeitschrift *Szellem* [Geist]<sup>33</sup> in einem philosophiegeschichtlichen Rahmen beschreibt:

<sup>31</sup> Dieser Text wird auf Ungarisch erst nach dem Tod von Lukács veröffentlicht.

<sup>32</sup> Tóth, Árpád: *Összes művei* [Gesammelte Werke]. Bd. 5. Budapest: Akadémiai 1973. Zit. n. Novák, Zoltán: *A Vasárnap Társaság. Lukács Györgynek és csoportosulásának eszmei válsága, kiütkeresésük az első világháború időszakában* [Die Sonntagsgesellschaft. Die ideologische Krise und Auswegsuche von Georg Lukács und seiner Gruppierung zur Zeit des Ersten Weltkriegs]. Budapest: Kossuth 1979, S. 79: „Attól a Hauser-madártól féltelek. Nem jó dolgokat jelentesz róla. Véleményei nincsenek, tényleg Balázs-iskola. Ezek folyvást eszme-klozetteknek ülnek, s esztétikai végbél-szél illatozik belőlük. Még Balázs ér valamit, no de Ady után mégse az övé a második hely. Még a tizedik se!... Szóval Hauser méltó kis öccse a Lukács Györgynek, meg a Balázsnak. Vég nélküli filozofémák, elvontságok és differenciálmányok. Lukácsot és Balázst még bevettem, mert tehetségesek, s régi hitem szerint a tehetségeseknek még marhaságokat is joguk van vitatni.“

<sup>33</sup> Die Zeitschrift erlebte nur zwei Nummern 1911. Lukács hat ihn mit dem Kunsthistoriker Lajos Fülep, mit dem späteren Herausgeber von *Szép Szó* [Schönes Wort] redigiert. Siehe: Percz, László: *Háttér előtt. A „hivatalos“ magyar filozófia és a századelő Lukács-köre* [Vor dem Hintergrund. Die „offizielle“ ungarische Philosophie und der Lukács-Kreis zu Beginn des Jahrhunderts]. In: *Fordulat* 3 (2010), H. 10, S. 90–104, hier S. 96.

„Weder Lukács' Auffassung von der Philosophie noch seine Rollenvorstellungen und geistigen Ansätze fügen sich in das offizielle Institutionssystem der zeitgenössischen Philosophie ein: sie gehen nachdrücklich auf Distanz zu seiner Rückständigkeit und Überfälligkeit.“<sup>34</sup>

Bei Lukács wird jegliche Bestrebung nach sozialer Anpassung durch den Wunsch nach dem Neuen und Zeitgenössischem überschrieben. In diesem Sinn reagierte er gegen die frühen Vorwürfe der Unverständlichkeit – im Bewusstsein dessen, dass er die Arbeit einer philosophischen Avantgarde in seinem Land leistet – im Aufsatz *Über jene gewisse Verschwommenheit* mit folgender Ausrede: „Mir mangelt es aber an Zeit, mich mit Erwachsenenbildung zu beschäftigen – obwohl ich von ihrer Nützlichkeit und Notwendigkeit zutiefst überzeugt bin.“<sup>35</sup> Seine progressiven Bestrebungen durch Spracherneuerung durch die kreative Vermischung der diskursiven Regelungen, die aber auf die Leserschaft kaum Rücksicht nimmt, bemerken auch die freundlich eingestellten deutschen Wissenschaftler und Intellektuellen der Zeit. Karl Jaspers äußert seine Schwierigkeiten beim Lesen der *Theorie des Romans*:

„Ich vermag nicht ohne Weiteres Ihnen verstehend zu folgen, weil mir Ihre Voraussetzungen nicht geläufig und nicht einmal bekannt sind. Auch Worte, mit denen ich einen mir geläufigen begrifflichen Sinn verbinde (wie Leben, Wesen, transcendentallogisch usw.) erkenne ich bei Ihnen nicht ohne Weiteres wieder, so sehr ist das, was Sie die transcendentallog. Topographie nennen (wenn ich sie recht verstehe), mir fremd in dieser Arbeit.“<sup>36</sup>

Der Leser, der mit dem größten und – vor allem – mit einem zeitgleichen Verständnis den Arbeiten Lukács' näherte, war Ernst Bloch. Im Oktober 1916 formuliert er – nach dem Erhalt des Sonderdrucks der *Theorie des Romans* – seine Bedenken, was die Gattungswahl und das daraus resultierende Leserverhalten angesichts des Werks betrifft. Er spricht übergreifend-metaphorisch über „den Ton“ (d.h. über die globale begrifflich-stilistische Verfasstheit) des Aufsatzes und greift dabei Probleme auf, die von gleichzeitigen gegensätzlichen Bestrebungen von Lukács herrühren: originelle Schöpfung durch Essayistik auf dem Gebiet der Kunsttheorie und -kritik, die gleichzeitig dem Verfasser auch noch die wissenschaftliche Anerkennung einbringen sollte:

---

<sup>34</sup> Percz: Háttér előtt, S. 94: „Lukácsnak sem filozófiafelfogása, sem szerepelképzelései, sem szellemi törekvései nem illenek bele a korszak hivatalos magyar filozófia intézményrendszerének keretei közé: hangsúlyozottan distanciát tartanak annak elmaradottságától és megkésettységétől.“

<sup>35</sup> Lukács: Werke, Bd. 1.1, S. 409.

<sup>36</sup> Karl Jaspers an Georg Lukács am 20. Oktober 1916. In: Lukács: Briefwechsel, S. 377f.

„Was übrigens den Ton angeht (übrigens der Titel mit dem Adjektiv ausgezeichnet), so finde ich gerade hier ein Nebeneinander, das vielleicht in der Rahmenerzählung besser zu ordnen wäre: oft im selben Satz ein ‚essayistisches‘ Bild und darunter oder darüber ziemlich unentschieden akademische Sprachweise. Das wird nie gleichzeitig denselben Leser treffen. Beides hat seine Ehre, und ich würde jetzt nicht mehr ohne weiteres sagen, daß das Schöpferische Deinem Bildstil näher steht als Deinem Akademiestil, der doch wohl der Stock der fruchtbaren Hierarchie ist. Aber mir scheint, man muß hier entweder trennen, oder ganz einheitlich ‚mischen‘.“<sup>37</sup>

Es geht in Blochs Argumentation aber nicht nur darum, „die Möglichkeit einer Begriffsdeduktion am Anfang des Textes ins Spiel“<sup>38</sup> zu bringen, sondern um die Erwägung der Problematik, ob eine geschichtsphilosophische Folgerungsweise deduktiver Art à la Hegel zu ihrer Zeit noch adäquat und akzeptabel ist: „Hegel macht das auch so in der Ästhetik, aber vielleicht ist es auch sachlich besser, statt von vornher vom Schluß, dh. von oben her zu deduzieren, das einzeln aufgeteilte nicht erst am Schlusse in seiner Fülle auszugießen, aufzusuchen.“<sup>39</sup>

Die Fragen der Sprache, der Begrifflichkeit und des „Tons“ in den Literaturkritiken und in der Kunstphilosophie des jungen Lukács’ berühren kulturgeschichtliche, gesellschaftskritische und nicht zuletzt philosophische Gebiete. Einen generellen Erkenntnisschluss anhand der obigen Text- und Debattenbeispiele zu ziehen, wäre im Augenblick noch unangemessen. Diese Beispiele stellen die Wurzeln der Auseinandersetzungen und des (nicht zuletzt von Lukács selbst generierten) Widerstreits dar. Lukács erscheint in dieser Lichtbrechung nicht nur als Akteur, sondern auch als ein diskursiver Knotenpunkt von radikal unterschiedlichen Vorstellungen über kulturelle Vermittlung um die Jahrhundertwende.

### 3 Vielfalt des Formbegriffs in den Schriften des jungen Lukács

In seinem Buch *Az ifjú Lukács* ging László Földényi F. davon aus, dass die Form eine ontologische Kategorie beim jungen Lukács darstellt (ähnlich, wie die Idee bei Platon, oder das Apriori bei Kant), und er schrieb von der „Unbegründetheit und Unableitbarkeit“ dieses Begriffs.<sup>40</sup> Man soll sich mit dieser „Unableitbarkeit“ nicht unbedingt begnügen,<sup>41</sup> da György Márkus etwa

<sup>37</sup> Ernst Bloch an Georg Lukács am 22. Oktober 1916. In: Lukács: Briefwechsel, S. 379.

<sup>38</sup> Kalinowski, Inga: Das Dämonische in der ‚Theorie des Romans‘ von Georg Lukács. Hamburg: tredition 2015, S. 18.

<sup>39</sup> Ernst Bloch an Georg Lukács am 22. Oktober 1916. In: Lukács: Briefwechsel, S. 379.

<sup>40</sup> Földényi: A fiatal Lukács, S. 70.

<sup>41</sup> Vor allem deshalb nicht, weil dieser Formbegriff durch die Wirkungsgeschichte des Lebenswerks von Imre Kertész fortlebt. Siehe z.B. Kertész, Imre: Galeerentagebuch.

zeitgleich mit Földényi den Begriff der Form beim frühen Lukács in all seinen schillernden Gebrauchsformen durch seine Interpretation auf einen gemeinsamen Nenner bringen konnte: „Der Geltungsbereich dieses ‚Form-Begriffs‘ ist umfassender als der des ‚Werks‘. Für Lukács stellt die Form jegliche Funktion der Sinngebung dar, nämlich das, wodurch die verschiedenen Tatsachen und Elemente des Lebens zu sinnvollen Strukturen, zu Sinngebilden geordnet und verbunden werden können. (Dementsprechend bezieht sich der ‚Form‘-Begriff nicht nur auf die Sphäre des ‚absoluten‘, sondern auch auf die des ‚objektiven‘ Geists.) Jede besondere Form ist je eine bestimmte ‚Reaktionsweise‘ der Seele auf das Leben; in ihr wird einerseits die Seele, da sie auf einen einzigen Wert ausgerichtet ist, rein und homogen, und andererseits ordnet durch sie die Seele – auf diesen einzigen Wert bezogen – das ‚bloß existente‘ Chaos des Lebens, ihm somit Sinn verleihend. Die Form als Prinzip der Objektivierung, der Gültigkeit der Objektivation ist auch das Prinzip der Vermittlung zwischen Seele und Leben, die jedoch ihren Gegensatz, ihren Dualismus – wie wir sehen werden – nie endgültig aufheben kann.“<sup>42</sup> Hervorzuheben aus dieser Interpretation wären meines Erachtens die Begriffe des Sinns, des Sinngebildes und das „Prinzip der Objektivierung“, also die werkstiftende Rolle der Form(en). Beide Begriffe betonen das Geistige am Formbegriff und dass die Form etwas Allgemeineres, als die Qualität, das So-Sein der materiellen/medialen Vermittlerinstanz bezeichnet. Der Begriff der *Seele* hat beim frühen Lukács auf ähnliche Weise einen gemeinsprachlich kaum vermittelbaren Bedeutungshorizont. In seinem Aufsatz über Lukács<sup>43</sup> mit dem Titel *Essay, Leben, gelebte Erfahrung* erwog Hans Ulrich Gumbrecht die Möglichkeit, dieses Wort bei Lukács nicht nur im Rahmen der

---

Übersetzt v. Kristin Schwamm. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 1999. Imre Kertész bezieht sich in seinem *Galeerentagebuch* auf Béla Balázs (S. 140), Karl Mannheim (S. 142) und Georg Lukács (S. 143) und kommt auf einen Formbegriff, der mit dem von Lukács zusammenhängt: „Was ist Form? Der engste Spalt, durch den hindurch wir unserer ganzen Weite zur Flucht verhelfen müssen. [...] Jede von uns geschaffene Form unterscheidet sich so unendlich von uns selbst, daß das, was sie letztlich dennoch von uns in sich birgt, das Wunder selbst ist.“ (S. 89f.) Aus diesem Satz ist die Missverständnistheorie Popper’scher Herkunft deutlich herauszuhören. Die wichtigste Kertész-Textstelle für den Zusammenhang seiner Gedanken mit dem Formbegriff von Lukács lautet wie folgt: „Unter dem Wort ‚Form‘ verstehe ich schließlich, daß das Leben als ein geistiges Phänomen in einem Kunstwerk wiederauflebt, daß ‚Form‘ die geistige Existenzform des Lebens ist – ich verstehe darunter nicht die einzelne Kunstform, also Roman- oder Gedichtform. Und so ist ‚Form‘ nicht nur das Dasein der Essenz, sondern immer auch eine Metapher – ein mögliches Gleichnis für das Geheimnis.“ (S. 265)

<sup>42</sup> Márkus, György: Die Seele und das Leben. Der junge Lukács und das Problem der ‚Kultur‘. In: Heller et al. (Hg.): Die Seele und das Leben, S. 99–130, hier S. 111f.

<sup>43</sup> Gumbrecht, Hans Ulrich: *Essay, Leben, gelebte Erfahrung*. In: Lörincz (Hg.): Wissen – Vermittlung – Moderne, S. 41–58.

lebensphilosophischen Tradition von Nietzsche und Schopenhauer zu lesen, in deren Kontext die Seele mit einem durch Rationalität unzählbaren, durch Wille und Kraft definierbaren Leben synonym wäre. Man sollte erwägen, dass dieser Begriff zugleich in der Tradition des Begriffes *anima* aus der antiken Philosophie und der christlichen Theologie des Mittelalters steht, wobei durch dieses Wort die unzertrennliche Einheit von leiblichem und geistigem Leben mitgemeint werden kann.

Wenn wir mit Walter Benjamin davon ausgehen, dass das „Sagen [...] nämlich nicht nur ein Ausdruck sondern vor allem eine Realisierung des Denkens [ist], die es den tiefsten Modifikationen unterwirft genau so wie das Gehen auf ein Ziel zu nicht nur der Ausdruck eines Wunsches es zu erreichen sondern seine Realisierung ist und ihn den tiefsten Modifikationen aussetzt“,<sup>44</sup> dann sollte man dem eigenartigen Leben des Begriffs *Form* in den frühen Texten Schritt für Schritt nachgehen. In den Schriften des jungen Lukács' wie *Über Form und Wesen des Essays. Brief an Leo Popper* und *Zur Theorie der Literaturgeschichte* sieht man den Anspruch, Kunstphilosophie, Kunstkritik und Literaturgeschichtsschreibung in und durch die Praxis der „Formkritik“ zu verbinden und für seine Epoche in einem neuen Format zu reaktivieren. Als eine spätere methodologische Hilfe zur Entschlüsselung der Texte von Lukács könnte man neben Benjamins Warnung über die Möglichkeit der „tiefsten Modifikationen“ von Wortbedeutung infolge der Prozesshaftigkeit des Denkens auch noch Adornos einprägsames Gleichnis im *Essay als Form* heranziehen:

„Wie der Essay die Begriffe sich zueignet, wäre am ehesten vergleichbar dem Verhalten von einem, der in fremdem Land gezwungen ist, dessen Sprache zu sprechen, anstatt schulgerecht aus Elementen sie zusammenzustümpern. Er wird ohne Diktionär lesen. Hat er das gleiche Wort, in stets wechselndem Zusammenhang, dreißigmal erblickt, so hat er seines Sinnes besser sich versichert, als wenn er die aufgezählten Bedeutungen nachgeschlagen hätte, die meist zu eng sind gegenüber dem Wechsel je nach dem Kontext, und zu vag gegenüber den unverwechselbaren Nuancen, die der Kontext in jedem einzelnen Fall stiftet.“<sup>45</sup>

Wenn man sich auf eine Wanderung durch die Sprachlandschaft von Lukács begibt, merkt man, dass seine begriffliche Uneindeutigkeit mit einer Reflexionsstufe einhergeht, in deren Höhenluft man schnell schwer zu atmen beginnt. Begriffe sind bei ihm schillernd und in ihren Benutzungsmodi vielschichtig und labyrinthisch. Sie werden ständig weiterentwickelt und

<sup>44</sup> Benjamin, Walter: Autobiographische Schriften. Mai–Juni 1932. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. VI. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974–1989, S. 425.

<sup>45</sup> Adorno, Theodor W.: Der Essay als Form [1958]. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 11. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, S. 9–33.

verwandelt, um mit der raschen Entwicklungsbewegung der sich beim „Gang“ des Denkens weiterentwickelnden philosophischen Probleme Schritt halten zu können.

Die Form wird vom Theaterkritiker Lukács bereits im Jahr 1906 als etwas Umgreifendes, Wesensbestimmendes betrachtet:

„Nur die, die oberflächlich denken, glauben, dass man den ‚Inhalt‘ von der ‚Form‘ trennen kann. Die Form ist kein Kleid, das man anziehen und dann wieder ablegen kann, bei dem es eigentlich gleichgültig ist, wer es trägt. Die Form, die Technik, ergibt sich so sehr aus tiefsten seelischen Momenten, dass jedes technische Problem – ganz gleich, ob es da um das Individuum oder um die Epoche geht – ein psychologisches, ein weltanschauliches Problem darstellt.“<sup>46</sup>

In der Charakterisierung der Novellistik von Margit Kaffka enthält der Formbegriff eine intellektuell-synästhetische Färbung: Die Worte streicheln formend, „zart und verständnisvoll“ – eine stilistisch für die Jahrhundertwende typische Formulierung, in der dem Sprachstil der Autorin eine aktive, gestaltende, mitwirkende Rolle zugesprochen wird: „Erfreulich angenehm sind diese Novellen, wohltuend für alle Sinne; alles in ihnen ist mit kundiger Sorgfalt und mit Feingefühl geordnet. Die alltäglichsten Dinge erstrahlen hier im Licht einer verschwiegene Romantik, und selbst in den gewöhnlichsten Menschen steckt etwas zutiefst Liebenswertes. Und *die Worte formen alles mit zartem, verständnisvollem Streicheln*, und ohne etwas zu verschönen, verwandeln sie die Tragödien in wohltuende, köstliche Geschichten.“<sup>47</sup> Das Vorwort und die Metatheorie des Essaybandes von Lukács, der Brief an Leo Popper gibt dem Essay als „Kunstform der Formen“ eine historisch neue Definition. Diese Metaebene kann man nach Hans Ulrich Gumbrecht mit dem Luhmann’schen Begriff des „Beobachters zweiten Grades“ in Verbindung setzen. Diesen Zusammenhang stellte er im Jahr 2008<sup>48</sup> in einer großen, aber knappen Erzählung über die Geschichte der Literaturgeschichtsschreibung und literarischen Kritik in Europa her. In dem von Gumbrecht entworfenen generellen Zusammenhang erweist sich, dass es auch vom guten Gespür des jungen Lukács’ zeugt, kein anderer als ein „deutscher Literaturhistoriker“<sup>49</sup> werden zu wollen, da das 19. Jahrhundert die eminente Epoche

---

<sup>46</sup> Lukács, Georg: Gedanken über Henrik Ibsen. In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 54. „Psychologisch“ steht hier eher in der Bedeutung von „bewusstseinsphilosophisch“.

<sup>47</sup> Lukács, Georg: Über Margit Kaffka. (Stille Krisen. Die Novellen von Margit Kaffka. Edition Nyugat). In: Ders.: Werke, Bd.1.1, S. 119. Hervorhebung von mir, A.Zs.

<sup>48</sup> Gumbrecht, Hans Ulrich: Shall We Continue to Write Histories of Literature? In: New Literary History 39 (2008), H. 3, S. 519–532.

<sup>49</sup> Lukács: Gelebtes Denken, S. 57: „Ich wollte ein deutscher Literaturhistoriker werden. Ich ging mit dem naiven Glauben ins Ausland, daß diese Literaturhistoriker die Dinge tatsächlich in Bewegung bringen.“

unterschiedlichster Formen der Interpretation von Schriftlichkeit und Literatur war. (Diese Formen sind auf Englisch unter dem Oberbegriff *literary criticism* subsumierbar.) In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann aber zugleich eine große, nur metatheoretisch beschreibbare Umwälzung des *literary criticism* und noch allgemeiner der textbasierten Wissenschaften, was Foucault als „*crise de la représentation*“ beschreibt. Gumbrecht verwendet auf dieselbe Umwälzung auf eine produktive Weise den Luhmann’schen Begriff (obwohl Luhmann selbst ihn nie auf historische Prozesse angewandt hat): es beginnt die Emergenz des Beobachters zweiten Grades. Die Emergenz der Selbstreflexivität brachte die Historisierung aller Wissenschaften nach sich und die Erfahrung einer Multiperspektivität, die eine wohl begründete Angst um das Verschwinden aller möglichen objektiven Referenzpunkte, außer des Welt-Beobachters zur Folge hatte.<sup>50</sup> Dieselbe Entwicklung verursachte um die Jahrhundertwende die erste große, aber fruchtbare Krise der Institution der Literaturgeschichtsschreibung, die die Möglichkeit für die Entstehung der Literaturtheorie eröffnet hatte. In die breite Reihe von neuen Reflexionen und neuen Praktiken stellt Gumbrecht auch *Die Theorie des Romans* von Lukács (1916), in dem der Autor es versucht hat, „die spezifische Relation zwischen Literatur und des historischen Prozesses zu bestimmen“.<sup>51</sup>

Wie setzte sich der junge Lukács bis zu diesem geschichtlich bedeutsamen Punkt durch? Das Ziel konnte Lukács nicht zuletzt durch eine strukturelle Frechheit, d. h. radikal kritische Sichtweise erreichen, mit dem er auch zu seinen früheren Meistern auf Distanz geht. Bereits in seinem Text *Zur Theorie der Literaturgeschichte* (1909) räumt er ein, dass die „geniale Anschauung“, die lebensphilosophische Grundierung der Literaturgeschichte im Sinne von Dilthey nicht mehr tragfähig, also radikal aus dem Weg zu räumen sei. Dabei sollte man die Literaturwissenschaft von einer *a priori* entwicklungsinteressierten literarischen Ästhetik ebenfalls grundsätzlich trennen.

„Es gibt aber keine rein endogene Literaturwissenschaft und kann sie nicht geben. Der hier aufgestellte ‚Form‘-Begriff kann nur ein Begriff der Ästhetik sein, der den einzelnen Menschen und jedes Werk, das auf ihn Wirkung ausübt, untersuchen will. Er nimmt ihn aus dem Gewebe des historischen und gesellschaftlichen Lebens heraus und stellt das Werk dem Menschen gegenüber, indem er jede zeitbezogene Kategorie als störend beiseite läßt. (Und wiederum betrifft uns die Dilthey’sche Frage nicht, inwieweit dies überhaupt möglich bzw. unmöglich ist.)“<sup>52</sup>

<sup>50</sup> Vgl. Gumbrecht: *Shall We Continue*, S. 522.

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Vgl. Lukács, Georg: *Zur Theorie der Literaturgeschichte*. In: Ders.: *Werke*, Bd. 1.1, S. 139f.



In seiner Publikation zu Diltheys Tod heißt es, nach György Márkus „fast grausam“.<sup>53</sup> „Es wäre eine Übertreibung, Diltheys Tod als unersetzlichen Verlust zu beklagen. Die Wenigen, die an eine philosophische Renaissance glauben, haben schon seit langem nicht mit erwartungsvollen Augen auf ihn geblickt und sogar in seinen bereits entstandenen Werken kaum Vorboten einer sich anbahnenden großen Sache gesehen.“<sup>54</sup> Nun ergibt sich aber die gewichtige Frage: Was hielt der junge Lukács also für wichtig für „eine philosophische Renaissance“?

In dem Vorwort zu seinem deutschsprachigen Essayband *Über Form und Wesen des Essays*. Ein Brief an Leo Popper, der der Übersetzer der frühen Lukács-Essays ins Deutsche war, definiert Lukács die Gattung des Essays auf eine Weise, die gar nicht ohne philosophische Vorbilder war:<sup>55</sup> „Ich versuche den Essay so scharf wie überhaupt möglich zu isolieren eben dadurch, daß ich ihn jetzt als Kunstform bezeichne.“<sup>56</sup> Hier bezeichnet der Begriff *Form* auf eine relativ originelle Weise eine sehr konkrete, spezifische Gattung, die im Buch von Lukács gerade jetzt, *in statu nascendi* vor die Öffentlichkeit tritt. Ihre Grundzüge erhielt diese Gattung aber nicht zuletzt durch die Aneignung des Modus des durch künstlerisch-literarische Formen vermittelten Philosophierens, wie es in den Schriften Kierkegaards zugeht. Der namhafte Romanist, Ernst Robert Curtius stellte 1912 mit kritischem Gefühl gegenüber dem Neuen, das sich hier als Essayform präsentiert, die skeptische Frage an Lukács, als er *Die Seele und die Formen* zu lesen angefangen hatte: „Z.B. bei Ihnen will ich nun wissen, was denn diese Formen eigentlich sind (nicht was Sie darunter verstehen, sondern) wie es und warum es Formen gibt und wie dieses Zusammentreffen: ‚Die Seele und die Formen‘ zu denken ist, damit ich es nicht als ein zufälliges „sich Treffen“, sondern als eine notwendige Verbindung verstehe.“ Er sah eine „Unzulänglichkeit des Essays“ darin, dass „er seinem

---

<sup>53</sup> Márkus: Lukács' ‚erste‘ Ästhetik, S. 199.

<sup>54</sup> Lukács, Georg: Wilhelm Dilthey (1833–1911). In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 379.

<sup>55</sup> Lukács hatte zu dieser Zeit seine große, entdeckende Lektüre von Kierkegaards sich ebenfalls an Kunstbeispiele herantastenden philosophischen Schriften bereits hinter sich. Vgl. Hévízi, Ottó: Próbakövek. Van-e arany szabály ércnél maradandóbb? [Probiersteine. Gibt es eine goldene Regel dauernder als Erz?] Budapest: Kalligram 2015, S. 273: „Mert bármennyire is elítélően ítélnék az idős Lukács Kierkegaard-ról, filozófiájukat közös világtapasztalat motiválta. Az a szilárd meggyőződés, hogy a filozófiában sem az igazság-állítás, sem a tévedés-cáfolat, sem a hitetés, sem a kijózanítás nem járhat közvetlen utat.“ [„Denn egal wie ablehnend der alte Lukács von Kierkegaards Philosophie redet, die Philosophie der beiden war durch eine gemeinsame Welterfahrung motiviert. Und zwar bestimmt durch die feste Überzeugung, dass in der Philosophie weder die Wahrheit-Behauptung, noch die Irrtums-Widerlegung, die Überzeugung, noch die Ernüchterung einen unmittelbaren Weg gehen kann.“]

<sup>56</sup> Lukács, Georg: Über Form und Wesen des Essays. Ein Brief an Leo Popper. In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 196.

Wesen nach Metaphysik sein müßte, realiter immer, fast immer nur unfertige, provisorische Metaphysik ist.<sup>57</sup> Die Grundlage des Metaphysikverdachts von Curtius ist im einleitenden Brief über den Essay einfach zu belegen. Lukács spricht mit einer schönen, aber – wie wir sehen werden – totalisierenden Metapher über die eigene Methode:

„Nicht von Feinheit und Tiefe ist hier die Rede; das sind Wertkategorien, nur innerhalb der Form haben sie also Geltung; wir sprechen von den Grundprinzipien, die die Formen von einander scheiden; von dem Stoff, aus dem alles gebaut ist, von dem Standpunkt, von der Weltanschauung, die allem die Einheit gibt. Ich will kurz sein: wenn man die verschiedenen Formen der Dichtung mit dem vom Prisma gebrochenen Sonnenlicht vergleichen würde, so wären die Schriften der Essayisten die ultravioletten Strahlen.“<sup>58</sup>

Die „ultravioletten Strahlen“ der Lichtbrechung, die für die menschlichen Augen normalerweise unsichtbar bleiben, werden mit der essayistischen Methode der Untersuchung in eine neue Sphäre der möglichen Erfahrung gerückt. Die transzendente Methode, die nach den Bedingungen der Möglichkeit der menschlichen Erkenntnis in der Sphäre der Kunstwerke fragt, die die apriorische Ausprägung der Formen zu „erblicken“ fähig ist, kann diese Strahlen erblicken und durch die Vermittlung der Essayistik zur Sichtbarkeit verhelfen. Wie aber bereits László F. Földényi erkannte, funktioniert die Form hier als eine rein logische, vernunftmäßige und leere Kategorie, deren Anwendung auf konkrete Kunstwerke nur in einem stark metaphorischen Sinn erfolgen kann: Die Individualität der Werke muss dem philosophischen Suchen nach der Apriori hinter ihrem Bedeutungshorizont ausweichen.<sup>59</sup> In diesem Sinn will Curtius eine andere, ältere und unmittelbarer an der Sprache der Werke orientierte Form von Literaturkritik/*literary criticism* verteidigen, die „ganz antimetaphysisch, ganz unplatonisch“ operierte: „Scheiden möchte ich den Metaphysiker und den metaphysikfreien Kritiker, der nur Resonanz und Begreifen ist.“<sup>60</sup>

Im Nekrolog über Leo Popper – der den gleichzeitig metaphysischen und empathisch-„räsonierenden“ Typ des Kritikers hätte vertreten können<sup>61</sup> – wird nach Lukács die „Form“ die Suche und die Theoretisierung derselben zum möglichen Lebensmittelpunkt eines intellektuell geprägten Lebens.

<sup>57</sup> Lukács: Briefwechsel, S. 301–303, hier S. 302.

<sup>58</sup> Lukács: Über Form und Wesen des Essays, S. 201.

<sup>59</sup> Földényi: A fiatal Lukács, S. 73.

<sup>60</sup> Lukács: Briefwechsel, S. 302.

<sup>61</sup> Seine Kunstkritiken stellen in der Tat eine rare Mischung der beiden Sichtweisen dar. Vgl. Popper, Leo: Schwere und Abstraktion. Versuche. Hg. v. Philippe Despoix u. Lothar Müller. Übersetzt v. Anna Gara-Bak. Berlin: Brinkmann & Bose 1987.

„Die Form ist der Gedanke Leo Poppers. Jeder wesentliche Mensch hat nur einen Gedanken; ja es fragt sich, ob der Gedanke überhaupt einen Plural haben kann, ob der wohlfeile Reichtum der Vielheit nicht nur der Oberfläche, dem Ausfüll zukommt. Die Form ist das Bindende und das Bannende, das Lösende und das Erlösende seiner Welt. Die Kluft zwischen Leben und Werk, zwischen Welt und Form, zwischen Schaffenden, Gestaltung, Gestalt und Aufnehmer hat noch nie jemand so weit aufgerissen, wie er.“<sup>62</sup>

Ob dieser Nekrolog dem Freund oder dem Sterben der durch gemeinsame Arbeit geprägten Freundschaft in der Verehrung alles Formhaften galt?

Abschließend kommen wir zu jenen frühen Lukács-Texten, die eine wahre Überraschung bedeuten könnten, falls man von ihm einen reinen autonomieästhetischen Standpunkt erwartet – im Sinne der „ultravioletten Strahlen“, die ohne Einbeziehung empirischer Tatsachen die Kunstwerke von einem apriorisch definierten Grund der Erkenntnissituation aus durchdringen wollen. In der Festschrift für Bernát Alexander aus dem Jahre 1910 steht der Text *Megjegyzések az irodalomtörténet elméletéhez* [Zur Theorie der Literaturgeschichte], in dem die Form als eine „soziale Kategorie“ heraufbeschworen wird:

„Die Literatur ist also die Mitteilung der Erlebnisse, und der Weg zu dieser Mitteilung ist die Form. Die Form ist das wahre Soziale in der Literatur; die Form ist der einzige Begriff, den wir aus der Literatur gewinnen können und mit dessen Hilfe wir zu den Beziehungen zwischen ihrem äußeren und inneren Leben vordringen können.“<sup>63</sup>

*Objektive* und *subjektive Kultur* (diese Begriffe Georg Simmels kennen wir aus dem späteren Vortrag Karl Mannheims *Seele und Kultur*) werden hier beide ermessen, scheinen aber in einer theoretisch kaum überbrückbaren Entfernung zu stehen. Dieselbe, zuerst als allgemein und gesellschaftlich dargestellte Kategorie der *Form*, die aus der Literaturgeschichte deduziert werden kann, wird später auf der Ebene des Individuellen als „seelische Aktivität“ charakterisiert:

„Die seelische Realität der Form ist aber noch viel mehr: die Form ist eine seelische Aktivität und steht nicht vorgegebenen Erlebnissen als etwas gegenüber, das ihr Zum-Ausdruck-Gebraucht-Sein zustandebringt und modifiziert; sondern sie hat auch im Erlebnis selbst eine aktive Rolle.“<sup>64</sup>

---

<sup>62</sup> Lukács: Werke, Bd. 1.1, S. 172.

<sup>63</sup> Ebd., S. 142.

<sup>64</sup> Ebd.

Vom Individuum wird der unmittelbare Schritt auf seine soziale Umgebung zu getan und auf die Soziologie als neue, noch zu erfindende Wissenschaft hingedeutet: „Und soweit dieses Seelenleben soziologischen Wirkungen ausgesetzt ist, werden diese Wirkungen auch die Form nicht unberührt lassen. Die Lebenserscheinungen sind in ihren Formen, wie wir sahen, Produkte der Gesellschaft und können durch die Soziologie beschrieben und bestimmt werden. *Die Reaktionsweise der Seele auf diese Erscheinungen, d.h. die Erlebnisfähigkeit, ist ebenfalls ein soziologisches Faktum.*“<sup>65</sup> Dabei wird die Form als ordnende, rhythmusgebende ästhetische Kategorie dargestellt, die das Leben mit dem Werk verbindet. Das *Werk* selbst kann aber nur „zeitlos“ erforscht und vorgestellt werden.<sup>66</sup> Die Form ist zur gleichen Zeit (im selben Aufsatz beschrieben) eine geschichtliche Wesenheit, die sich nicht immer rhythmisch und biegsam-geschmeidig im Einklang mit dem aktuellen Leben der Gesellschaft bewegt und deshalb als die „Versteinerung der Praxis“ vorgestellt werden muss.<sup>67</sup> All diese begriffslogisch kaum auflösbar erscheinenden Widersprüche, die im grundsätzlichen Dualismus des frühen Denkens von Lukács ihren Ursprung haben, interpretiert Ottó Hévízi in einem existentiellen Zusammenhang.<sup>68</sup> Der junge Lukács befindet sich demnach Anfang der 10er

<sup>65</sup> Ebd., S. 145. Hervorhebung von mir, A.Zs.

<sup>66</sup> Ebd., S. 144: „Wenn wir die Form schon in dieser ihrer Relation untersuchen (und damit wollen wir sie nicht definieren, nur einen Ablauf ihrer Tätigkeit aus einem Aspekt beschreiben und analysieren), dann sehen wir: es ist die Form, die das in ihr als Stoff enthaltene Leben in einem Werk zu einem geschlossenen Ganzen ordnet, die Tempo, Rhythmus, die Fluktuationen, Dichte und Dünne, Härte und Weiche dieses Lebens bestimmt. Sie ist es, die die Dinge in den Vordergrund oder Hintergrund rückt und sie darin gruppiert. Die Form ist aber eine ästhetische Kategorie, ist also zeitlos gegenüber einer konkreten Zeit – nicht historisch, nicht soziologisch.“

<sup>67</sup> Ebd., S. 157f.: „Das bedeutet in erster Linie die konservative Grundstimmung des Publikums; die wichtige Tatsache, daß alles Neue – sei's Gefühl, Stil oder gar nur Mode – auf der Oberfläche zustande kommt. Unter diesen Dingen sind viele jahrhundert-, manchmal jahrtausendealte Gewohnheiten abgelagert, gegenüber deren uralter Persistenz die meisten / Dinge nur ohnmächtige Oberflächlichkeiten bleiben. Das ist in der Seele der einzelnen Menschen so, gilt aber hauptsächlich für die Gesamtheit der Menschen. [...] Aus dieser Behauptung ergibt sich für die Ästhetik eine grundlegende Frage: Ist nicht die Versteinerung der Praxis das, was wir die Form zu nennen pflegen, das, was als apriori den Bedeutungen des Lebens, dem Zu-Formenden, gegenübersteht? Oder wenigstens, sind nicht die Formen teilweise so, und, wenn ja, wo und inwiefern?“

<sup>68</sup> Hévízi, Ottó: A kétségbeesés etikája és a Sterne-ügy [Die Ethik der Verzweiflung und der Fall Sterne]. In: Pompeji 1 (1990), H. 2, S. 57–81, hier S. 61: „A szentimentalitás időszaka egzisztenciális oldalról mélyíti el ezt a korkritikai-etikai attitűdöt. A platonikus önazonosság megrendülésével a kritikus ‚szubsztanciátlanúsága‘ leíró kategóriából súlyos elmarasztalássá, önítéletté válik.“ [„Die Epoche der Sentimentalität vertieft von existentieller Seite die zeitkritisch-ethische Attitüde. Mit der Erschütterung der

Jahre in einer umgreifenden existentiellen und Schreibkrise, denn als „irrender Platoniker“ will er zwei entgegengesetzten Forderungen auf einmal Genüge tun: der Bewältigung des chaotischen Lebens (durch Formreflexion, durch eindeutige Kategorien, durch strikte und objektive Wissenschaftlichkeit) und der Erfüllung der Lebendigkeit und Vielfältigkeit allen Lebens (durch individuell-künstlerische, formschaffende, normrückweisende Haltung).

Im *Sterne*-Dialog kehren als Zeichen des dualistischen Denkens Bilder und Formulierungen aus dem literaturwissenschaftlich konzipierten Text Zur Theorie der Literaturwissenschaft wieder. Die „Steigerung der Gefühle zur Bedeutung“, die lebensphilosophische Seite der Form-Umschreibungen, ist die Form-Bestimmung von Vincenz. Diese Bestimmung hat ihre Lebensgrundlage in einer „frivolen“<sup>69</sup> Haltung gegenüber dem Mädchen, dennoch wird sie im erotischen Bereich die Siegerin über die ethisch haltbaren, normsuchenden Form-Reflexionen (oder sind es Form-Forderungen?): Der asketische, form- und normsuchende Joachim muss ausweichen und die beiden (das Mädchen und Vincenz) allein lassen, damit sie einander in der Zweisamkeit finden können. Leo Popper erblickt die Wichtigkeit des erotischen Aspekts im ästhetischen Streitgespräch<sup>70</sup> und beschwert sich in einem Privatbrief an Lukács beim Übersetzen des Textes zu Recht über die Metafrivolität seiner Regieanweisungen des Textes: Die Rolle des Mädchens und die Rolle des Erotischen werden durch das Ende des Dialogs selbst pervertiert. Der Dialog – von Lukács selbst als Satyrspiel des ganzen Essaybandes bezeichnet<sup>71</sup> – verzeichnet also auf ironische Weise den Sieg der (theoretisch paradoxer Weise als unwahr markierten) ästhetisch-lebensphilosophischen Formschaffung. Ist der Boden unter den Füßen des jungen Lukács, als er seine markante Kampfansage gegen Impressionisten und Stimmungsmenschen, gegen die Zeitschrift *Nyugat* und gegen die Intellektuellen seiner Zeit äußert, nicht aus dem Grund so labil, weil er seinen Weg als Schriftsteller/Theoretiker selber noch nicht finden konnte?

---

platonischen Selbstidentität wird die Substanzlosigkeit des Kritikers von einer deskriptiven Kategorie zu einer schweren Selbstkritik, zum negativen Urteil, über sich selbst.“]

<sup>69</sup> „Frigol“ ist ein Lieblingswort von Lukács auch in seinen Briefen, wenn es um etwas ethisch-moralisch Unhaltbares geht.

<sup>70</sup> Leo Popper an Lukács am 6.2.1910. In: Lukács: Briefwechsel, S. 100: „In den Sterne – der jetzt, wie es scheint, gut wird – wäre es schön hineinzubringen, daß der Impressionismus-Konstruktivismus-Gegensatz sich vollends mit dem Gegensatz Sexualhure-Mutter deckt (das fällt mir anhand von Weininger ein), und je nachdem, was Du im Mädchen stärker betonen willst, könnte Joachim oder Vincenz den Sieg davontragen [...]“

<sup>71</sup> Lukács: Briefwechsel, S. 90.

#### 4 Theoretischer Vorwurf der Sprachvergessenheit

In den nächsten Abschnitten soll ein Standpunkt rekonstruiert werden, der den auf der Hand liegenden Vorwurf gegen Lukács, gegen seine Theorieentwürfe und gegen seinen Kreis hinsichtlich ihrer Sprachvergessenheit darlegt. Es geht dabei nicht um die Wiederholung dieses Vorwurfs, sondern um den Versuch, den Stellenwert der philosophischen Position von Lukács im zeitgenössischen Kontext ins Bild zu rücken. Die Texte von Lukács (und seines zeitweiligen Schülers Mannheim) bringen oft Problemstellungen hervor, die durch begriffliche Unklarheit, hohen Abstraktionsgrad und eine für ihre Zeit neuartige Terminologie entweder paradox oder unklar ausfallen. Woran diese Unklarheit liegt, kann und sollte ebenfalls akkurat erfasst werden, vor allem weil die textphilologisch arbeitende Literatur über Lukács in vielen Fällen die Paradoxien und die tiefsten Dissonanzen und Fehlgriffe, die uns diese philosophische Tradition bieten kann, selber schon herausarbeitet und kritisch erwog.<sup>72</sup>

Csongor Lőrincz' Aufsatz zu Lukács, Zalai und Fülep mit dem Titel *System, Form, Medium. Philosophische und ästhetische Konzeptualisierungen in den 1910er Jahren in Ungarn* platziert seinen (wissenschafts)politischen Standpunkt bezüglich des Erbes „Lukács“ gleich im Auftakt seiner Arbeit:

„Es ist wohl keine Übertreibung zu sagen, dass Zalai in der ungarischen Philosophie eine integrative Rolle hätte spielen können, was man von Lukács, einem der späteren Chefideologen der kommunistischen Machtübernahme in Ungarn (1945–1947), dem ‚mehrfachen zweifelhaften Apologeten des Stalinismus‘, mitnichten behaupten könnte. Mit dem frühen Tod von Zalai ist für das (nicht nur) ungarische philosophische Denken wohl eine einmalige Chance verlorengegangen.“<sup>73</sup>

Lőrincz bedient sich der Luhmann'schen Terminologie (also einer viel später entwickelten Begrifflichkeit), der Gedankenfigur der *re-entry*,<sup>74</sup> um begriffliche Bewegungen rund um den Lukács'schen Formbegriff zu beschreiben:

„So baut auch der Unterschied zwischen den historischen und zeitlosen (platonisierenden), individuellen und allgemeinen Aspekten der Form auf der genannten Unterscheidung auf bzw. wiederholt diese nun auf der anderen Seite der Form. Wenn wir also mit Luhmann davon ausgehen, dass die Unterscheidung von Medium (‚Stoff‘) und Form selber eine Form darstellt, dann wird sichtbar,

<sup>72</sup> Ich denke hier vor allem an die Arbeiten von Ferenc Lendvai L., Miklós Mesterházi, János Weiss, Ottó Hévízi und György Márkus.

<sup>73</sup> Lőrincz: *System, Form, Medium*, S. 113.

<sup>74</sup> Ursprünglich entwickelt in George Spencer Browns Werk *Laws of Form* (New York: Julian Press 1972).

dass hier auch auf der Seite der Form eine Unterscheidung erscheint, mit deren Hilfe die anfängliche ‚Unterscheidung in sich selbst wieder eintritt.‘<sup>75</sup>

Dieser Deutungsversuch wäre berechtigt, wenn die Evozierung der Gedankenfigur von *re-entry* eine Arbeit der Entparadoxierung auch bezüglich der ästhetisch angewandten Philosopheme von Lukács leisten könnte und dadurch zur Erklärung und Deutung des Formbegriffs beitragen würde. Lukács führt aber in allen seinen frühen Schriften neue, auf behandelte Kunstgattungen und Werke angepasste Unterscheidungen ein, die das Verständnis auf vielfältige Weise immer wieder neu irritieren. Von dieser Irritation wird im Artikel von Lőrincz in Anlehnung an mehrere Frühtexte von Lukács berichtet: der *Gestus*, die *Grenze*, die *Sehnsucht* als Prinzip der Lyrik oder das *Paradox* Kierkegaard'scher Art werden nach Lőrincz hegelianisch-totalisierend von Lukács als neue Unterscheidungen zur Beschreibung der literarischen Kunst eingeführt. Lőrincz geht davon aus, dass die Einführung der Unterschiede von Lukács bewusst und bereits von einer Ebene der Beschreibung zweiter Ordnung passiert. Schüler von Lukács, zum Beispiel Miklós Almási formulierten demgegenüber den Verdacht, dass Form und Inhalt auf der Ebene der ästhetischen Beschreibung in diesen frühen Denkversuchen *nicht* unterschieden werden konnten – ihr Zusammenhalt in einer dialektischen Synthese aufgehoben wäre:

„Der ‚Forminhalt‘, dieser komische Begriff, ein Begriffskonstrukt der *Heidelberger Philosophie der Kunst*, ist ein Neologismus, der auf den frühen Husserl hinweist. Der junge Lukács wollte mit ihm dem philosophischen ‚Skandal‘ von Inhalt und Form ausweichen: Das Bindewort ‚und‘ täuscht vor, als ob das eine ohne das andere existieren könnte, als ob man im Nachhinein die beiden miteinander verbinden könnte, oder als ob man ihren Zusammenhalt – mit der Beibehaltung ihres Unterschieds – doch irgendwie zum Ausdruck bringen sollte.“<sup>76</sup>

Der Formbegriff des jungen Lukács' ist also laut Almási einer, der die Form/Inhalt Unterscheidung zunächst aufhebt, um durch diesen hegelianischen Akt die Paradoxien der Form-Inhalt-Unterscheidung (den „philosophische[n] ‚Skandal‘“) zu bewältigen. Lőrincz hingegen behauptet mit dem

<sup>75</sup> Ebd., S. 116.

<sup>76</sup> Almási, Miklós: *Antiesztétika. Séták a művészetfilozófiák labirintusában* [Antiästhetik. Spaziergänge im Labyrinth der Kunstphilosophien]. Budapest: Helikon <sup>3</sup>2003, S. 81: „A ‚formatartalom‘, ez a fura fogalom a ‚Heidelbergi művészetfilozófia‘ műszava, a korai Husserl-idéző neologizmus. A fiatal Lukács ezzel akarta elkerülni a tartalom és forma filozófiai ‚botrányát‘: az ‚és‘ kötőszó úgy tesz, mintha létezne az egyik a másik nélkül, mintha utólag össze lehetne kapcsolni a kettőt, vagy összetartozásukat – különbségük fennmaradása mellett – mégiscsak jelezni kellene.“

systemtheoretischen Begriffsapparat, dass die Übermacht des Formbegriffs den grundsätzlichen Unterschied eigentlich nicht auflöst, nicht ungeschehen macht, sondern ihn vielmehr auf die Beobachterposition zweiten Grades rückt, wo neue Form/Inhalt-Paradoxien entstehen und zugleich produktiv entschärft werden können.<sup>77</sup> Als Lukács den Begriff der *Form* als *den* Grundbegriff der Ästhetik erfindet und anwendet, vollzieht er zwar durch die transzendentallogische Sprech- und Denkweise den Sprung auf den zweiten Grad (er beobachtet das Kunstwerk, das als Beobachter ersten Grades die *Welt* oder *das Leben* beobachtet), ohne sich dieses Sprungs in seinen theoretischen Entwürfen bewusst zu sein – und zwar aus dem Grund, den Lőrincz später ausführen wird: wegen dem „Stellenwert der Sprache“<sup>78</sup> in seiner ästhetischen Theorie. Obzwar das Theoriepotenzial zur Erklärung, sei denn zur Feststellung der Bedeutsamkeit seiner Erfindung als eine Beobachterposition zweiten Grades für Lukács noch nicht bereitstand, wissen wir aus Lukács’ Brief an Leo Popper vom 20.12.1910, dass er die Radikalität, den Ausmaß seiner Neuerung auf dem Gebiet der Ästhetik geahnt hatte. Lukács glaubt auch, dass derjenige, der die Formen beobachtet, diese auseinanderhält, systematisch erfasst und beschreibt, die Seite des Inhalts (in anderen Unterscheidungen gleichzusetzen mit Stoff oder Medium, Sprache, Material etc.) vernachlässigen kann; davon zeugt seine Theorie des Essays, verfasst in der Form eines (Kunst)Briefes an Leo Popper. Den Berechtigungsgrund sollten wir aber mit Niklas Luhmann in der „alte[n] Lehre“, in der Transzendentalphilosophie von Friedrich Schlegel suchen: „Medien [sind] nur an der Kontingenz der Formbildungen erkennbar“, d.h. „Materie [Inhalt, Stoff, Sprache etc.] [ist] als solche, als reines Chaos, für das Bewußtsein unzugänglich“.<sup>79</sup> Nicht vom Späteren, von der Erkenntnistheorie der

<sup>77</sup> Etwa nach dem logischen Schema, das Luhmann im folgenden Artikel ausführlich beschreibt: Sthenographie und Euryalistik. In: Gumbrecht, Hans Ulrich; Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, S. 58–82, hier S. 61f. Die Einführung des Beobachters zweiten Grades ist aber nur mit der gleichzeitigen Einführung des Unterschieds „beobachten/bezeichnen“ möglich: „Das Universalrezept des Unterscheidens universalisiert also nur das Problem. Der Erfolg des Rezepts ‚unterscheide!‘ macht nur deutlich, dass alles Erkennen letztlich im Unterscheiden besteht, also letztlich auf Paradoxien gegründet werden muss. Das gibt der Logik von George Spencer Brown ihre noch kaum erkannte Bedeutung für die Erkenntnistheorie, und im Anschluss daran entwickelt sich eine Terminologie, die Erkennen als Beobachten und Beschreiben versteht und Beobachten bzw. Beschreiben als Unterscheiden und Bezeichnen. Ein Paradox ist ja immer ein Problem eines Beobachters.“

<sup>78</sup> Vgl. Lőrincz: *System, Form Medium*, S. 123: „Wie immer in der ästhetischen Theorie erweist der Stellenwert der Sprache die Brüchigkeit des ganzen Systems“.

<sup>79</sup> Luhmann, Niklas: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 168f., Fußnote 8: „*Die Materie ist kein Gegenstand des Bewußtseins*. Nämlich es ist das Merkmal des Chaos, daß nichts darinnen unterschieden werden kann; und es kann nichts ins



Systemtheorie Luhmann'scher Art, sondern vom Früheren, von der romantischen Philosophie der Materie, wäre die Formästhetik des frühen Lukács' und ihre dualistische, sprunghafte Umgangsweise mit Paradoxien zu verstehen.

Lőrincz macht in seiner Arbeit keinen Unterschied zwischen dem Essayisten und dem (angehenden) Wissenschaftler Lukács. Die Einführung dieses Unterschieds halte ich aber für sinnvoll. Der Essayist Lukács – ganz im Gegensatz zum angehenden Wissenschaftler – enthält sich in seiner Schreibweise keineswegs der pathetischen Ausrufe und macht von der Kraft der Emotionalität oft Gebrauch. So ruft der Essayist Lukács in der Einleitung seines Essaybandes *Die Seele und die Formen* aus: Die Form wird „in den Schriften der Essayisten [...] zum Schicksal [...], zum schicksalsschaffenden Prinzip“.<sup>80</sup> Viel nüchterner denkt und formuliert der angehende Wissenschaftler Lukács: Er kennt und reflektiert die Ungenügsamkeit der Begriffsprägungen in der wissenschaftlichen Sprachverwendung. Seine (seltenen) sprachkritischen Skrupel bringt er im Aufsatz *Zur Theorie der Literaturgeschichte* zum Ausdruck:

„Hier liegt – glaube ich – der Weg zur Lösung der Schwierigkeiten. Alle unsere Schematisierungen, alle unsere ‚wissenschaftlichen‘ Bemühungen bleiben gegenüber der Lebendigkeit der Literatur steril; alle unsere Begriffssynthesen, auch die feinsten, erwecken in uns höchstens die Illusion, dass wir nur einen Schritt davon entfernt sind, die Dinge zu fassen, um dann, wenn diese Annäherung eintritt, wieder dasselbe zu spüren. Unsere Begriffe verfälschen im Stoff, worüber sie sprechen wollen, und es gibt keine Möglichkeit, diese Dissonanz zwischen Ziel und Mittel aufzulösen. Wir können nur die Mittel, die nicht zum Ziel führen, verwerfen und für sie neue suchen.“<sup>81</sup>

Lukács kennt die Schwierigkeiten der Sprachschöpfung, die Problematik der Sprache als *natura naturans*, der sich-selbst-entwickelnden Sprache im Bereich der Wissenschaft und des *literary criticism*, trotzdem hegt er parallel dazu den Glauben an das Ideal einer reinen, höchsten und ewigen Kunst, für die die Möglichkeit gilt: „wenn etwas alle seine Inhalte in Form aufgelöst hat und so reine Kunst geworden ist, hat alles Vorbereitende seinen Wert verloren.“<sup>82</sup>

Der Vorwurf der Sprachvergessenheit wurde im Aufsatz von Csongor Lőrincz durch die Gedankenfigur des *re-entry* begründet und wird folgendermaßen ausformuliert:

---

Bewußtseyn kommen, was nicht unterschieden ist. Nur die Form kommt ins empirische Bewußtseyn. Was wir für Materie halten, *ist Form*. “

<sup>80</sup> Lukács: Über Form und Wesen des Essays. In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 201.

<sup>81</sup> Lukács: Zur Theorie der Literaturgeschichte. In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 166.

<sup>82</sup> Lukács: Die Seele und die Formen. In: Ders.: Werke, Bd. 1.1, S. 197.

„Insgesamt kann man sagen, dass die grundsätzlich polemische und versöhnungs-, gar erlösungsorientierte Ausrichtung des Ansatzes von Lukács letztlich sowohl das ‚Leben‘ als auch seine Vermitteltheit in Sprache und Medium unbefragt lässt oder anders: er verfügt über keinen differenzierten Sprach- und Medienbegriff.“<sup>83</sup>

Dieser Behauptung kann man nur bedingt zustimmen: Auf der theoretischen, explizit beschreibenden Ebene operiert der junge (und auch der spätere) Lukács in der Tat mit keinem theoretisch herausgearbeiteten Sprach- oder (mit dem in dieser Zeit eher fremden) Medienbegriff; aber was die sog. *tacit knowledge* betrifft, ist sein Sprach- und Formgefühl auf exquisite Weise ausgeprägt und auch unter den Gebildeteren seiner Zeit auf einem selten vertretenen Niveau. Was der junge Lukács über die Sprache theoretisch wissen mag, bleibt in seinen literaturkritischen und -ästhetischen Schriften unausgeführt, ist aber anhand der philosophiegeschichtlichen Einbettung seines Denkens vielleicht dennoch aufzudecken.

Das philosophische Hinterland, das er mit seinen Zeitgenossen (wie z.B. mit Vilmos Szilasi) teilt, befähigt ihn für ein „transzendentes Denken“ im kantianischen Sinn. Er teilt einen theologisch-mystisch aufgeladenen platonischen Glauben an die Ideen, an die der Alltagswelt abgerückte Ideenwelt, an das selbstständige Leben der tradierten Begriffe, Begrifflichkeiten und Kulturformationen. Kennt man die Probleme, die den sieben Jahre jüngeren Walter Benjamin in derselben Epoche (mit einiger Zeitverschiebung) beschäftigen, kann man erstaunliche Ähnlichkeiten erblicken, wie etwa ihren gemeinsamen platonischen Ausgangspunkt: „Die Welten des Wesens sind durch der Formen Kraft über das Dasein gespannt [...]“,<sup>84</sup> heißt es in der *Theorie des Romans*, ähnlich bei Benjamin: „Die großen Philosophien stellen die Welt in der Ordnung der Ideen dar.“<sup>85</sup> Die ästhetizistische Wende beim jungen Lukács, in deren Vollzug er den Freund Leo Popper als seinen Meister anerkannte,<sup>86</sup> wird von ihm selbst als „umgestülpter Platonismus“ charakterisiert:

„Weißt Du noch, einmal sprach ich davon, daß es ein umgestülpter Platonismus sein wird, was ich mache. Jetzt habe ich bemerkt: Du hast das gemacht, Du hast die Ideen vom Himmel geholt und in die Erde, in die Seele des Menschen, den Pinsel des Malers, den Meißel des Bildhauers verpflanzt. Jetzt können wir damit

<sup>83</sup> Lőrincz: System, Form, Medium, S. 124.

<sup>84</sup> Lukács: Die Theorie des Romans. In: Ders.: Werke, Bd. 1.2, S. 539.

<sup>85</sup> Benjamin, Walter: Erkenntnistheoretische Vorrede zum Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. I/1, S. 212f.

<sup>86</sup> Georg Lukács an Leo Popper am 20.12.1910. In: Lukács: Briefwechsel, S. 179–183, hier S. 182: „Ich weiß: dieser Weg ist meiner. Ebenso weiß ich: ohne Dich (der Allteig ist nur eine Kristallisation vieler Dinge) hätte ich das noch lange nicht erblickt. Darin erkenne ich das Schicksalhafte, daß ich Dich getroffen habe, daß ich – bitte, lach mich nicht aus – Dein Schüler bin.“

wiederbeginnen, den Palast der Ideen aufzubauen, der, weil auf Worten aufgebaut, eingestürzt war.“<sup>87</sup>

Die neuen umgestülpt-platonistischen Ideen soll der Philosoph in den Formen menschlicher Ausdrucksweisen, in den Objektivationen der Kunst ausfindig machen. Die Ideen im (Gegen)Sinn Platons können laut dieser Kehrtwende nicht mehr mit einzelnen begrifflich konturierten Größen ausgedrückt, die neue Philosophie nicht mehr „auf Worten aufgebaut“ werden. Eine transzendente Lehre der Kunst sucht die Ideen der Kunst in den Formen, die sozusagen „hinter“ den Worten, den Medien der Werke versteckt liegen sollen. Deshalb braucht es eine Erklärung, warum der junge Lukács seine philosophische Wende zeitgleich mit seiner Suche nach einer neuen, kunstphilosophischen Redeweise vor allem über Werke der Weltliteratur vervollständigte. Die Erklärung von Ferenc L. Lendvai, dass die Beziehung zu den Künsten bei Lukács deshalb vorwiegend auf die Welt der Literatur beschränkt geblieben ist, weil „der von ihm erwartete Einbruch einer ‚neuen Klassik‘ am entschiedensten und am bewusstesten in der Literatur erfolgte, hauptsächlich in der Kunst von Ibsen, Hauptmann, Pontoppidan, Thomas Mann und Tolstoi“,<sup>88</sup> ist der Erwägung wert, kann aber keine umgreifende Interpretation bieten. Dieses Verbleiben auf dem Terrain der Literatur könnte vielmehr von der prinzipiellen Blindheit Lukács’ angesichts der Materie, dem Medium der literarischen Kunstwerke zeugen. Die fertiggeformte *Sprache* der literarischen Werke galt für ihn als durchsichtig, unproblematisch, auf anderen Gebieten menschlicher Gestaltungskraft (Bauwerke, Tanz oder Musik) hätte er sich vielleicht nicht so unreflektiert und sorgenfrei bewegen können.

Einen wesentlichen Unterschied kann man zwischen dem vorher im Zusammenhang mit Platon zitierten Benjamin und dem jungen Lukács in diesem Sinn auch leicht erkennen. Benjamin reflektiert in seinen philosophischen Schriften immer wieder das Problem der eigenen Ausdrucksweise, damit das Problemfeld Sprache: „Nirgends schien in der Aufgabe des Philosophen für Rücksicht auf die Darstellung ein Ort.“ Um diesen Mangel zu beseitigen, verpflichtet sich Benjamin einem höchst anspruchsvollen Programm, was den Stil der eigenen Schriften betrifft. Der philosophische Stil muss „die Kunst des Absetzens“, „die Ausdauer der Abhandlung“, „die Wiederholung der Motive“ und zuletzt „die Fülle der Positivität“ meisterhaft handhaben, wobei er auch der „ursprüngliche[n] Aufgabe der Philosophie“, der „Darstellung der Ideen“<sup>89</sup> nachgehen muss.

---

<sup>87</sup> Ebd.

<sup>88</sup> Lendvai L., Ferenc: A fiatal Lukács (Útja Marxhoz: 1902–1918) [Der junge Lukács (Sein Weg zu Marx: 1902–1918)]. Budapest: Argumentum – Lukács Archivum 2008, S. 72.

<sup>89</sup> Benjamin: Erkenntnistheoretische Vorrede zum Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 212f.

Dieses Sprachbewusstsein und die Praxis der Reflexion über den Sprachstil geht bei Benjamin Hand in Hand mit einer (mindestens für die Zeitgenossen) geheimen gedanklichen Beschäftigung: Er nennt in einem Brief die *Erkenntniskritische Vorrede* zu seinem *Trauerspiel*-Buch die zweite Variante seiner frühen Sprachanalyse.<sup>90</sup> Er will eine metaphysische Sprachtheorie herausarbeiten, deren Ausgangspunkt eine nicht-theologische Lesart der Bibel darstellt. Die Sprache soll als die letzte, unerklärbare mystische Wirklichkeit als Voraussetzung aller späteren Theoretisierung gesetzt werden. Benjamin – wie dem platonisch-neokantianischen Ausgangspunkt nach wahrscheinlich auch Lukács – versteht dabei unter Sprache kein kommunikatives Mittel, kein Zeichensystem, das zur Kommunikation dient, sondern die genuine Sphäre geistiger Wesenheiten, die Sprache(n) überhaupt. Demnach wären alle möglichen Äußerungen des geistigen Lebens (wie Musik, Logik, Mathematik oder bildende Künste, aber theologisch ausgeweitet auch die Phänomene der nicht anthropomorphen Natur) als Sprachäußerungen einzuordnen, und alle Mitteilungen sind in dem Maße Sprachen, indem sie den wesentlichen Zug haben, geistigen Inhalt mitteilen zu wollen.<sup>91</sup> Benjamins erste und wichtigste These in seinem philosophischen Entwurf *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* lautet: „Jede Sprache teilt sich selbst mit.“<sup>92</sup> Er nennt diesen grundsätzlich nicht-tautologischen Ausgangspunkt als die Grundlage aller Sprachtheorien: Es gibt nicht etwas, was sich durch die Sprache ausdrückt, sondern die Bedingung der Möglichkeit zur Mitteilung ist die Existenz von Sprache(n) selbst. Alles, was überhaupt ausdrückbar ist, ist in der „Sprache“ gegeben. Anführungszeichen sind hier angebracht, weil hier eine andere, nicht nur breitere, sondern eine transzendente Auffassung des Sprachbegriffs vorliegt, nach deren Ergreifen man zum nächsten scheinbaren Paradox fortschreiten kann: „Das Mediale, das ist die Unmittelbarkeit aller geistigen Mitteilung, ist das Grundproblem der Sprachtheorie [...].“<sup>93</sup> – Dasselbe wird in einem Brief an Ernst Schön folgender Weise heuristisch ausgedrückt: „Künstlerischer Inhalt und geistige Mitteilung sind doch ganz genau dasselbe!“<sup>94</sup> In diesem transzendentalen Sinn sind also die „sprachlichen“ Mitteilungen, die (auf eine eminente Weise) durch Kunstwerke eine dauernde und soziale Gestalt

---

<sup>90</sup> Vgl. Olay, Csaba; Ullmann, Tamás: *Kontinentális filozófia a XX. században* [Kontinentale Philosophie im 20. Jahrhundert]. Budapest: L'Harmattan 2011, S. 296.

<sup>91</sup> Die Zeit war für die Ausarbeitung einer allgemeinen Sprachphilosophie noch nicht reif: Benjamins Schrift *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* existierte Jahrzehnte lang nur in einigen handschriftlichen Kopien und war einzig für seine unmittelbaren Freunde (Gershom Scholem und Ernst Schön) zugänglich.

<sup>92</sup> Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. II/1, S. 140–157, hier S. 142.

<sup>93</sup> Ebd.

<sup>94</sup> Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. II/3, S. 932. Dieser Gedankensprung erinnert wiederum an den Begriff ‚Forminhalt‘ bei Lukács.

annehmen können, geistige Formen – und hier rücken wir auch dem Lukács'schen Formbegriff einen Schritt näher –, für die die natürliche Sprache, das logische Zeichensystem, die geometrischen Formen eines komplexen Bauwerks oder eines Teppichs in dieselbe Kategorie fallen: Sie sind die Medien zu (anderswie gar nicht) (un)mittelbaren und mitteilbaren geistigen Ausdrucksvariationen.

Als Vilmos Szilasi<sup>95</sup> im selben Jahr, als die ungarische Ausgabe der *Die Seele und die Formen* erschien, seinen Aufsatz *A kritika elmélete* [Die Theorie der Kritik] publizierte, bezichtigte ihn Lukács des Plagiats.<sup>96</sup> Szilasi benutzt nämlich eine Form-Definition, die ebenfalls auf die Nichtunterscheidung von *Form* und *Inhalt* zurückgreift:

---

<sup>95</sup> Vilmos Szilasi wird in der *Briefwechsel*-Ausgabe 1982 folgendermaßen dargestellt (sein hier behandelte „Plagiatbrief“ wurde in den Band nicht aufgenommen): „1899–1966, Philosoph, studierte in Budapest, Berlin und Heidelberg, schöpfte in jungen Jahren viel aus den Gedanken von Lukács, promovierte 1910 bei Bernát Alexander, wirkte in Budapest als Mittel-, später als Hochschullehrer. 1919 emigrierte er nach Deutschland, arbeitete bei Husserl und Heidegger, ließ sich 1933 in der Schweiz nieder, war 1947–1962 Professor der Philosophie an der Universität Freiburg.“ (Lukács: *Briefwechsel*, S. 414)

<sup>96</sup> Vilmos Szilasi an Lukács György, Budapest, Anfang Mai 1910. In: Lukács György *levelezése (1902–1917)*. Budapest: Magvető 1981, S. 199f.: „Ha Ön azt állítja, hogy én föltűnően és irodalmi tisztesség rovására használtam föl az Ön tulajdonát – igazán nem mentegethetem magam, mert bizonyosan van benne igazság. [...] A végső eredményt: a harmónia értékek, mint forma értékek – én igazán mondom, egyáltalában nem emlékszem, hogy Ön valaha említette volna, nem emlékeztem rá, akkor sem, amikor dolgozatomat írtam, hanem következetes, alapos és rendszeres gondolkozással jutottam rá, amit bizonyít a gondolat rendszere, továbbfejlesztése, amely kb. már – függetlenül Öntől –, hiszen azóta nem is láttam – készen van. Komolyan mondom, hogy csak Kantra gondolhattam, mikor ezeket a gondolatokat forrásra akartam visszavezetni – mert rajta keresztül, tanulmányozása mellett jutottam rájuk, mert különben egyöntetűen végiggondolt, eredetien jött, először nálam alakot nyert gondolatoknak tartottam. Természetesen módszerben megközelítettem az Ön módszerét.“ [„Wenn Sie behaupten, dass ich leicht ersichtlich und gegen den literarischen Anstand Ihr geistiges Eigentum genutzt habe – ich kann mich kaum rechtfertigen, es ist bestimmt etwas Wahrheit daran. [...] Das Endergebnis: die Harmoniewerte als Formwerte – ich sage es mit Nachdruck, ich erinnere mich gar nicht daran, dass ich es je von Ihnen gehört hätte, und ich habe mich daran auch damals nicht erinnert, als ich meine Arbeit geschrieben habe. Im Gegenteil: ich kam durch gründliches und systematisches Nachdenken auf dieses Ergebnis, was durch das Systematische am Gedankengang, durch die Weiterentwicklung, die beinahe zum Schluss gekommen ist, bewiesen werden kann. All das geschah unabhängig von Ihnen, da ich Sie seitdem gar nicht gesehen habe. Ich sage es in allem Ernst, dass ich nur an Kant denken konnte, als ich diese Gedanken an eine Quelle zurückführen wollte, da ich durch ihn, durch das Studieren seiner Schriften auf sie gekommen bin. Ansonsten hielt ich diese für stimmig zu Ende gedachte, originelle und bei mir zu Form gewordene Gedanken. Natürlich habe ich, was die Methode anbelangt, Ihrer Methode nahegekommen.“]

„Nur eine Sache ist mit Nachdruck zu bemerken. Wenn wir über Formbedürfnisse reden, dann benutzen wir das Wort Form nicht in dem Sinn, wenn man zwischen Form und Inhalt unterscheidet. In einem kantianischen Sinn. Also nicht als dem Inhalt Entgegengesetztes, sondern als Gegensatz zu allem, was empirisch, nicht beständig und was nicht außerhalb der Geschehnisse steht. In diesem Sinne ist also alles Inhalt, was man unter den Namen Form und Inhalt zu trennen gewohnt ist, nur das, was ganz unabhängig von geschichtlicher Entwicklung oder empirischem Stoff ist, also ein Apriori jenseits aller Erfahrungen, was der Entstehung nicht unterliegt, nennen wir Form.“<sup>97</sup>

Nimmt man als Kontrastfolie zeitgenössische Texte, die sich ausdrücklich zu einer Theorie der Sprache im Sinne des (Neo)Kantianismus der Zeit zu Wort melden, stößt man auf einen erheblichen theoretischen Abstand. Der Literaturhistoriker und Sprachwissenschaftler Mózes Rubinyi fragt in einem Aufsatz aus der Festschrift für Bernát Alexander 1910, der der große Herausgeber philosophischer Klassiker in ungarischer Sprache war und den auch der junge Lukács als philosophische Autorität anerkannte, nach der originellen Auffassung von Kant über die Sprache:

„Nach der Auffassung von Kant ist die Sprache eine bloße körperliche Fähigkeit, die vom ersten Menschen erworben werden musste, damit er seinen Lebensbedürfnissen nachkommen konnte; ebenso wie er zum Beispiel das Stehen und das Gehen lernte. Sie [die Sprache] konnte daher nur auf empirischem Wege entstehen, folglich steht sie außerhalb des Bereiches der Natur, der für ihn kongenial wäre. Er konnte sich mit der Sprache auch nicht mit Blick auf die Vernunft auseinandersetzen, da sich Wort und Begriff nicht decken, das Wort ist nur der Ausdruck für den Begriff, oft nur das Symbol desselben.“<sup>98</sup>

Im Neokantianismus der Zeit, so auch bei Max Weber, dem Mentor von Lukács, ist das Axiom gültig, wonach zwischen Begriff und Wirklichkeit das Wort, die menschliche Sprache keine restlose Vermittlung realisieren kann. Es besteht ein sog. *hiatus irrationalis*, den man infolge der transzendentalen Lehren Kants durch die menschlichen Symbole, dargestellt z. B. durch die natürlichen

<sup>97</sup> Szilasi, Vilmos: A kritika elmélete. In: Dénes, Lajos (Hg.): Dolgozatok a modern filozófia köréből. Alexander Bernát emlékkönyv. Budapest: Franklin 1910, S. 638–651, hier S. 644: „Csak egy dolgot kell nyomatékosan megjegyeznünk. Ha forma szükségelekről beszélünk, a forma szót nem abban az értelemben használjuk, amint szokták, mikor a forma és tartalom közt különbséget tesznek. Kantianus értelemben. Nem mint ellentéset a tartalommal, hanem mint ellentéset mindennel, ami tapasztalati, ami nem állandó és nem kívülálló a történéseken. Ebben az értelemben tehát tartalom mindaz, amit rendesen forma és tartalom néven el szoktak választani, s csak azt, ami egészen független történeti fejlődéstől, vagy tapasztalati anyagtól, ami tehát minden tapasztalaton kívülálló apriori, és nem keletkezésnek alávetett, – nevezzük formának.“

<sup>98</sup> Rubinyi, Mózes: Kant és a nyelvtudomány [Kant und die Sprachwissenschaft]. In: Dénes (Hg.): Dolgozatok a modern filozófia köréből, S. 571–575, hier S. 572.

Sprachen, grundsätzlich nicht überbrücken kann.<sup>99</sup> So kann das Fehlen der theoretischen Bemühungen in Richtung einer expliziten Sprachphilosophie und das Fehlen des Anspruchs für eine Praxis exakter Begriffsdefinitionen in den Denkansätzen des frühen Lukács mit zwei Erklärungen begründet werden. Einerseits liegt eine höchst abstrakte Auffassung über die Ausdrucksweisen geistiger „Inhalte“ vor, die immer als „sprachlich“, d.h. als formenhaft aufgefasst werden, sobald sie einen geistigen Inhalt in der Welt auf objektive Weise (in Werken der Kultur: Kunst, Religion und Wissenschaften) zu realisieren versuchen. In diesem Zusammenhang nahm ich eine textphilologisch kaum begründbare,<sup>100</sup> rein theoretisch dennoch nachweisbare Nähe in den philosophiegeschichtlichen Voraussetzungen von Lukács und Benjamin an. Diese Nähe wandelt sich rasch in einen Abstand, wenn man den Umstand betont, dass Benjamin – obwohl zu Lebzeiten nicht publizierte – explizite sprachphilosophische Erwägungen in Angriff nimmt, während beim frühen Lukács „das Wort“ aus dem Kreis der Betrachtungen (durch den transzendentalen Ersatz der Formen) ausgewiesen werden soll. In der Theorietradition, in der Lukács (und mit ihm auch seine Schüler) stehen, wird der *hiatus irrationalis*, der zwischen Begriff (nicht deckungsgleich mit „Wort“, aber die Beziehung wird gerade durch die transzendente Herangehensweise nicht problematisiert) und Objekt angenommen wird, als ein Bruch hypostasiert, der nur durch die philosophische Denkweise geheilt werden kann: durch die Erkenntnis und die Reflexion desselben Bruchs in der transzendentalen Philosophie. Solange also Benjamin durch die Reflexion der eigenen Schreibweisen und durch Fragen der Stilentwicklung beinahe bis zur Hinterfragung des Mediums Sprache gelangt, verbleibt der hervorragende Stilist Lukács in seinen literaturästhetischen Schriften in einer neokantianischen Sprachvergessenheit.

---

<sup>99</sup> Vgl. Cs. Kiss, Lajos: A filozófia és a szociológia kompetenciavitája [Der Kompetenzstreit der Philosophie und der Soziologie]. In: Világosság 45 (2004), H. 1, S. 49–76, hier S. 50, Fußnote 4: „[Max] Weber számára a fogalom és valóság közvetítetlenségét tételező neokantiánus hiatus irrationalis-axióma ennek a fejlődésnek a végpontját jelzi.“ [„Für Weber zeigt das neokantianische Axiom des hiatus irrationalis, der die unmögliche Vermittlung von Begriff und Wirklichkeit setzt, den Endpunkt dieser Entwicklung an.“] Siehe auch den Begriff bei Max Weber: Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr <sup>3</sup>1968, S. 15.

<sup>100</sup> Ein Vermittler einiger Gedanken zwischen Lukács und Benjamin war Ernst Bloch. Vgl. Mesterházi, Miklós; Mezei, György (Hg.): Ernst Bloch und Georg Lukács: Dokumente zum 100. Geburtstag. Budapest: MTA Filozófiai Intézet – Lukács Archivum 1984, S. 298f.

## 5 Literatur

- Adorno, Theodor W.: Der Essay als Form [1958]. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 11. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, S. 9–33.
- Almási, Miklós: Antiesztétika. Séták a művészetfilozófiák labirintusában [Antiästhetik. Spaziergänge im Labyrinth der Kunstphilosophien]. Budapest: Helikon<sup>3</sup>2003.
- Aurnhammer, Achim; Braungart, Wolfgang; Breuer, Stefan; Oelmann, Ute (Hg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. 3 Bde. Berlin: de Gruyter 2012. <https://doi.org/10.1515/george-2014-0024>
- Bendl, Júlia; Tímár, Árpád (Hg.): Az ifjú Lukács a kritika tükrében. Der junge Lukács im Spiegel der Kritik. Budapest: MTA Filozófiai Intézet – Lukács Archívum 1988.
- Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974–1989.
- Cs. Kiss, Lajos: A filozófia és a szociológia kompetenciavitája [Der Kompetenzstreit der Philosophie und der Soziologie]. In: Világosság 45 (2004), H. 1, S. 49–76.
- Dénes, Lajos (Hg.): Dolgozatok a modern filozófia köréből. Alexander Bernát emlékkönyv [Beiträge zur modernen Philosophie. Festschrift für Bernát Alexander]. Budapest: Franklin 1910.
- Földényi, F. László: A fiatal Lukács [Der junge Lukács]. Budapest: Magvető 1980.
- Gángó, Gábor: A felvilágosodott ész határhelyzetei: Goethe-inspirációk Lukács Györgynél és Walter Benjaminsnál [Grenzsituationen der aufgeklärten Vernunft: Goethe'sche Inspirationen bei Georg Lukács und Walter Benjamin]. In: Fordulat 3 (2010), H. 10, S. 151–167. <https://doi.org/10.1515/9783110916300.127>
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Shall We Continue to Write Histories of Literature? In: New Literary History 39 (2008), H. 3, S. 519–532. <https://doi.org/10.1353/nlh.0.0050>
- Heller, Ágnes; Fehér, Ferenc; Márkus, György; Radnóti, Sándor (Hg.): Die Seele und das Leben. Studien zum frühen Lukács. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977.
- Hévizi, Ottó: A kétségbeesés etikája és a Sterne-ügy [Die Ethik der Verzweiflung und der Fall Sterne]. In: Pompeji 1 (1990), H. 2, S. 57–81.
- Hévizi, Ottó: Próbakövek. Van-e arany szabály ércnél maradandóbb? [Probiersteine. Gibt es eine goldene Regel dauernder als Erz?] Budapest: Kalligram 2015.
- Kalinowski, Inga: Das Dämonische in der ‚Theorie des Romans‘ von Georg Lukács. Hamburg: tredition 2015.
- Karádi, Éva: A budapesti Lukács-kör és a heidelbergi Max Weber-kör [Der Budapester Lukács-Kreis und der Heidelberger Max Weber-Kreis]. Budapest, Diss. 1984. [https://doi.org/10.1007/978-3-663-10145-1\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-663-10145-1_7)
- Karádi, Éva: Formával a káosz ellen. 1917: A Vasárnapi Kör a nyilvánosság elé lép a Szellemi Tudományok Szabadiskolájával [Mit der Form gegen das Chaos. 1917: Der Sonntagskreis tritt mit der Freien Schule der Geisteswissenschaften an die Öffentlichkeit]. In: Szegedy-Maszák, Mihály; Veres, András (Hg.): A magyar irodalom története. Budapest: Gondolat 2007, S. 866–881.
- Karádi, Éva: Mannheim útja a kultúrafilozófiától a tudásszociológiáig [Mannheims Weg von der Kulturphilosophie zur Wissenssoziologie]. In: Mannheim-tanulmányok. Budapest: Napvilág 2003, S. 129–157.
- Karádi, Éva; Vezér, Erzsébet (Hg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt/M.: Sandler 1985.
- Kerekes, Amália: Pathos und Ethos: Die simultanen Reize des Kommunismus in Anna Seghers' *Die Gefährten*. In: Dikovich, Albert; Saunders, Edward (Hg.): Die ungarische



- Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien, Balassi Institut Collegium Hungaricum 2017, S. 201–213. <https://doi.org/10.5771/9783845281452-103>
- Kertész, Imre: Galeerentagebuch. Übersetzt v. Kristin Schwamm. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 1999.
- Kricsfalusi, Beatrix: Formakánon versus színházkonceptió. Lukács György és Balázs Béla korai írásainak dráma- és színházelméleti összefüggéseiről [Formenkanon versus Theaterkonzept. Über die dramen- und theatertheoretischen Zusammenhänge der frühen Schriften von Georg Lukács und Béla Balázs]. In: Bónus, Tibor; Kulcsár-Szabó, Zoltán; Simon, Attila (Hg.): Az olvasás rejtekútjai. Budapest: Ráció 2007, S. 81–100.
- Lendvai L., Ferenc: A fiatal Lukács (Útja Marxhoz: 1902–1918) [Der junge Lukács (Sein Weg zu Marx: 1902–1918)]. Budapest: Argumentum – Lukács Archívum 2008. <https://doi.org/10.1007/s11212-008-9052-0>
- Lőrincz, Csongor (Hg.): Wissen – Vermittlung – Moderne: Studien zu den ungarischen Geistes- und Kulturwissenschaften um 1900. Wien: Böhlau 2016. <https://doi.org/10.7788/9783412218980>
- Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995.
- Luhmann, Niklas: Sthenographie und Euryalistik. In: Gumbrecht, Hans Ulrich; Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, S. 58–82.
- Lukács, Georg: Briefwechsel 1902–1917. Hg. v. Éva Karádi u. Éva Fekete. Stuttgart: Metzler 1982.
- Lukács, Georg: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Übersetzt v. Hans-Henning Paetzke. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981. <https://doi.org/10.2307/40138711>
- Lukács, Georg: Heidelberger Philosophie der Kunst (1912–1914). Hg. v. György Márkus u. Frank Benseler. In: Ders.: Werke. Bd. 16. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand 1974
- Lukács, György: Arról a bizonyos homályosságról [Über jene gewisse Verschwommenheit]. In: Nyugat 3 (1910), H. 23, S. 1749–1752.
- Lukács, György: Werke (1902–1918). 2 Bde. Hg. v. Zsuzsa Bognár, Werner Jung, Antonia Opitz. Bielefeld: Aisthesis 2017–2018.
- Margócsy, István: Hogyan alakult ki a magyar irodalom filozófiátlanságának tézise? [Wie entstand die These von der Philosophielosigkeit der ungarischen Literatur?] In: Világosság 48 (2007), H. 6, S. 119–124 (<http://epa.oszk.hu/01200/01273/00039/pdf/20070905071124.pdf>).
- Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr 1968.
- Mesterházi, Miklós; Mezei, György (Hg.): Ernst Bloch und Georg Lukács: Dokumente zum 100. Geburtstag. Budapest: MTA Filozófiai Intézet – Lukács Archívum 1984. <https://doi.org/10.1515/9783110959109.416>
- Murányi, Gábor (Hg.): Éltető dac [Belebender Trotz]. In: Heti Világgazdaság, 3.5.2018, S. 36–37.
- Novák, Zoltán: A Vasárnap Társaság. Lukács Györgynek és csoportosulásának eszmei válsága, kiütkeresésük az első világháború időszakában [Die Sonntagsgesellschaft. Die ideologische Krise und Auswegsuche von Georg Lukács und seiner Gruppierung zur Zeit des Ersten Weltkriegs]. Budapest: Kossuth 1979.
- Olay, Csaba; Ullmann, Tamás: Kontinentális filozófia a XX. században [Kontinentale Philosophie im 20. Jahrhundert]. Budapest: L'Harmattan 2011.

- Percz, László: Háttér előtt. A ‚hivatalos‘ magyar filozófia és a századelő Lukács-köre Vor dem Hintergrund. Die ‚offizielle‘ ungarische Philosophie und der Lukács-Kreis zu Beginn des Jahrhunderts]. In: Fordulat 3 (2010), H. 10, S. 90–104.
- Popper, Leo: Schwere und Abstraktion. Versuche. Hg. v. Philippe Despoix u. Lothar Müller. Übersetzt v. Anna Gara-Bak. Berlin: Brinkmann & Bose 1987.
- Radnóti, Sándor: A piknik. Írások a kritikáról. Budapest: Magvető 2000.
- Schein, Gábor: A tragédia metafizikája avagy a metafizika tragédiája [Die Metaphysik der Tragödie oder die Tragödie der Metaphysik]. In: Ders.: Traditio – folytatás és árulás. Bratislava: Kalligram 2008, S. 144–153. <https://doi.org/10.1515/9783110855586.208>
- Wessely, Anna: A Szellemi Tudományok Szabad Iskolája és a Vasárnapi Kör [Die Freie Schule der Geisteswissenschaften und der Sonntagskreis]. In: Világosság 16 (1975), H. 10, S. 613–620.

**Ágnes Huber (Budapest)**

## **Funktioniert die Working-Out-Loud-Methode im universitären (DaF-)Unterricht?**

### **1 Ausgangssituation und Problemstellung**

Im Rahmen von öffentlichen Diskussionen über bildungspolitische Fragestellungen, aber auch in Sitzungen und privaten Gesprächen unter Lehrkräften in sämtlichen Schultypen und auf allen Bildungstufen wird seit Jahren die Wichtigkeit der Orientierung an die externen, v.a. beruflichen Anforderungen betont. Im Hochschulbereich ist diese Forderung besonders markant zu spüren, weil die Studierenden nach dem Universitätsabschluss direkt ihren ersten Job anstreben, oder sogar vor bzw. während des Studiums beruflich tätig sind. Die Vermittlung von reinen Fachinhalten in traditionellen Unterrichtssituationen scheint gegenwärtig in ihrem Fall nicht mehr zu genügen, um den Marktanforderungen gerecht zu werden. Es sollten neue Methoden erprobt und eingesetzt werden, die nicht nur die Inhalte des jeweiligen Kanons, sondern auch die für die Arbeitswelt notwendigen Schlüsselkompetenzen, auch Business- oder Soft-Skills genannt, vermitteln. Zu diesen gehören laut wissenschaftlichen Abhandlungen (wie etwa Selent 2002: 4), Wirtschaftsartikeln (wie Walia 2019) sowie Karrierewebsites<sup>1</sup> u.a. Kommunikations-, Team- und Kritikfähigkeit, Empathie, Problemlösungs- und Konfliktkompetenz, Durchsetzungs- und Urteilsvermögen, Souveränität, Selbstdisziplin, Engagement, Verantwortungsbewusstsein, Neugierde, Offenheit, Kreativität, Belastbarkeit, Organisationsfähigkeit und Zeitmanagement. Wie und in welcher Form könnten diese Kompetenzen oder zumindest einige der genannten Skills bei den Studierenden erfolgreich stimuliert und bestärkt werden?

Als eine potentielle Lösung bietet sich eine moderne, im unternehmerischen Bereich bereits erprobte, sich in der universitären Bildung aber noch nicht verbreitete Arbeits- und Lernmethode, das sog. Working-Out-Loud-Konzept an, das den Anwendenden verspricht, im professionellen Alltag effektiver, organisierter und strukturierter zu fungieren. Darüber hinaus lässt das Tool eine Art Persönlichkeitsentwicklung für alle, die in sogenannten Circles miteinander verbunden sind bzw. miteinander kooperieren, erhoffen.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Wie <https://www.berufsstrategie.de/>, <https://karrierebibel.de> oder <https://www.forschung-und-lehre.de/karriere/> (Stand: 29.04.2019).

<sup>2</sup> An dieser Stelle soll festgehalten werden, dass man auch in der Unterrichtsmethodologie und Schuldidaktik geeignete Methoden findet, die durch die aktive Partizipation der Schulkinder bzw. Studierenden einen großen Wert auf die Förderung von Soft-Skills legen, z.B. das kooperative Lernen, doch stehen bei diesen die konkreten Forderungen des

- Könnte also diese im Wirtschaftsleben so vielversprechende und anscheinend adäquat funktionierende Technik auch in anderen Segmenten effizient eingesetzt werden?
- Könnte sie heute, wo, wie bereits konstatiert, vom gesamten Hochschulwesen, aber in erster Linie von den Geisteswissenschaften, darunter natürlich auch von unserem engeren Tätigkeitsfeld, der Linguistik und dem universitären Fremdsprachenunterricht Modernisierung, gar ein Paradigmenwechsel erwartet wird, einen Lösungsweg darbieten?
- Könnte sie uns bei der Erfüllung der so häufig formulierten Forderung helfen, unsere Studierenden im Laufe der universitären Bildung zielgerichtet auf die konkreten Erwartungen des Arbeitsmarktes vorzubereiten?
- Könnte sie bei der Vermittlung von wissenschaftlichen Bildungsinhalten sowie bestimmter, im beruflichen Alltag wichtiger, gar notwendiger Schlüsselkompetenzen behilflich sein?

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, nach einem näheren Einblick in das WOL-Konzept den genannten Fragen empirisch, d.h. auf den Erfahrungen von – im Sommersemester 2018/2019 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität durchgeführten sprachwissenschaftlichen – Seminarsitzungen basierend nachzugehen.

## **2 Ein methodischer Lösungsvorschlag: Working-Out-Loud<sup>3</sup>**

Working-Out-Loud ist ein einfacher, mit keinem starren Regelwerk, dennoch mit einem akribisch ausgearbeiteten Leitfaden versehener methodischer Rahmen, der sich für die Zusammenarbeit mehrerer Personen anbietet, ohne die individuelle Tätigkeit und Zuständigkeit der Mitglieder einzuengen. Die Methode wird bereits in über 50 Ländern von zahlreichen Großunternehmen unterstützt und angewendet, darunter BMW, Bosch, Siemens, Bayer, DHL, Daimler, Henkel, Deutsche Telekom, Swisscom und Continental.<sup>4</sup>

---

Arbeitsmarktes nicht unbedingt im Fokus des Interesses, wie bei der hier präsentierten WOL-Methode.

<sup>3</sup> Die im vorliegenden Artikel komprimiert dargebotenen Informationen zur WOL-Methode entstammen dem Circle-Leitfaden Version 5.0 (März 2019) auf der Webseite [workingoutloud.com](http://workingoutloud.com) (Stand: 29.04.2019).

<sup>4</sup> <https://workingoutloud.com/de/home/> (Stand: 29.04.2019)

Die Grundbeschreibung des Konzeptes lautet mit den Worten John Steppers, der die Grundidee von Bryce Williams<sup>5</sup> weiterentwickelt, die Methode ausgearbeitet, mit einem Buch<sup>6</sup> bekannt gemacht, sowie die WOL-Bewegung weltweit verbreitet hat,<sup>7</sup> wie folgt:

„Working Out Loud ist ein Weg, um Beziehungen aufzubauen, die auf verschiedene Weise helfen können, ein Ziel zu erreichen, eine Fertigkeit zu entwickeln oder ein neues Thema zu erforschen. Anstatt sich zu vernetzen, um etwas zu bekommen, investierst du in Beziehungen, indem du im Laufe der Zeit Beiträge leistest, einschließlich deiner Arbeit und Erfahrungen, die du sichtbar machst.“ (Stepper 2019)

Working-Out-Loud ist also nicht einfach nur Teamwork oder Projektarbeit, sondern eine spezifische Funktionsweise, sogar ein Habitus: Man ist bestrebt seine eigenen Arbeitsziele zu verwirklichen, erledigt selbstständig seine Aufgaben, lässt aber andere Personen, die gezielt für den Zweck der WOL-Kooperation ausgewählt werden, an den eigenen Tätigkeiten, Gedanken und Ideen teilhaben. Zugleich basiert diese Transparenz in dem Circle auf Gegenseitigkeit, weil auch die anderen Mitglieder ihre Arbeitsprozesse offen darlegen und ein ständiger, einander unterstützender Austausch zwischen den Betroffenen stattfindet. Beziehungen (*Relationships*) und sichtbare Arbeit (*Visible Work*) sind also Basisprinzipien der WOL-Methode, ebenso wie eine großzügige, zielgerichtete und offene Arbeitseinstellung (*Generosity, Purposeful Discovery and Growth Mindset*).<sup>8</sup>

Die Mitglieder eines Circles, der idealerweise aus 4-5 Personen besteht, wirken 12 Wochen lang zusammen, so dass die Betroffenen wöchentlich einmal eine 60-minütige Sitzung abhalten und auch außerhalb der persönlichen Treffen in Kontakt bleiben. In den Teams soll keine Hierarchie und auch kein Wettkampfdruck entstehen – die Devise lautet ja Kooperation, nicht Konkurrenz –, es können dennoch Rollen im Interesse der effektiveren Zusammenwirkung verteilt werden: diese ist die Funktion der ModeratorInnen<sup>9</sup> und der

---

<sup>5</sup> Working Out Loud = Observable Work + Narrating Your Work: „Observable Work [...] implies creating/modifying/storing your work in places that others can see“ „Narrating Your Work implies the act of journaling [...] what you are doing in an open way for those interested to find and follow.“ <https://thebryceswrite.com/2010/11/29/when-will-we-work-out-loud-soon/> (Stand: 29.04.2019)

<sup>6</sup> Stepper, John (2015): Working Out Loud: For a better career and life. New York: Ikigai Press.

<sup>7</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Working\\_out\\_loud](https://de.wikipedia.org/wiki/Working_out_loud) (Stand: 15.05.2019)

<sup>8</sup> Five Elements of Working Out Loud. <https://workingoutloud.com/en/about> (Stand: 29.04.2019)

<sup>9</sup> Der Moderator/die Moderatorin „kümmert sich um die Planung der Treffen und bereitet sie vor“ (Stepper 2019:6, PDF-Datei: Erste Schritte).

ZeitnehmerInnen.<sup>10</sup> Damit das Gleichgewicht im Team beibehalten wird, können die genannten Aufgaben auch abwechselnd von den einzelnen Mitgliedern übernommen werden.

Im Laufe der 3 Monate sollen nicht nur die jeweiligen individuell gesetzten Arbeitsziele verwirklicht, sondern auch die eigenen Arbeitsmethoden, Gewohnheiten und Fähigkeiten entwickelt und ggf. verändert werden. Dazu trägt nicht nur der intensive Austausch und die gegenseitige Unterstützung zwischen den Circle-Mitgliedern bei, sondern auch eine sichere und vertrauliche Atmosphäre, ein gründlich vorbereiteter, strukturierter Wochenlehrplan sowie kleine Extra-Aufgaben des Leitfadens, die zusätzlich zu den eigentlichen Arbeitsschritten erledigt werden sollen. Diese letzterwähnten, m.E. äußerst kreativ und bunt zusammengestellten Übungen, -tests und -spiele sorgen dafür, dass man motivierter und interessierter wird und zugleich Techniken zur Entspannung, Kontaktaufnahme und Bewältigung diverser Lebenssituationen und Probleme kennen lernt.

Ein zusätzlicher bedeutender Vorteil der Methode besteht darin, dass man die Möglichkeit hat, Anwendende auf der ganzen Welt zu kontaktieren und so das Wissenspotenzial des WOL-Netzwerkes auszuschöpfen.

Die Fragen, auf welche Weise sich die WOL-Methode für den universitären Unterricht einsetzen lässt und ob die Technik sich auf diesem spezifischen und vom Firmenalltag doch erheblich abweichenden Terrain bewährt, werden in den nächsten Kapiteln durch eigene Unterrichtserfahrungen beantwortet.

### **3 Die Erprobung der WOL-Methode**

Als empirisches Feld für die Erprobung der WOL-Methode dienten zwei Seminarstunden für Lehramtsstudierende zum linguistischen Kurs „Sprechproduktion und Rechtschreibung“ im Sommersemester 2018/2019. Die Teilnehmerzahl betrug in beiden Gruppen 15 Personen, je 12 weibliche und 3 männliche Studierende im zweiten Halbjahr ihres ersten Jahrganges. Die Zielsetzung der Seminare war phonetische-phonologische sowie orthographische Fachinhalte zu vermitteln und schwerpunktmäßig die Schlüsselkompetenzen Selbstständigkeit, Teamfähigkeit, und Zeitmanagement zu fördern.

Der thematische Aufbau der insgesamt 11 Kontaktstunden war festgelegt, der im Folgenden skizzierte und durch themenrelevante Anmerkungen ergänzte<sup>11</sup>

---

<sup>10</sup> Der Zeitnehmer/die Zeitnehmerin „trägt dazu bei, dass die Dinge während jeder Sitzung in Bewegung bleiben, indem er/[sie] innerhalb der Gruppe für das Gleichgewicht zwischen Aktion und Diskussion sorgt“ (Stepper 2019:6, PDF Datei: Erste Schritte).

Semesterplan wurde bereits in der ersten Sitzung in den betroffenen Gruppen bekannt gemacht.

- In der Einführungs- oder Vorbereitungsphase, insgesamt 3 Stunden, wurde die thematische Vorentlastung gewährleistet, indem die Studierenden als Hausübung einen einführenden linguistischen Fachtext<sup>12</sup> in der Muttersprache (Ungarisch) gelesen und dazu ein deutschsprachiges Leseprotokoll erstellt haben. Nach der darauffolgenden Besprechung der Tätigkeitsfelder der Disziplinen Phonetik und Phonologie sowie der Klärung der Grundbegriffe und -inhalte<sup>13</sup> kam es zur Vorstellung des methodischen Instruments, der WOL-Methode, und zur Bestimmung der Aufgaben und potentiellen Themenbereiche.  
Die Studierenden konnten aus der angebotenen Themenpalette<sup>14</sup> oder nach eigenen Überlegungen und Präferenzen ein einschlägiges Thema wählen, von dem sie bis zur definierten Abgabefrist ein WOL-Produkt (wissenschaftliches Essay,<sup>15</sup> WOL-Tagebuch oder kommentierte Stundenpläne) erstellen mussten. Als Arbeitsmethoden wurden Fachliteraturrecherchen (in den Fachbereichsbibliotheken der Universität, in der Bibliothek des Goethe Instituts und im Internet) und bei bestimmten Themen zusätzlich empirische Techniken (wie Interview, Fragebogenbefragung und Beobachtung) vorgeschlagen.  
Die Circles wurden thematisch organisiert, d.h. 3-4 Personen, deren Wahlprojekte Ähnlichkeiten vorwiesen, wurden jeweils einem Arbeitskreis zugeteilt.
- In der Hauptphase fanden 6 Stunden bzw. Circle-Sitzungen statt. Die jeweils 90-minütigen Seminarstunden wurden so aufgeteilt, dass in den ersten 30 Minuten erstmal eine gemeinsame Vorbesprechung und Klärung der aktuellen Aufgaben stattgefunden hat. In der zweiten halben Stunde

---

<sup>11</sup> Im Fokus des vorliegenden Aufsatzes stehen methodische Fragestellungen sowie die Förderung der Schlüsselkompetenzen, daher werden die sprachwissenschaftlichen Inhalte des Kurses nicht explizit dargestellt bzw. eingehend mitbehandelt.

<sup>12</sup> Kenesei, István (2004): *A nyelv és a nyelvek*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 65-76.

<sup>13</sup> Basierend auf dem bearbeiteten Buchkapitel sowie der im Vorsemester stattgefundenen, von allen Teilnehmenden absolvierten Vorlesung „Einführung in die Sprachwissenschaft“.

<sup>14</sup> Es wurden insgesamt 16 Themen (mit je empfohlenen Literaturangaben) vorgeschlagen, u.a. Phonetik als interdisziplinäre Wissenschaft; Bereiche und Regeln der Rechtschreibung; Die deutsche Sprache in ihrer gesprochenen Form; Standard(nahe) Aussprache im Deutschen; Stimmhygiene und Artikulation; Ausspracheprobleme ungarischer DaF-Lerner, Rechtschreibprobleme ungarischer DaF-Lerner; Musik im Phonetikunterricht, suprasegmentale Phonetik.

<sup>15</sup> In der Stunde auch „Mini-Abschlussarbeit“ genannt – diese Textsorte bietet den Vorteil, dass die Studierenden sich bereits im ersten Jahrgang im Bereich akademisches Schreiben (mit all seinen inhaltlichen und formalen Anforderungen) erproben.

haben sich die Circles zurückgezogen und im letzten Drittel des Seminars kam es zu den Statusberichten der Arbeitskreise sowie zur Beantwortung der aufgetauchten Fragen. Verglichen mit den Anleitungen des WOL-Leitfadens wurden sowohl die Anzahl als auch die Dauer der Sitzungen dem gegebenen zeitlichen Rahmen angepasst halbiert, der Ablauf und die Struktur der Arbeit folgten aber der Logik der in den offiziellen Instruktionen vorgeschlagenen Schritte. Zusätzlich zu den Funktionen Moderator/Moderatorin und Zeitnehmer/Zeitnehmerin wurde ein dritter Aufgabenbereich empfohlen, der des Protokollführenden. Da die Verteilung dieser Positionen nicht obligatorisch war, konnten die jeweiligen Circles selber entscheiden, ob sie den Vorschlag bei der Abwicklung der Treffen berücksichtigen.

In Bezug auf die Circle-Sitzungen wurden basierend auf dem Instruktionsleitfaden folgende – schwerpunktmäßig auf die einzelnen Wochenetappen festgelegte – Zielsetzungen formuliert:<sup>16</sup>

- a) die Teilnehmenden sollten sich kennen lernen, einander aufmerksam zuhören, ihre WOL-Ideen, Gedanken, Fragen und Probleme mit den anderen teilen,
- b) in kleinen Schritten, kontinuierlich und nach Plan arbeiten,
- c) die WOL-Tätigkeit zur Gewohnheit machen, sich im Laufe des Prozesses immer mehr öffnen und die Kontakte in der Gruppe weiter vertiefen,
- d) zielbewusster und systematischer vorgehen, assoziieren und weitere mögliche themenbezogene Möglichkeiten erwägen,
- e) Kritik äußern, reflektieren und die Ergebnisse gemeinsam feiern.<sup>17</sup>

Die WOL-Produkte mussten fristgerecht, spätestens in der Stunde der letzten Circle-Sitzung abgegeben werden.

- In der abschließenden Phase, d.h. in den letzten zwei Stunden des Halbjahres, wurden die Circle-Arbeit und die erstellten Produkte besprochen und bewertet. Anschließend fand eine Gesprächsrunde über die Erfahrungen des Halbjahres in pleno statt; die Studierenden erhielten die Möglichkeit, mündlich und schriftlich auf die Seminarstunde, hauptsächlich auf die WOL-Methode zu reflektieren.

Die Meinungen der Studierenden sowie die Konsequenzen und Resultate des WOL-Experiments werden im nächsten, abschließenden Punkt behandelt.

---

<sup>16</sup> Die hier skizzenhaft und segmentiert dargestellten, doch in der Realität sich überlappenden Zielsetzungen wurden basierend auf dem Leitfaden (Stepper 2019) in den Stunden eingehend behandelt.

<sup>17</sup> Stepper 2019: Circle Leitfaden.



#### 4 Auswertung der Erfahrungen: Reflexionen aus der Perspektive der Studierenden und der Lehrperson

Im Rahmen der Sitzungen wurden die Studierenden gebeten, auf die für alle neuartige Lern- bzw. Arbeitsmethode kritisch zu reflektieren, deren Vor- und Nachteile mit eigenen Worten zu beschreiben. Da sich Übereinstimmungen in den Rückmeldungen zeigten, werden die schriftlichen Meinungen<sup>18</sup> vier Kategorien zugeordnet zitiert:

- 1) **Teamwork, soziale Kontakte, persönliche Beziehungen:** „die Methode ist nützlich wegen dem Teamwork, man fühlt sich nicht allein“; „ich mache meine Aufgabe und konsultiere mit meiner kleinen Gruppe, ich habe die anderen lieb gewonnen und kann daher die nächste Stunde kaum abwarten“; „wir haben sogar eine Messenger-Gruppe erstellt, damit wir rund um die Uhr einander zur Verfügung stehen“; „unsere Gruppe ist super“.
- 2) **Gegenseitige Unterstützung (fachlich, sprachlich, psychisch), Motivation, Kreativität, Inspiration:** „ich forsche allein, aber die Mitglieder meiner Gruppe helfen mir, wenn ich ein Problem habe, und es geht auch umgekehrt“; „der Ideenaustausch innerhalb der Gruppe funktioniert wirklich, inspirierend“; „wir können einander gegenseitig helfen“; „motivierend, dass wir freie Hand bekommen, wir können kreativ sein“; „das Arbeitsklima ist angenehm, diese Methode motiviert mich, dass ich mich mit meinem Essay-Thema regelmäßig beschäftige“; „wir müssen aktiver sein, als normalerweise in einem Seminar“; „ich finde es interessant und effektiv, dass die Teilnehmer alle an ihren eigenen Projekten arbeiten, also ist jeder für seine Mühe und Fortschritte verantwortlich, trotzdem können die Kreismitglieder einander mit Ideen und Vorschlägen helfen“.
- 3) **Entspannte Atmosphäre, kein Stress, Freiheit (räumlich und thematisch):** „die Stimmung im Circle ist angenehm“; „es ist lockerer als andere Stunden, trotzdem machen wir die Aufgabe“; „die Arbeit ist stressfrei und interessant“; „diese Gruppenarbeit kann lustig und einfach sein, macht Spaß, entwickelt die Sprachkenntnisse“; „wir haben mehr Freiheit, wir sind nicht an einen Raum gebunden, wir können eigene Themen wählen“; „wir können frei und in unserem eigenen Tempo

---

<sup>18</sup> Die in den Stunden mündlich geäußerten Reflexionen stimmen grobenteils mit den schriftlichen überein. Die schriftlichen Meinungen werden wortwörtlich, allerdings, um den Fokus zu bewahren, grammatisch korrigiert zitiert (im Mittelpunkt des Kapitels steht ja nicht die Fehleranalyse der abgegebenen Zeilen, sondern die Darlegung der Ansichten der Studierenden).

arbeiten“; „ich habe das Gefühl, dass ich dieses Essay/Projekt nicht schreiben muss, sondern schreiben will“.

- 4) **Unsicherheit, das Fehlen von gewohnt exakten Instruktionen, kein gemeinsames Ziel:** „die Ziele sind zuerst nicht klar, es wäre gut, wenn wir Beispiele sehen könnten oder noch mehr Instruktionen bekämen“; „ich finde es nicht gut, dass die Mitglieder der Gruppe unterschiedliche Aufgaben bekommen, ich verstehe nicht, warum ich mit anderen Menschen meine Arbeit teilen soll, es würde nur Sinn machen, wenn wir ein gemeinsames Ziel hätten“.

Die überwiegende Mehrheit der Studierenden war von den Vorzügen der WOL-Methode überzeugt, empfand die Circle-Arbeit als rundum positives Erlebnis und konnte über günstige Entwicklungen an der eigenen Arbeitseinstellung und -technik berichten, dies bezog sich in erster Linie auf das systematische und planmäßige Voranschreiten. Viele haben angemerkt, dass sie Working-Out-Loud auch später als Lehrende gerne einsetzen würden, weil sich die Methode auch für Grundschul- und Gymnasialklassen perfekt eigne. Lediglich eine kleine Minderheit, insgesamt zwei Studierende haben sich eher negativ bzgl. der WOL-Tätigkeit geäußert, ein Teilnehmer meinte sogar, dass dieser methodische Rahmen ausschließlich im Arbeitsleben seinen Zweck erfülle und nicht für wissenschaftliche oder Unterrichtszwecke nützlich sei.

In Bezug auf die Schlüsselkompetenzen Selbstständigkeit, Teamfähigkeit, und Zeitmanagement, die schwerpunktmäßig gefördert werden sollten, kann ausgehend von der Interpretation der Meinungen eindeutig eine positive Tendenz festgestellt werden. In den Rückmeldungen wurde oft angesprochen, dass die Circle-Tätigkeit auf eigenen Entscheidungen basierend, dennoch ständig mit anderen kooperierend und planmäßig, systematisch verrichtet wurde. Zusätzlich zu den im Fokus stehenden Soft-Skills wurden weitere Kompetenzen in den Feedbacks erwähnt, die dank des WOL-Instruments entwickelt wurden, diese sind: Organisationsfähigkeit, Kommunikations- und Kritikfähigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Offenheit, Problemlösungskompetenz und Kreativität.

Aus der Perspektive der Lehrperson muss zu den Reflexionen der Studierenden hinzugefügt werden, dass die Teilnehmenden der betroffenen Gruppen in den Stunden eindeutig aktiver, ambitionierter, motivierter und „lebendiger“ (inter)agiert haben und sich, verglichen mit anderen Seminarstunden, entspannter und mutiger zu den gemeinsam besprochenen Fragestellungen, Aufgaben und Programmpunkten geäußert haben. Die entstandene ungezwungene Atmosphäre hat gewiss auch mit der Tatsache zu tun, dass die Rolle und das Verhalten des Seminarleiters/der Seminarleiterin sich der WOL-Methode anpassen muss, d.h. die Lehrkraft bewusst eine, das

Unterrichtsgeschehen moderierende, lenkende, fachlichen Beistand leistende Funktion erfüllt und nicht, wie in traditionellen Schulsituationen, eine hierarchisch klar definierte, höhergestellte Position innehat. Die dafür notwendige Einstellungsänderung, resp. diese spezifische Rolle mag für die Lehrkraft ungewohnt erscheinen, doch bestätigen meine Erfahrungen, dass die Studierenden grundsätzlich positiv auf Lehrsituationen reagieren, in denen sie Entscheidungen und Verantwortung übernehmen können. Das untermauern m.E. auch die Tatsachen, dass die WOL-Produkte, in großer Mehrheit Essays, in beiden betroffenen Seminargruppen ohne Ausnahme fristgerecht eingereicht wurden sowie die inhaltliche, sprachliche und formale Qualität der entstandenen Werke mit vergleichbaren schriftlichen Produkten des ersten Jahrganges überraschend anspruchsvoll war.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich die Working-Out-Loud-Methode ins methodische Instrumentarium des universitären Unterrichts integrieren und in bestimmten Seminarsitzungen erfolgreich einsetzen lässt. Es ist allerdings von Fall zu Fall zu erwägen, ob und auf welche Weise, ferner mit welchen notwendigen Ergänzungen und Modifizierungen, die jeweilige Thematik sowie die Zielsetzungen der konkreten Stunde sich mit den Spezifika der WOL-Vorgehensweise vereinbaren lassen. Trotz des in der Einleitung angesprochenen erwünschten Paradigmenwechsels und der spürbaren Ökonomisierung der Hochschulbildung müssen ja die zum Unterrichtskanon gehörenden Inhalte auch im Kontext des Spannungsverhältnisses zwischen Wissenschaft und Finanzen vermittelt werden.

## 5 Quellen

- Selent, Petra (2002): Schlüsselqualifikationen im Kontext der Hochschulreform. In: Journal Hochschuldidaktik 13/1: 4-6. [[http://www.zhb.tu-dortmund.de/hd/journal-hd/2002/journal\\_hd\\_2002\\_1.pdf](http://www.zhb.tu-dortmund.de/hd/journal-hd/2002/journal_hd_2002_1.pdf)] (Stand: 29.04.2019).  
<http://dx.doi.org/10.17877/DE290R-9011>
- Stepper, John (2019): Working out loud. <https://workingoutloud.com/de/circle-guides> (Stand: 29.04.2019).
- Walia, Anabel (2019): Die Einstellung macht's: 5 Kompetenzen, die man im Studium nicht erwirbt. <https://www.linkedin.com/pulse/die-einstellung-machts-5-kompetenzen-man-im-studium-nicht-walia/> (Stand: 29.04.2019).

**Péter Ács / Zsófia Domsa (Budapest):**

## **Einige Bemerkungen über den norwegischen Dynna-Runenstein**

### **1 Einführung**

Ziel der vorliegenden Studie ist die Vorstellung dessen, wie ein skandinavisches Runendenkmal die Nachwelt über den in Norwegen ablaufenden Glaubenswechsel informiert. Diese Frage wurde in erster Linie aus kulturhistorischem Gesichtspunkt untersucht, mit Rücksicht auf die sozialen, sowie auf die Aspekte der bildenden Kunst. Das konkrete Beispiel ist der Dynna-Stein, der in der Online-Datenbank des skandinavischen Runenkorporus RUNDATA (Samnordisk runtextdatabas) unter der Nummer N 68 registriert wurde. Es wurde versucht, durch die in Verbindung mit dem Runenstein formulierten Fragen die Kenntnisse über die Übergangsperiode zu nuancieren.

Das behandelte Runendenkmal ist ein etwa drei Meter hoher, hellroter Stein aus Sandstein, auf dessen schmaler Seite ein Runentext, und auf der breiteren Seite eine bildliche Darstellung zu sehen sind. Die Datierung des Runensteines fällt auf die Periode zwischen 1025-1050. Der ursprüngliche Fundort war im norwegischen Oppland Komitat, im Pfarrbezirk Gran, in der Siedlung Dynna.

Der Dynna-Stein wird als Beispiel und als Gegenbeispiel für all das, was man über das Zeitalter der Begegnung des alten und des neuen Glaubens weiß. In der vorliegenden Studie wird also zuerst die Konvertierung zum Christentum im allgemeinen behandelt, dann werden die aufgrund der Verzierung und der Runeninschrift des Dynna-Steines relevanten Aspekte untersucht, somit die Gesichtspunkte des Brückenbaus, der Aufstellung des Runensteines, der Christus-Darstellung und der Geschlechterrollen, sowie wird auch der sprachgeschichtliche und literarische Kontext dieses eigenartigen Denkmals aus dem Zeitalter der Wikinger behandelt.

### **2 Die Begegnung des Christentums und der alten Religion**

Als kanonisierter Beginn des Zeitalters der Wikinger gilt das Ende des 8. Jahrhunderts: der 8. Juni 793, die Plünderung des Klosters von Lindisfarne. Das Zeitalter wird am Ende des 11. Jahrhunderts mit der Verbreitung des Christentums geschlossen, die zwar mit keinem genauen Datum verbunden werden kann, jedoch das Jahr 1066 kann als Jahr der Schlacht von Stamford Bridge und Hastings als Abschluss betrachtet werden. Im Werk von Alnæs (1996: 6) mit dem Titel Die Geschichte von Norwegen wird jedoch das Ende des Zeitalters der Wikinger früher, auf ca. 1050 datiert. Im entscheidenden Teil

dieses turbulenten Zeitalters bekehrten sich die Skandinavier noch nicht zum Christentum, obwohl sie auf verschiedener Weise bereits sehr früh mit den Christen in Kontakt gerieten. „Der neue Glaube hat sich jedoch nicht allzu schnell verbreitet. Am Beginn des Zeitalters der Wikinger um 800 war der Norden größtenteils heidnisch. Es dauerte 150 Jahre, bis das Christentum sich in Dänemark verbreitet hat, und weitere 200 Jahre, bis es auch Island und Norwegen erobert hat, sowie dauerte es weitere 300 Jahre bis auch Schweden sich zum Christentum bekehrt hat.“ (Brønsted 1983: 272). Offiziell bekehrte sich zuerst Dänemark zum Christentum um 965, dann Norwegen am Anfang des 11. Jahrhunderts, und Schweden etwas später gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Die Herrscher der nördlichen Staaten haben das Konvertieren auf das Christentum zur Verstärkung der königlichen Macht benutzt (Roesdahl 2007: 194 – 195), die neue Religion hat sich jedoch nicht nur in den oberen sozialen Schichten verbreitet. Unter anderem in Schweden weist die Zahl der die christliche Weltauffassung widerspiegelnden Runensteine darauf hin, dass das einfache Volk sich nicht auf den königlichen Befehl zum Christentum bekehrt hat. Im Späteren wird der Konvertierungsprozess in Norwegen ausführlich behandelt.

Wichtig ist zu betonen, dass das Christentum als missionierende Religion gilt, im Gegensatz zum skandinavischen Glauben, der von den Christen als heidnisch betrachtet wurde. Es muss noch hinzugefügt werden, dass das Christentum zu dieser Zeit noch lange nicht einheitlich war: weder Rom, noch Konstantinopel waren in einer Monopollage. Hinsichtlich Skandinaviens hatte auch eine Bedeutung, ob England, Frankreich, Kiew, Polen oder das Erzbistum Hamburg-Bremen im Leben des jeweiligen skandinavischen Herrschers eine Rolle gespielt hat, welcher Herrscher sich im Interesse der Verstärkung seiner Macht zum Christentum bekehrt, bzw. das Christentum verbreitet hat. Aus dieser Sicht kann man über einen Machtwechsel sprechen: über den Gegensatz einer neuen, *feudalistischen* königlichen Macht und der traditionellen Macht der Stämme und Geschlechter. (Steinsland 2011: 39) Deshalb stand nicht der leidende, sich aufopfernde Christus, sondern der siegesreiche weiße Christus, der *Kvite-Krist* im Vordergrund, worauf in Verbindung mit dem Dynna-Stein noch Bezug genommen wird. In der tatsächlichen Verbreitung des Christentums konnte eine Rolle spielen, dass „die alte Religion geduldig war, viele Götter kannte und auch neue Götter akzeptiert hat.“ (Roesdahl 2007: 197) Der alte Glaube stützte sich nicht auf Dogmen, sondern auf das pragmatische Verhältnis der Menschen zu den Göttern, und hat nicht ausgeschlossen, dass auch die Kraft von anderen Göttern zur Hilfe gerufen werde. Im Laufe der Feldzüge und der Handelsreisen haben viele Wikinger das Christentum kennengelernt, und im Zeitpunkt der offiziellen Konvertierung war die Bevölkerung teilweise bereits christlich. Die im Ausland getauften Wikinger haben sich im Interesse eines guten Geschäftes, oder eines günstigen Bündnisses sogar mehrmals zum Christentum bekehrt, sie

haben ein weißes Kleid getragen (*i hvítavaðum*), oder das Zeichen des Kreuzes (*prima signatio*) erhalten. (Hoftun 200: 327)

Das Christentum konnte für die damaligen Menschen wegen vielen Gründen reizvoll sein. „Das Christentum war vor allem eine siegreiche Religion. Gott und Christus galten als starke, gute Helfer, was man in den prachtvollen Kirchen im Ausland auf den Gemälden sehen konnte, welche den siegreichen Christus dargestellt haben.“ (Roesdahl 2007: 211) Als die Missionare die heidnischen Tempel und Götzen niedergerissen haben, dann haben die Götter der alten Religion nicht geholfen. Statt der vielen sich als machtlos erweisenden Götter musste man einen Gott verehren. Statt der nicht einheitlichen Vorstellung über das Jenseits versprach das Christentum den Eintritt ins Paradies, dessen Bedingung die richtige Lebensweise und nicht die Opferung darstellt.

Auf die schriftlichen Dokumente über die heidnische Religion der Skandinavien trifft im Allgemeinen zu, dass diese Berichte nicht von den heidnischen Skandinaviern, sondern von römischen Historikern, von Christen, von arabischen Reisenden geschrieben wurden. Die Anthologie der mythologischen Gedichte, die *Lieder-Edda* wurde im 13. Jahrhundert aufgezeichnet, und das Poesie-Lehrbuch von Snorri (*Prosa-Edda*) entstand um 1200, also 200 Jahre nach der Konvertierung zum Christentum. „Also das Bild über die Religion der Skandinavien vor dem Christentum stützt sich auf Informationen, welche aus verschiedenen Perioden und von vielen Orten stammen, und wurden von Menschen aufgezeichnet, die einen völlig verschiedenen religiösen Hintergrund hatten.“ (Roesdahl 2007: 196)

Die kulturhistorische Bedeutung der Funde, somit die der skandinavischen Runendenkmäler erhöht, dass diese tatsächlich im Zeitalter entstanden sind, auf welches sie hinweisen, sie gelten also als Zeitdokumente. Mangels einer Gebrauchsanweisung oder einer genauen Rahmenhandlung bleibt jedoch auch dieses reiche Schriftmaterial stumm, da es sich meistens nicht um mit Kommunikationsziel verfasste kurze Texte handelt, sondern um die Beschreibung, um die schriftliche Festhaltung von einem Ereignis. Auf den grundlegenden Unterschied bezüglich der kommunikativen Absicht werden wir in Verbindung mit dem größeren Jelling-Stein noch zurückkehren. Mangels eines Kontextes kann man auf die Bedeutung des Großteils des reichen Runensteinkorpus, somit auch auf die Funktion und auf die Bedeutung der einzelnen Runensteine nur folgern.

Im Zusammenhang mit der Religion und der Runensteine kann behauptet werden, dass die Götter der heidnischen Religion im Runenkorpus kaum erwähnt werden, die christlichen Symbole können jedoch auf einigen Gebieten, so in Schweden um 1000 gut dokumentiert werden. Innerhalb der Runenbefunde mit einer Bild- oder Textverbindung stellen die Darstellungen eine Sondergruppe dar, welche die christlichen und die heidnischen Symbole miteinander verbinden, wie auch der norwegische Dynna-Stein.

Die Hauptfrage in Verbindung mit diesem besonderen Runenstein ist das Verhältnis zum Christentum. Es kann nämlich nicht eindeutig entschieden werden, wie der Stein sich zur alten und zur neuen Religion verhält. Die Aufstellung des Runensteines steht mit der alten Religion in Verbindung, folgt also einer heidnischen Sitte, jedoch das auf dem Stein dargestellte Bild mit den drei Königen und dem Jesulein verwendet christliche Symbole. Es ist nicht eindeutig, ob die alte Religion als besiegt oder als nebengeordnet betrachtet wird, bzw. ob diese Frage in dieser Form überhaupt gestellt werden sollte. Eine weitere Frage ist, warum wohl der Besteller des Steines nicht nur ein Kreuz auf den Stein eingravieren ließ, wie es in diesem Zeitalter üblich war? Warum haben der Auftraggeber oder eben der Steinmetz ein kompliziertes und ungewöhnliches Motiv gewählt? Eine weitere Frage wäre, ob es von Bedeutung ist, ob eine Frau oder ein Mann den Runenstein aufgestellt hat, sowie, welche Taten und welche menschliche Eigenschaften auf dem Stein dargestellt wurden. Zu welcher sozialen Schicht gehörte der Auftraggeber des Steines und was wollte er mit dem Text und mit der Darstellung auf dem Stein seinem eigenen Zeitalter, sowie der Nachwelt mitteilen. Aus dem Gesichtspunkt der Religionsgeschichte wäre auch die Frage relevant, in wieweit dieser Runenstein als ein außergewöhnlicher Fund betrachtet werden kann, und welche allgemeine Folgerungen man aufgrund des Runensteines über die Weltanschauung des Zeitalters feststellen kann. Diese Fragen sind auch dann gültig, wenn die Dilemmas in Verbindung mit dem Stein teilweise unauflösbar sind, aber die Forschung und die Untersuchung der Quellen können zum Verständnis der Menschen im betroffenen Zeitalter beitragen.

### **3 Der Dynna-Stein aus Hadeland**

Wie erwähnt, kann der untersuchte Runenstein auf den Anfang der 1000-er Jahre, genauer auf ca. 1040 datiert werden. Das bedeutet zugleich, dass der Dynna-Stein auf dem inneren, kontinentalen Teil von Norwegen das Andenken an die Konvertierung zum Christentum bewahrt. Auf dem reich verzierten Stein sind unter anderem der Stern von Bethlehem, das Jesuskind sowie der Besuch der drei Könige dargestellt. Die Verzierung zeigt Elemente des für das späte Wikingerzeitalter charakteristischen Ringerike-Stils. Das Material des Steines ist roter Sandstein aus Ringerike. Der Stein ist 2,8 m hoch mit einer unteren Breite von 0,5 m, die obere Breite beträgt jedoch nur 15 cm, und stand ursprünglich auf dem Hügelgrab auf dem Gehöft Nordre Dynna in Gran in Hadeland, wo nach altem Brauch die Familienmitglieder begraben wurden.

Der Dynna-Stein hatte ein abwechslungsreiches Schicksal. Zuerst wurde der Stein 1643 in der Sammlung *Monumenta Danica* des dänischen Ole Worm erwähnt, der Stein wurde 1700 auf dem Gehöft als Leckstein für die Haustiere, oder auch als einfacher Schwellenstein benutzt. Die erste detaillierte Zeichnung

übe den Stein wurde 1797 erstellt, Martin Friedrich Arendt beschäftigte sich zuerst im Jahre 1802 mit dem Stein aus dem Gesichtspunkt des Denkmalschutzes. Am Anfang der 1800er Jahre wurde der Stein auf einem das Dynna-Gehöft darstellenden Gemälde vermutlich an seinem ursprünglichen Ort, auf einem der zum Gehöft gehörenden zwei großen Hügel abgebildet. Das Gemälde stammt von Peter Andreas Brandt, auf dessen Bitte der Stein provisorisch an seinem ursprünglichen Ort aufgestellt wurde. Auf dem Gemälde wurden beide Hügelgräber auf dem Gehöft dargestellt. Die Geschichte des oben etwas dünnen und deshalb oft umfallenden Steines mit einer besonderen Form wurde zuerst vom Archäologen Nicolay Nicolaysen in der Sammlung *Norske Fornlevninger* beschrieben (Nicolaysen 1862-66). Nicolaysen berichtet auch darüber, dass der berühmte norwegische romantische Dichter Henrik Wergeland 1840 auf den Stein aufmerksam wurde, der umgefallen, von Wildrosen umgeschlungen auf der zum Gehöft gehörenden Wiese lag. Im Jahre 1879 hat ihn schließlich der Kreisarzt gekauft, und für die Archäologische Sammlung der Universität von Oslo (Universitetets Oldsaksamling) geschenkt. Der Stein ist gegenwärtig im Historischen Museum von Oslo (Historisk Museum, Oslo) in der mittelalterlichen Sammlung ausgestellt. Kopien vom Stein sind sogar in zwei Museen zu besichtigen, im Freilichtmuseum von Hadeland sowie im Norwegischen Museum der Straßengeschichte, wozu der Anlass das im Runentext auf dem Stein erwähnte Motiv des Brückenbaus war.

Der Steinblock selbst wurde aus der ca. 80 km von Gran südlich liegenden Gegend von Tyrifjord auf das Gehöft gebracht, vermutlich im Winter mit einem Schlitten. Auch die Form des Steines ist eigenartig, denn die schmale Spitze des Steines biegt etwas zurück, die Spitze ist abgeschlagen, als würde sich der Stein selbst in Trauer beugen (Rask 1996: 25). Der norwegische Linguist, Runologe, Magnus Olsen – er hat die norwegischen Runen transkribiert – meint, dass die Form des Steines (djupr – lässt Tränen fallen) mit den altnordischen Gedenkgedichten ("Drápa") in Verbindung gebracht werden kann. (Steinsland 2011:45)

Die Runeninschrift auf dem Stein kann auf der schmalen Seite des Steines gelesen werden. Die Runenzeichen werden in der Interpretation von Magnus Olsen (1941) angegeben:



× YNHNOR × YIRPI × BRN × ÞRIRIYN↑N1IR × IF1IR1NRIBI ×  
 1N1NR × NIT† × INN†HYIR\*††IR41 × †\*††††††††

× kunuur × kirpi × bru × þrirkstutir × iftirosripi × tutur × sina ×  
 suuasmrhanarst × oþapalanti

Gunnvôr gerði brú, Þrýðríks dóttir, eptir Ástríði, dóttur sína. Sú var mæð  
 hõnnurst á Haðalandi

In norwegischer Sprache: "Gunnvor gjorde bro, Trydriks datter, etter Astrid, sin datter. Hun var hendigste mø på Hadeland."

In deutscher Übersetzung: Gunnvör, die Tochter von Trydrik hat die Brücke zum Andenken ihrer verstorbenen Tochter Astrid bauen lassen. Sie war in Hadeland die geschickteste Jungfrau.<sup>1</sup>

Aus dem Gesichtspunkt der Runologie soll bemerkt werden, dass die Runenzeichen das skandinavische Runen-Alphabet der Epoche mit 16 Runen darstellen, wobei sowohl die sogenannten dänischen oder allgemeinen, bzw. die langzweigigen, als auch die sogenannten schwedisch-norwegischen, bzw. kurzweiligen Runenzeichen abgebildet werden. Das bedeutet einerseits, dass der Runenschnitzer in beiden Runenalphabeten bewandert war, und andererseits, dass der Meister diese Technik – da die beiden Runenreihen auch in einer jeweiligen Zeile vermischt werden – zu Bildungszwecken verwendet hat.

Die Inschrift stammt vom Ende des 10. Jahrhunderts, oder vom Anfang des 11. Jahrhunderts, für die Bilddarstellung charakteristischen Ringerike-Stil findet man jedoch vor 1025 kaum Beispiele, obwohl die Verbreitung dieses Stils ab 980 datiert wird (Fuglesang 1992: 182, Spurkland 2005: 105f.). Brønsted (1983: 195) datiert die Ringerike-Gruppe der Runensteine – bei der Behandlung der Verzierungskunst der Wikingerzeit – auf das 11. Jahrhundert. Daher kann vermutet werden, dass die Inschrift und die bildliche Darstellung nicht zur gleichen Zeit entstanden sind, also der Runentext älter als die bildliche Darstellung ist.

Es wäre interessant zu wissen, wer der Runenritzer war und wessen Arbeit die Verzierung des Runensteines sein konnte. Leider haben die Runenritzer in Dänemark, in Norwegen, bzw. in Süd-Schweden zu ihrer Arbeit nur selten ihren Namen gegeben (Rask 1996:158), und das war auch im Falle des Dynna-Steines so. In der Wikingerzeit gab es nur wenige Runenmeister, die zweifellos "Fachmänner" waren, die Nachfrage nach ihrer Arbeit war also sicherlich groß. Auf einem großen Gebiet ergab sich die relative Übereinstimmung der Schreibweise, die zu einer Art Runen-Koine führen konnte. „Kaum kann jedoch

<sup>1</sup> Die Runenschrift des Dynna-Steines ist unter folgender Adresse zu sehen: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/fd/Dynnasteinen\\_runer.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/fd/Dynnasteinen_runer.jpg) (Quelle: commons.wikimedia.org)

eine Institution, ein Stamm, ein Land, eine 'königliche' Macht genannt werden, welche das 'eingeführt' hätte." (Voigt 2016:22).

Im zweiten Satz der Inschrift ist eine Alliteration des "h" Lautes zu beobachten, der eine halbe Zeile darstellt: *Sú var mæR hōnnurst /á Haðalandi*. (Düwel 1982: 82, Seip 1955: 40), und den Klang des Textes besonders schön macht. Es handelt sich um einen sog. "fornyrðislag", um eine Zeile mit altem Maß, welche ein Grundmetrum – unter anderem – von der *Lieder-Edda* ist. Die im Text vorkommende Alliteration wird im Späteren noch behandelt. In der altnordischen Literatur hängt die Anwendung der Alliteration mit der Betonung der Worte zusammen, welche den zu vermittelnden Inhalt ausdrücken.

In Verbindung mit dem Runentext erhielt somit die Auslegung eines Wortes eine besondere Aufmerksamkeit, es handelt sich um das altnorwegische (norrön) Attribut *hōnnurst* 'fähigste', das auf eine Art Fingerfertigkeit hinweisen kann, nämlich auf eine der beliebtesten Tätigkeiten der skandinavischen Frauen, auf die Stickerei. Manche Forscher meinen, dass das Runensteinmuster eventuell auf Web- oder Stickmuster zurückzuführen ist (Strömbäck 1970: 8). Eine Variante des Wortes findet man im *Anderen Gudrunen-Lied* in der *Lieder-Edda*, wo im Text diese Freizeitbeschäftigung der Frauen hervorgehoben wird. Zwei Gedichtstrophen sind für uns wichtig, die 14. und die 15. Strophe. Zuerst der Text in Norrönisch:

13-14.

Sat ek með Þóru  
sjau misseri,  
dætr Hákonar  
í Danmörku;  
hon mér at gamni  
gullbókaði  
sali suðræna  
ok svani danska.

15.

Hafðu vit á skriftum  
þat er skatar léku,  
ok á hannyrðum  
hilmis þegna,  
randir rauðar,  
rekka Húna,  
hjördrótt, hjalmdrótt,  
hilmis fylgju.

In deutscher Übersetzung (in der Übersetzung von Karl Simrock):

- 13 Ich fuhr aus dem Forst; nach der fünften Nacht (p.4,5. in der Originalhandschrift)  
Naht ich den hohen Hallen Alfs.  
Sieben Halbjahre saß ich bei Thora,  
"Hakons Maid in Dänemark.
- 14 In Gold stickte sie mich zu zerstreuen  
In Südlandsälen dänische Wikinge.
- 15 Wir bildeten künstlich der Krieger Spiele,  
Die Helden der Herrscher in Handgewirke;  
Rote Ränder, Recken des Hunnenlands,  
Mit Helm und Harnisch der Herrscher Geleit.

Im Lied berichtet Gudrun in einem langen Monolog darüber, dass sie nach dem Tod von Sigurd drei und ein halbes Jahr lang in Dänemark bei Thora, bei der Tochter des heidnischen Jarls Haakon war, wo sie die Zeit mit Stickerei verbracht haben. Auf der Stickerei wurden Schlachten und königliche Ritter dargestellt. Strömbäck (op. cit.) vermutet, dass *Das zweite Gudrun-Lied*, trotz dessen vollständig heidnischen Inhaltes, ungefähr in der gleichen Periode wie der Dynna-Stein entstanden ist.

Die zwei Frauennamen auf dem Dynna-Stein – Gunnvor und Astrid – waren oft verwendete Namen und geben keinen Anhaltspunkt auf die Familie, oder auf die Sippe, es kann jedoch vermutet werden, dass die für ihre Tochter ein Denkmal setzende Gunnvor verwitwet wurde, und den Stein deshalb nicht mit ihrem Mann zusammen aufgestellt hatte. Es kann ebenfalls vermutet werden, dass es sich um eine wohlhabende Frau handelt, da die Lieferung des Runensteines, sowie das Runenritzen sehr aufwändig waren.

Im Text der aus dem ähnlichen Zeitalter stammenden Runensteinen, in welchen verstorbene Familienmitglieder erwähnt werden, ist ein wiederkehrendes Element, dass der Stein von X zum Andenken von Y aufgestellt wurde. Die Runeninschriften bewahren also sowohl das Andenken der verstorbenen, als auch der trauernden Person. Auf christlichen Einfluss wird in den Texten oft auch das Wort "Seele" angegeben. Mit dem Gedenkstein oder mit der Brücke wird auch an das Seelenheil der verstorbenen Person gedacht. Auf dem Dynna-Stein wird jedoch nicht die Seele von Astrid, sondern ihre Fingerfertigkeit erwähnt. Die Alliteration hinsichtlich des die besondere Fähigkeit verewigenden Attributes weist auf den Entstehungsort des Steines im norwegischen Komitat Hadeland hin. Es stellt sich die Frage, warum die Verstorbene mit einem besonderen Attribut charakterisiert werden musste. Wird Hadeland erwähnt, damit auch ein mit dem Buchstaben "h" beginnendes Wort

im Text angegeben wird? Oder war die Betonung des ausgezeichneten Charakters der Verstorbenen wichtiger? Vielleicht, weil ihre Tugend, ihre Fingerfertigkeit bezweifelt werden konnten? Überlegenswert ist, ob der Runentext absichtlich oder zufällig so formuliert, wie die anderen Inschriften des erhalten gebliebenen Runenkopus. In anderen Quellen ist nämlich auch das Wort "Seele" im Text zu finden. Der Brückenbau und die Aufstellung der Runensteine erfolgen für den Seelenfrieden. Das Wort "Seele" wird hier jedoch nicht angegeben, der christliche Charakter des Textes wird deshalb nur durch den Kontext der anderen Runensteine vermittelt. Wenn der Dynna-Stein getrennt untersucht wird, dann ist ersichtlich, dass der Text selbst keinen nachweisbaren christlichen Inhalt hat. Eine weitere Frage ist, ob die Fingerfertigkeit des Mädchens aus dem Gesichtspunkt des Christentums als wichtig betrachtet werden kann, oder unabhängig davon? Handelt es sich dabei um einen Sonderfall, dass eine Frau zu Ehren einer anderen Frau einen Stein aufstellt?

Wenn man das skandinavische Runenkopus untersucht, ist ersichtlich, dass es sich um keinen Einzelfall aus dem letzteren Gesichtspunkt handelt. Neben dem Dynna-Stein sind noch an zahlreichen Orten aufgestellte Steine erhalten geblieben. In Schweden sind zum Beispiel aus der Umgebung des Mälarsees 1300 ähnliche Runensteine bekannt. Obwohl ein Denkmal dem Verstorbenen dem alten Brauch entsprechend gestellt wird, zeugen die auf den Steinen vorkommenden Gebete und das oft verwendete Kreuzmotiv, sowie die Erwähnung der Glückseligkeit der Seele von der Verbreitung des Christentums. Für die heidnische Weltanschauung zählte vor allem das Andenken der Verstorbenen. Dessen Relevanz kann am besten mit den bekannten Zeilen aus *der Lieder-Edda, Hávamál, d.h. die Sprüche des Hohen* nachgewiesen werden. In der Übersetzung von Karl Simrock:

75 Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,  
Endlich stirbt man selbst;  
Doch nimmer mag ihm der Nachruhm sterben,  
Welcher sich guten gewann.

76 Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,  
Endlich stirbt man selbst;  
Doch eines weiß ich, daß immer bleibt:  
Das Urteil über den Toten.

#### **4 Der Brückenbau**

Auf 39% der aus dem erwähnten Gebiet in Schweden stammenden Runensteine sind auch Frauennamen zu finden (Gräslund 2003:490), und auf 55% der im

Laufe des 11. Jahrhunderts entstandenen, einen Brückenbau erwähnenden Steinen sind Frauennamen zu lesen. Daraus lässt sich ableiten, dass die Frauen hinsichtlich der allgemeinen Verbreitung des Christentums im praktischen Sinne eine wichtigere Rolle erfüllt haben, als das aus den Chroniken vermutet werden kann, da diese auf die Bekehrungsversuche der Könige konzentrieren.

Der auf dem Dynna-Stein erwähnte Brückenbau scheint auf den ersten Blick als eine metaphorische Nachricht zu sein, womit angedeutet wird, dass die Brücke benötigt wird, damit die Seele ins Jenseits gelangen kann. Die antike Bezeichnung *pontifex maximus*, also der höchste Priester hat auch die Bedeutung vom Brückenbauer, das Wort bezeichnet also einen religiösen Anführer, der eine Brücke jenseits der konkreten Welt zwischen den Sterblichen und den Göttern baut. Bevor der Untersuchung des übertragenen Sinnes und der mythologischen Bezüge des Brückenbaus sei bemerkt, dass der Brückenbau in Verbindung mit der Verbreitung des Christentums auch aus praktischen Gründen wichtig war. Die Kirche hat nämlich damals den Brückenbau unterstützt, um dadurch den Weg der christlichen Missionare auf dem ziemlich wilden, morastigen und sumpfigen skandinavischen Gebiet zu erleichtern, sowie, damit die Gläubigen die Kirchen erreichen können, welche damals ziemlich weit voneinander waren. Der Brückenbau galt also in der damaligen kirchlichen Auffassung als fromme gemeinnützige Arbeit. Neben den Almosen und den Pilgerfahrten konnte man auch durch den Brückenbau die Vergebung erlangen, sowie die Zeit im Purgatorium verkürzen. Es muss auch hinzugefügt werden, dass der Ausdruck „Brücke“ sich im Allgemeinen auf alle Wege bezogen hat, welche durch die schlecht begehbare skandinavische Gegend führten, in Verbindung mit dem auch auf den Runensteinen aus dem 11. Jahrhundert erwähnten Brückenbau braucht man nicht ausdrücklich nur auf eine die beiden Ufer verbindende Brücke zu denken. Der auf dem Dynna-Stein dargestellte Brückenbau wirft auch hinsichtlich des konkreten Straßenbaus Fragen auf, da der Stein aufgrund des archäologischen Konsenses ursprünglich auf einem Grabhügel, und nicht neben einer Brücke oder einem Weg stand. Dieser Widerspruch weist darauf hin, dass der Stein von seinem ursprünglichen Ort weggebracht wurde, und der Text und das Bild eventuell nicht gleichzeitig auf den Stein dargestellt wurden, was auch die bedeutende Abweichung zwischen der Inschrift und der Darstellung bestätigt.

Neben der praktischen Erklärung des Begriffs des Brückenbaus soll auch die zusätzliche Bedeutung der Brücke erwähnt werden, die als Nachweis sowohl der heidnischen, als auch der christlichen Bindung darstellen kann. Das Motiv der Brücke im Jenseits findet man in den alten Mythologien, so auch in der skandinavischen Mythologie. Die *Bifröst*-Brücke verbindet das Reich der Götter mit der Welt der Menschen, und die *Gjallarbrú*-Brücke führt ins Jenseits, ins Reich von Hel. Snorri Sturluson berichtet im Kapitel *Gylfaginning* der *Prosa-Edda* darüber, dass Hermóðr zu Pferd die *Gjallarbrú*-Brücke überquerte, welche

mit Gold überzogen war. Das Ziel der Reise von Hermóðr Hel war, Baldur ins Jenseits zurückzubringen. Die Brücke wird von einer Frau namens Móðguðr bewacht, die den tapferen Hermóðr, den Sohn von Oðinn nach seinem Namen und nach seiner Familie fragt. Die Frau berichtet auch darüber, dass tote Männer in fünf Gruppen am vorigen Tag über die Brücke galoppierten, Hermóðr schien jedoch nicht so blass zu sein. Sie erklärt auch, dass sie sah, wie Baldur die Brücke überquerte. Auch Saxo Grammaticus erwähnt eine ähnliche, mit Gold überzogene, ins Jenseits führende Brücke im achten Band von *Gesta Danorum*. In den Forschungen über die symbolische Bedeutung der Brücke wird auch betont, dass die Überquerung der Brücke in der Kosmologie des heidnischen Zeitalters auch einen Grenzübertritt bedeutet, womit auch die Grenze zwischen zwei Welten oder zwischen zwei sozialen Schichten gemeint werden kann. (Lund 2005: 118)

In Verbindung mit den mythologischen Brücken ist interessant, dass beide in der *Lieder-Edda* erwähnten Brücken, die Gjöll und die Bifröst mit dem Lärm verbunden sind: die Brücke kracht (gjallar), wenn man sie überquert, weil sie den geräuschvollen, lauten Bach (Gjöll) überspannt. Der Hüter von Bifröst, Heimdallr, warnt die Götter mit Hilfe des Gjallarhorn Hornes, als Ásgarðr angegriffen wird.

Auch im Text des eigenartigen Meisterwerkes der mittelalterlichen norwegischen Visionsdichtung *Draumkvedet* findet man Hinweise auf das Überqueren der Brücke. Die aus der heidnischen Mythologie übernommene Gjallarbrú-Brücke liegt an der Grenze des Purgatoriums und mythologische Tiere erschweren das Überqueren der Brücke.

„Wie selig ist, wer im Erdenleben  
Den Armen Korn gereicht!  
Ihm kann nicht drohen  
Das scharfe Horn des Stieres,  
Wenn er die Gjallarbrücke  
überschreiten muss.“

Am Beispiel des Dynna-Steines konnte der Brückenbau dazu beitragen, dass die Seele des verstorbenen Mädchens leichter ins Jenseits gelangt, obwohl auf dem Stein aus irgendeinem Grund nur angegeben wurde, dass die Brücke als Andenken von Astrid gebaut wurde, ihr Seelenheil wurde nicht erwähnt. Es ist interessant, dass das Brückenmotiv unmittelbar in der Periode der Aufnahme des Christentums in Norwegen nur auf einem Runendenkmal, auf dem Eik-Stein in Rogaland dargestellt wurde, während im benachbarten Schweden auf 120 Runeninschriften ein diesbezüglicher Hinweis zu finden ist (Steinsland 2012: 133). An dieser Stelle sei auch bemerkt, dass das Wort Seele auf der Inschrift des etwas früher entstandenen Eik-Steines (*Saksi gerði, Guðs þakka, fyrir sálu*

*móður sinnar, Þorriði, brú þessa*) auch vorkommt, das vom Dynna-Text nicht erwähnt wird, sowie der in der skandinavischen Sprache ungewöhnlicher Ausdruck *Guðs þakka*, ‚Gott sei Dank‘ dargestellt wurde. (Wellendorf 2006: 18). Das bestätigt ebenfalls, dass den christlichen Charakter des Dynna-Steines entscheidend der Kontext des Runensteines in Schweden und des erwähnten Eik-Steines gibt.

## 5 Die Verzierung des Dynna-Steines<sup>2</sup>

Die Untersuchung des auch an Verzierungselementen reichen und besonderen Dynna-Steines scheint sich vorerst der um den Anfang der 1000-er Jahre entstandene im norwegischen Toten befindliche Alstad-Stein zum Vergleich anzubieten. Dieser Stein wurde von Ragnhild zum Andenken ihres verstorbenen Mannes gestellt. Dieser Stein wurde eine Generation früher als der Dynna-Stein aufgestellt, und seine Verzierungselemente, die Gestalten auf Pferden sowie der Jagdfalke stehen vermutlich mit den Motiven der Legende über Sigurd den Drachentöter in Verbindung (Steinsland 2011: 47), was die Vermutung nahelegt, dass die Bestellerin des Alstad-Steines, Ragnhild, in ihrer Denkweise noch das alte Weltbild und nicht das Christentum vertreten hat.

Die Verzierung auf dem Dynna-Stein kann von oben nach unten ausgelegt werden, wie auch auf den angelsächsischen verzierten Steinen. Im obersten Streifen findet man eine kaum erkennbare Ringerike-Ornamentik. Darunter ist eine eigenartige menschliche Gestalt zu sehen, vermutlich ein Kind mit einem Heiligenschein. Das Kind trägt eine kurze Tunika, um seinen Hals hängt ein viereckiger Schmuck, seine Arme öffnet er zu einem Segen. Unter dem Kind sieht man einen großen vierzackigen Stern, und darunter drei unbewaffnete Reiter. Die Pferde sind mit Doppelkontur gezeichnet, auf ihren Schenkeln wird der Ringerike-Stil mit einer *Spiralform* angedeutet. Unter diesen Verzierungen ist eine Trennlinie zu sehen, die 6 *Irish slur* (verschlungene, ineinander fließende) Elemente enthält und als Brücke gedeutet werden kann. Auf diesem Teil der Runenritzung, auf der schmalen Seite, findet man das Wort "Brücke". Das Bild und der Text hängen somit einzigartig zusammen, eine ähnliche Interaktion kann auf den Runendenkmälern kaum vorgefunden werden. (Lund 2005: 125)

Das letzte Bilddetail wurde im Vergleich zum vorigen in 90 Grad gedreht, vermutlich wegen Platzmangel. Auf diesem Detail sieht man ein Haus, welches ähnlich wie ein Gebäude der Eisenzeit, wie eine Halle der Wikingerzeit aussieht. Außer dem Haus kann ein überproportional großes, kniendes Pferd beobachtet

<sup>2</sup> Die Epiphanie-Darstellung auf dem Dynna-Stein ist unter folgender Adresse zu sehen: [https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Dynna\\_stone#/media/File:Dynnasteinen\\_tegning.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Dynna_stone#/media/File:Dynnasteinen_tegning.jpg) (Quelle: commons.wikimedia.org)

werden. Im Haus steht eine weibliche Gestalt zwei Männern gegenüber, die ihr Geschenke übergeben, unter anderem ein Trinkhorn. Zwischen den Gestalten steht ein Möbelstück mit abgerundeter Seite, darauf ein Griff. Es ist interessant, dass die Figur des dritten Königs keinen Platz mehr im Gebäude hat, und auf dem Bild darüber, unter der ersten, nach hinten schauenden Reitergestalt zu sehen ist.

Auf den Zeichnungen des Dynna-Steines wurde das Motiv der Erscheinung des Herrn früh erkannt. *Epiphania Domini* bedeutet die göttliche Offenbarung von Jesus. Christus hat sich bei seiner Geburt den Engeln und den Hirten offenbart, worüber am ausführlichsten im Evangelium von Lukas berichtet wird. Die mit dem Dreikönigsfest (skandinavisch „trettende dag“) verbundene Epiphanie ist vor allem aus dem Evangelium von Matthäus bekannt (2:1-12). In den apokryphen Varianten des Evangeliums werden drei, neun, zwölf Könige, bzw. die Weisen aus dem Morgenland dargestellt, da jedoch vermutlich im Text drei Geschenke erwähnt werden, wurden in die kanonisierte Variante drei Könige aufgenommen. Die Könige können mit dem persischen Mithras-Kult in Verbindung gebracht werden. Der Besuch der Könige war ein oft benutztes Element der Verzierungskunst des frühen Christentums, und die Könige wurden als Schutzpatronen der Pilger verehrt. Die Geschichte der Drei Könige vermittelt die Botschaft der Universalität des Christentums. Bei den Römern wurde an diesem Tag die Geburt des unbesiegbaren Sonnengottes gefeiert – Dies Natalis Solis Invicti.

Im Norden wurden die Tage zwischen der Geburt von Christus und zwischen dem Dreikönigsfest als heilige Zeit angesehen, und man dachte, dass das Wasser sich in Wein verwandeln kann, sowie dass die in diesen Nächten gesehenen Träume eine besondere Bedeutung haben. Laut der Rahmenhandlung des bereits erwähnten Werkes *Draumkvedet* auch Olav Åsteson schläft ab Weihnachten bis zum Dreikönigsfest und hält sich in dieser Zeit im Jenseits auf. Nachdem er die Gjallarbrú-Brücke überquert, trifft er Jesus, das Heer des Erzengels Michael, den Satan in Odins ähnliche Gestalt sowie die schützende Heilige Jungfrau Maria. Olav kommt vom Jenseits zurück und berichtet seinen Hörern darüber, wie die Verstorbenen vor der Heiligen Jungfrau Maria erscheinen, und wie die Sünder im Purgatorium leiden. Olav spricht jedoch nicht in der Kirche, wo die Priester predigen, sondern spricht die Menschen an der Schwelle der Kirche an. Seine Botschaft enthält somit auch eine Kritik gegen die Institutionen der Kirche. Der Ursprung des *Traumliedes*, sowie die Absicht seines Verfassers sind nicht geklärt. Es kann nicht entschieden werden, ob es sich um die Übernahme von ausländischen Motiven, oder um eine Auflehnung gegen die bestehende Ordnung und gegen die Kirche handelt.

Zum Rätsel in Verbindung mit dem Dynna-Stein gehört auch die Frage nach der Absicht des Herstellers und der Auftraggeberin: woher hat Gunnvor, die auf dem Lande lebende norwegische Frau das Motiv der Epiphanie gekannt?



Warum hat sie dieses Bild gewählt, warum hat sie dieses Motiv, und nicht das einfachere und mehr bekannte Kreuz auf den Stein ritzen lassen? Im Norden sind nämlich aus den 1000er Jahren außer dem Dynna-Stein keine anderen Epiphanie-Darstellungen bekannt. Deswegen ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass solche existierten, oder existieren. Das Runenkorporus ist nicht abgeschlossen, häufig tauchen auch in unseren Tagen neue Funde auf, welche den speziellen Charakter des Dynna-Steines als Einzelexemplar eventuell in Frage stellen. Der Dynna-Stein muss jedoch vorerst als ein einzigartiger Fund behandelt werden.

Dag Strömbäck betonte in Verbindung mit der Illustration auf dem Dynna-Stein die Einzigartigkeit der Darstellung des Kindes und des Sternes. (Strömbäck 1970: 11). Strömbäck hat festgestellt, dass die norwegischen und isländischen Homilien (Predigte) aus dem 13. Jahrhundert dieses Element nicht erwähnen. Laut der Feststellung von Strömbäck konnte der Meister des Dynna-Steines über das Epiphanie-Element aus einer viel früheren Quelle, aus dem in den 500er Jahren entstandenen Matthäus-Protoevangelium, durch die Vermittlung der mittelalterlichen *Legenda Aurea* erfahren. Die Erklärung von Strömbäck gilt jedoch nur als Vermutung, der Ursprung der Darstellung ist nicht geklärt.

Wenn man die Christus-Darstellung auf dem in Dänemark gefundenen, zwischen 960-985 entstandenen größeren Jelling-Stein mit der Darstellung auf dem Dynna-Stein vergleicht, können zwischen den beiden Gestalten einige Ähnlichkeiten bemerkt werden: beide Gestalten haben ein ovales Gesicht, sowie einen Heiligenschein über dem Kopf und beide tragen eine kurze, gestreifte Tunika. Die ausgestreckten Arme von Christus auf dem Jelling-Stein formen ein Kreuz und sind vom Lebensbaum umgeben. Diese Christus-Darstellung entspricht dem Ideal des kämpfenden Weißen Christus', der die Machtideologie der Wikingerzeit verkörpert und auch als modifizierte Odin-Darstellung aufgefasst werden kann, wobei das Kreuz mit dem heidnischen Yggdrasil identifiziert wird. Gleichzeitig weiß man, dass das Bild des siegreichen Erlösers auf den nordwestlich-germanischen bildlichen Darstellungen an mehreren Orten zu finden ist. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, dass die Missionare für die kämpferischen Wikinger den in den Offenbarungen von Johannes auftretenden kraftvollen und mächtigen Christus dargestellt haben, da diese einen schwachen und leidenden Gott nicht akzeptiert hätten. (Sanmark 2004).

Die Aufschrift auf dem Jelling-Stein bedeutet den Beginn einer neuen Schriftlichkeit. Nicht nur wegen der bereits erwähnten Kommunikationsabsicht, sondern auch wegen der Anordnung der Schrift. Auf dem Stein sind die Buchstaben nicht in der Form der gewohnten schlängelnden Schleife oder in vertikalem Streifen zu sehen, sondern in horizontalen Zeilen, wie auf einem Pergament.

Die Christus-Gestalt auf dem Dynna-Stein erteilt im Gegensatz zum auf dem Jelling-Stein dargestellten Jesus Segen, und statt des Lebensbaumes oder des Kreuzes ergänzt ein Stern die Darstellung. Es kann nur schwierig entschieden werden, ob ein Kind oder ein Erwachsener auf dem Bild zu sehen ist, da die Gestalt jedoch ganz oben platziert und somit von besonderer Bedeutung ist. Laut einer weniger wahrscheinlichen Erklärung wurde auf dem Stein ein Engel und nicht Christus dargestellt. Strömbäck argumentiert aufgrund der Erklärung von Magnus Olsen dafür, dass das von der geschickten Astrid nach deutschem oder englischem Muster verfertigte Gewebe als Grundlage des Bildes dienen konnte. Diese Theorie wird jedoch von den Funden nicht bestätigt. Die den Besuch der drei Könige darstellenden Webstoffe entstanden im Allgemeinen in einem anderen Stil und in einem späteren Zeitalter. (Steinsland 2011: 54)

## 6 Die Problematik des Dynna-Steines

Wie es aus den vorigen ersichtlich ist, zeigt der Dynna-Stein eine vielfältige Problematik. Das wichtigste Charakteristikum des Gewebes zeigt eine Art kultureller Kontinuität in der frühen Periode nach der Konvertierung zum Christentum in Norwegen, wobei auch ein Rückblick in die frühere, heidnische Welt gewährt wird. Als primärer Beweis dafür gilt, dass der Runenstein ursprünglich auf dem in der Wikingerzeit verbreiteten Familien-Hügelgrab gestellt wurde. Das gestorbene Mädchen wurde vermutlich im naheliegenden Kirchhof den kirchlichen Vorschriften entsprechend begraben. Der zu ihrem Andenken gestellte Runenstein drückt die Absicht aus, dass die Verstorbene auf einem Gehöft ruhen soll, dem Wikinger Brauch entsprechend, in der Nähe der Lebenden (Steinsland 2012:133), was für die Mutter, Gunnvör aus irgendeinem Grund sehr wichtig war. Die bildliche Darstellung des Runensteines verwendet jedoch eine christliche Symbolik, und davon auch eines deren wichtigsten, zwar damals, wie erwähnt, noch nicht verbreiteten Elemente. Es gibt darauf hinweisende Spuren, dass der Dynna-Stein irgendwie Beziehung zu den schottischen Gebieten haben konnte, da der norwegische Runenstein Ähnlichkeiten zu einigen Runensteinen von Schottland aufweist (Eikeset 2008: 84f).

Zweifellos findet man im Motiv der Aufstellung des Dynna-Steines die Vermischung der alten Bräuche und des neuen Glaubens. Über die Absicht, beziehungsweise über die bewusste Handlung können jedoch schwierig Aussagen getroffen werden. Man kann nicht wissen, was die Platzierung des Runensteines ausdrücken wollte. Den Sieg über den alten Glauben, oder die Absicht, den alten Bräuchen und dem neuen Gesetz zu entsprechen. Man kann nicht wissen, warum gerade dieses Motiv auf den Stein geritzt wurde. Wir wissen es nicht genau, ob die den Runenstein bestellende Frau oder der Meister sich warum für dieses Motiv entschieden haben. Es kann auch nicht

ausgeschlossen werden, dass die Runenschrift und die bildliche Darstellung nicht gleichzeitig auf den Stein geritzt wurden.

Die religions- und kulturhistorische Bedeutung des Dynna-Steines zeigt auch, dass der Stein nicht auf dem zur Küste nahen Gebiet aufgestellt wurde, wo das Christentum sich schneller verbreitet hat, sondern auf dem von der See ferner liegenden inneren Gebiet (norwegisch: *innlandet*) des Landes.

An dieser Stelle sollen einige Bemerkungen über die Geschichte der Missionsarbeit in Norwegen erwähnt werden. Die Missionstätigkeit begann in Norwegen am Anfang des 10. Jahrhunderts. Die Norweger haben aber die neue Lehre nicht in ihrer Heimat, sondern während der Reisen der Wikinger auf den Britischen Inseln kennengelernt. Dieses Gebiet war zu dieser Zeit bereits christlich. Während der Regierung des norwegischen Königs Haakon I. (regierte zwischen 934-961), er war der jüngste Sohn von Harald I. (Schönhaar) (regierte zwischen 863-872) kamen die ersten Missionare aus England an. Laut der kanonisierten norwegischen Geschichtsschreibung hat sich das Christentum eigentlich erst nach dem Tod (1030) von Olav Haraldsson II. (regierte zwischen 1015-1018) verbreitet, unter anderem deshalb, weil der englische Bischof und Ratgeber des Königs, Grimkjell, der zwischen 1015-1035 am Hof diente, die Kanonisierung des Königs eingeleitet hat (1031). Auf dieser Weise wurde Olav Haraldsson im Jahre 1164 vom Papst Alexander III. zum Heiligen Olav (1164) mit dem Segen des Papstes erklärt. Im Allgemeinen kann behauptet werden, dass die Missionsarbeit in den Siedlungen am Küstenstreifen früher als im Landesinneren erfolgt hat, was durch archäologische Funde nachgewiesen werden kann, in erster Linie aufgrund der Analysen der Begräbnisse in der Wikingerzeit, sowie der christlichen Begräbnisse, die parallelen Begräbnisse wurden nämlich in den Siedlungen am Küstenstreifen früher aufgehoben. Unter der Regierung von Olav Haraldsson Kyrre III. oder Olav der Stille (regierte zwischen 1067-1093) gab es anfangs nur wenige Priester, die mehrheitlich von den englischen oder deutschen Gebieten gekommen sind. Papst Gregor VII. kannte die schwierige Situation der norwegischen Kirche, und bat den König, junge, begabte Männer aus vornehmen Familien zu Unterrichtszwecken in die Heilige Stadt zu schicken, welche den norwegischen Klerus gründen könnten, nachdem sie Latein gelernt, sowie die Liturgie und die heiligen Lehren kennengelernt haben. Man weiß aber, dass nicht viele nach Rom gelangten. Die ersten Bischöfe kamen als Missionare, und wanderten hin und her zwischen den einzelnen zu bekehrenden Gebieten. Zur Verstärkung der Kirche waren jedoch an zentralen Orten befindliche Bistümer nötig. Diese entstanden unter der Regierung von Olav Haraldsson Kyrre III. in den Städten Nidaros und Bergen, und dann in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts in Oslo und Stavanger. Das norwegische Erzbistum wurde 1152 gegründet.

Das 11. Jahrhundert gilt im Aufbau der norwegischen Kirche nur als Vorbereitungsperiode. Und eine Frau auf dem Lande, Gunnvör, hat den Dynna-

Runenstein gerade in dieser Zeit zum Andenken ihrer verstorbenen Tochter errichtet. Der Dynna-Stein ist deshalb auch aus dem Gesichtspunkt der Gender-Geschichte relevant. Die trauernde Mutter hatte die Möglichkeit, ein so monumentales Denkmal für sich und ihre Tochter aufzustellen, und darauf nicht die dem Machtideal des neuen Glaubens entsprechende Christus-Darstellung ritzen zu lassen, wodurch allein schon die Individualität betont wird.

Ein überraschendes Element der Darstellung auf dem Dynna-Stein ist die aktive Rolle von Maria, die das Geschenk übernimmt. In der traditionellen Ikonographie sitzt der kleine Jesus im Schoß seiner Mutter, und übernimmt selbst die teuren Geschenke. Auf dem Dynna-Stein dominiert die Gestalt der stehenden Maria die Szene, das Kind symbolisiert ein wiegenförmiges Möbel. Die von der gewohnten Darstellungsweise abweichende Darstellung beweist die Autorität des Meisters oder der Auftraggeberin. Diesbezüglich kann behauptet werden, dass die Forscher der Wikingerzeit, sowie der Verbreitung des Christentums für die Relevanz der Frauen großes Interesse zeigen.

Die Rolle der Frauen in der Verbreitung des Christentums wird oft unterschätzt, und nur in den neueren Studien wird betont, dass die Präsenz und die Tätigkeit der Frauen beim massenhaften Konvertieren viel wichtiger als die Rolle der Missionare und der den christlichen Glauben aufnehmenden Könige waren. (Gräslund 2003: 483-496, Staecker 2003: 463-482, Skipstad 2009: 24) In der patriarchalen Gesellschaft der Wikingerzeit galten die Unabhängigkeit der Frauen und deren Bedeutung als solche Tatsachen, welche die isländischen Sagas entsprechend widerspiegeln, in denen die Frauen mit den Männern gleichberechtigt sind. Diese Gleichberechtigung war in einzelnen offiziellen Angelegenheiten zwar beschränkt, laut den überlieferten Texten kann jedoch keinesfalls über die Unterdrückung der Frauen gesprochen werden. Man könnte auch so formulieren, dass die Verschiedenheit für das soziale Verhältnis der Männer und der Frauen charakteristisch war, und nicht die Ungleichheit, bzw. die Dominanz. Im Alltag hatten die Frauen (*húsfreya*) alle Autoritäten bezüglich der inneren Angelegenheiten des Gehöftes, wobei die Männer (*húsbondi*) für die Angelegenheiten außerhalb der Schwelle des Gehöftes verantwortlich waren.

Die Unabhängigkeit und die Relevanz der Frauen war in der Wikingerzeit eine gesellschaftliche Tatsache. Die reichen Grabbefunde, zum Beispiel der Schiffbefund von Oseberg, sowie zahlreiche Runensteine bestätigen, was aufgrund der mythologischen Geschichten, sowie der Königssagen und Stammesgesagen, bzw. aufgrund der Gesetze vermutet werden konnte: trotz der Tatsache, dass sie in einer patriarchalen Gesellschaft gelebt haben, galten die Frauen nicht als Dienerinnen, sondern sie konnten hinsichtlich ihres eigenen, sowie des Schicksals ihrer Familien Entscheidungen treffen und handeln.

In Verbindung mit der Christianisierung wird in den neuesten archäologischen Grabungen nachgewiesen, dass die Frauen aufgrund der Grabbefunde und der Runenaufschriften im Alltag sicherlich viel mehr im

Interesse dessen getan haben, dass das Christentum sich verbreiten und im Norden auch erhalten konnte, obwohl in den Chroniken eher das Leben der Könige und Missionare aufgezeichnet wird. Die in den Gräbern gefundenen, auf das Christentum hinweisenden Gegenstände, die Aufstellung von Runensteinen durch die Frauen, sowie die Tatsache des Brückenbaus und die Gründung von vielen Kirchen lassen ebenfalls darauf folgern.

Die den Dynna-Stein aufstellende verwitwete Frau hat vielleicht selbständig die Entscheidung getroffen und das Epiphanie-Motiv gewählt. Vielleicht wollte sie Maria absichtlich in einer aktiven Rolle sehen lassen. Vielleicht gab es neben der von der Kirche und von der königlichen Macht verbreiteten siegesreichen Christus-Darstellung, oder eben im Gegensatz dazu, eine andere Jesus-Auffassung, die den Evangelien eher treuer geblieben ist.

Der Dynna-Stein gilt aufgrund des Textes, der Illustration und der Platzierung als ein ganz spezieller Runenbefund. Seine Relevanz wird wegen den zahlreichen unbeantworteten Fragen nicht in Frage gestellt, ganz im Gegenteil: die möglichen Antworten überlegend stellen sich immer weitere Fragen für die Forscher.

## 7 Literatur

- Alnæs, Karsten. Historien om Norge. Oslo: Gyldendal, 2000.
- Brønsted, Johannes. A vikingek. Budapest: Corvina, 1983.
- Düwel, Klaus. Runenkunde. Stuttgart: Metzler, 1982. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-04047-3>
- Eikeset, Kjell Roger. Hadeland Bygdebok, bind 1. Jaren: Hadeland folkemuseum, 2008.
- Fuglesang, Signe Horn. «“Art.”» Roesdahl, Else og David M. Wilson. From Viking to Crusader: The Scandinavian Europe 800-1200. Copenhagen and New York, 1992. 176-185.
- Gräslund, Anne-Sofie. «From Pagan to Christian - on the Conversion of Scandinavia.» Viking Millennium International Symposium, Vínland revisited: the Norse world at the turn of the first millennium. St John's, Nfld., 2000. 263-276.
- Hoftun, Oddgeir. Norrøn tro og kult ifølge arkeologiske kilder. Oslo: Solum Forlag, 2011.
- Lund, Julie. «„Thresholds and Passages: The Meanings of Bridges and Crossings in the Viking Age and Early Middle Ages”» Viking and Medieval Scandinavia 1, 2005: 109-135. <https://doi.org/10.1484/J.VMS.2.3017467>
- Nicolaysen, Nicolay. Norske Fornlevninger. Kristiania, 1862-66.
- Olsen, Magnus. Norges innskrifter med de yngre runer Bd. 1. Oslo: Norsk historisk kjeldeskrift-institutt, 1941.
- Rask, Lars. Nordisk runläsebok. Stockholm: Utbildningsförlaget Brevskolan, 1996.
- Roesdahl, Else. A Vikingek. Budapest: General Press, 2007.
- Sanmark , Alexandra. Power and Conversion - a Comparative Study of Christianization in Scandinavia. Uppsala: The University of Uppsala, 2004.
- Sawyer, Birgit. «„Women as Bridge-Builders; The Role of Women in Viking Age Scandinavia”» Wood, Ian D. og Niels Lund. People and Places in Northern Europe, 500-1600: Essay in Honour of Peter Hayes Sawyer. Suffolk: Boydell & Brewer, 1991. 211-224.

- Seip, Didrik Arup. Norsk språkhistorie til omkring 1370. Oslo: Aschehoug & Co, 1955.
- Spurkland, Terje. Norwegian Runes and Runic Inscriptions. Suffolk: Boydell Press, 2005.
- Staecker, Jörn. «The Cross Goes North: Christian Symbols and Scandinavian Women.»  
Carver, Martin. The Cross Goes North: Processes of Conversion in Northern Europe, AD 300-1300 . York: York Medieval Press, 2003. 443-462.
- Steinsland, Gro. «„Dynna-steinen på Hadeland – en unik kilde til kristningen av Norge” .»  
Askedal, John Ole. *Norrøne forvandlinger*. Red. John Ole Askedal. Oslo: Vidarforlaget, 2011. 39.
- Steinsland, Gro. *Mytene som skapte Norge - Myter og makt fra vikingtid til middelalder*. Oslo: Pax Forlag, 2012.
- Strömbäck, Dag. *The Epiphany in Runic Art: The Dynna and Sika Stones*. London: H. K. Lewis., 1970.
- Uppsala Universitet. *Scandinavian Runic-text Database*. 2014. 11 Januar 2019.  
<<http://www.nordiska.uu.se/forsk/samnord.htm>>.
- Voigt, Vilmos. *Óizlandi irodalom és kultúra*. Budapest: Budapesti Beiträge zur Germanistik, 76, ELTE, Germanistisches Institut, 2016.
- Wellendorf, Jonas. «“Over Mytologiske Floder”.» *Maal og Minne* 2006 1 2006: 20-24.
- Die Lieder-Edda in der Übersetzung von Karl Simrock: [www.skaldenmet.com](http://www.skaldenmet.com)

**Márta Müller (Budapest)**

## **Sprachinseln und Sprachinselforschung heute – „Lebendige Sprachinseln“**

Internationale Tagung in Wien, 23.-24. November 2018  
Verein der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln

Das internationale Symposium wurde vom Verein der Sprachinselfreunde (Verein der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln, [www.sprachinselverein.at](http://www.sprachinselverein.at), Leiterin: Dr. Ingeborg Geyer) mit dem Zweck veranstaltet, einen Überblick der Forschungen all jener österreichischen und ausländischen Wissenschaftler zu geben, die sich mit der deutschen Sprache in Sprachinseln bzw. Sprachminderheiten beschäftigen. Der Veranstaltung gab das 45-jährige Bestehen des Sprachinselvereins Anlass, der sich primär mit der Sprache und Kultur der kleinen Sprechergemeinschaften in den von Österreich aus im Mittelalter besiedelten Gebieten, d.h. mit den Sieben Gemeinden (entstanden um 1100, Provinz Vicenza), mit Vielgereut und Lafraun (entstanden um 1200), den Dreizehn Gemeinden (entstanden um 1280, Provinz Verona) und mit Lusern (Provinz Trient) befasste. Die Zielsetzungen des Vereins sind im Laufe der Jahrzehnte – dem von ihm untersuchten Forschungsgegenstand entsprechend – variationsreicher geworden. Seine Publikationstätigkeit umfasst 24 bisher erschienene Beiträge zur Sprachinselforschung (u.a. Publikationen auch mit ungarischem od. ungarndeutschem Bezug). Der Verein betreut wissenschaftliche Forschungen über Sprachinseln; vernetzt Wissenschaftler und Forschergemeinschaften benachbarter Universitäten miteinander und mit den Vertretern der Sprachinseln; berät bei kulturellen Aktivitäten; fördert das Schrifttum sowie die Erstellung von dialektalen Unterrichtsmaterialien der Sprachinseln; unterstützt die Errichtung von deutschen Bibliotheken und dokumentiert die Zusammenhänge der gegenständlichen und sprachlichen Kultur im österreichischen Sprachinselmuseum durch die Archivierung der Spezialliteratur zu den bairischen Sprachinseln, Tonaufnahmen, Druckschriften. Die durch den Verein ins Leben gerufene Studienbibliothek samt Tonarchiv (Gründer: Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung, Dr. Herwig Hornung) hat eine beachtliche Anzahl von wissenschaftlichen Arbeiten über diese Sprachinseln gesammelt und inventarisiert; die im Phonogrammarchiv gelagerte Tondokumentation, die in ihrer Art unikal ist, wurde 2018 durch die UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.

Das Programm wurde mit einem Rückblick auf die Entstehung des Sprachinselvvereins, inkl. Vereinsaufgaben und -tätigkeiten von Ingeborg Geyer (Wien) sowie von Max Pacher (Sappada/Italien) und Karl Hönigmann (Wien) über die Lage der Minderheiten im Spiegel ihrer Rechte eröffnet, welchem ein Vortrag von Rudolf Šramek (Brünn/Tschechien) zur Situation und zu den (nicht nur sprachlichen) Funktionen des Deutschen in Tschechien folgte. Elisabeth Knipf-Komlósi ging in ihrem Beitrag auf die Komplexität des Begriffs „Sprachinselforschung“ bzw. ihre Mehrdimensionalität ein, welche sie an bereits beantworteten und noch offen gebliebenen Forschungsfragen exemplifizierte. Den ersten Tag des Symposiums rundeten Vertreter und Mitarbeiter der deutschen Sprachinseln ab, die über ihre Tätigkeiten, Erfolge und Erträge und ihre sich für die Zukunft gesetzten weiteren Ziele berichteten.

Der zweite Tag der Konferenz widmete sich der Forschung und Pflege der Sprache der Deutschen in Oberitalien, Südosteuropa, Amerika und Neuseeland. In der ersten Sektion stellte Sebastian Franz (Augsburg) aufgrund narrativer Tiefeninterviews dar, welche Identitätskonzepte mehrsprachige Plodar\_innen (Oberitalien, Provinz Udine) in dem italienischen Umfeld entwickeln. Die sprachlichen Entwicklungen der Fersentaler Sprachinsel (Oberitalien, Provinz Trient) wurden longitudinal aus der Perspektive der letzten 45 Jahre von Anthony Rowley (München) aufgezeigt, der selber ausgewiesener Kenner dieser bairischen Sprachinsel ist. Die Vortragenden des nächsten Beitrags – Ermenegildo Bidese und Francesco Zuin (Trient) – führten die Zuhörer durch ihr Projekt Archivio Digitale Online Cimbri in die nächstgelegene Gemeinde Lusern (Oberitalien, Provinz Trient), in der historische Bild- und Tonmaterialien des Deutschen digitalisiert und kommentiert der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden und dadurch bisher unbekannte Merkmale des Zimbrischen sichtbar werden konnten. Stefan Rabanus (Verona) leitete an den Zischlauten bzw. der Pronominalflexion der Minderheitensprachen von Lusern und Giazza (Provinz Verona) ab, dass der durch den Sprachkontakt verursachte Wandel je nachdem unterschiedlich abläuft, welche Systemebenen davon betroffen sind. Die zweite Sektion eröffnete Einblicke in Sprache, Kultur und Identität der Deutschen in Südosteuropa: Márta Müller behandelte die sprachlich-kulturellen und sprachpolitischen Zusammenhänge zwischen den Sprachen und Varietäten, die im öffentlichen Raum im Ofner Bergland (Ungarn) sichtbar sind, mit der sich erstärkenden Vitalität der Deutschen vor Ort; und Mihael Petrovič (Gottschee, Slowenien) erklärte die historische Entwicklung der Gottscheer Region (Südslowenien) samt sprachpolitischen und kulturellen Einflüssen des slowenischen Umfeldes. Die nachfolgenden Referate führten die Teilnehmer in fernere Länder: Philipp Stöckle (Wien) unternahm eine strukturelle Beschreibung des Ostmittel-Schlesischen und Nordbairischen der Deutschen in São Bento do Sul (Bundesstaat Santa Catarina, Südbrasilien) mitsamt ihrer Kontaktphänomene mit dem Portugiesischen, um die deutschen Varietäten



hinsichtlich ihrer Stellung zu positionieren; Nicole Eller-Wildfeuer (Regensburg) fasste die historische, gesellschaftliche und sprachliche Entwicklung der nach Neuseeland und in die USA ausgewanderten Deutschen mit besonderem Hinblick auf den gegenwärtigen Heritage-Status und die Sprechertypologie des Deutschen in Übersee zusammen.

Das Symposium schloss mit einem Vortrag von Alfred Wildfeuer (Augsburg), in dem Fragen thematisiert wurden, die den Horizont der Sprachinselforschung breiter zeichnen lassen, wie die gesellschaftliche und institutionelle Präsenz und Förderung der Mehrsprachigkeit oder die denkbare Standardisierung von Siedlungsvarietäten. Der Begriff der Standardisierungsdiskussion leitete zum letzten Referat über, in dem Wilfried Schabus (Wien) über den – über Südosteuropa, Russland geführten – langen Wanderweg der heute in Kanada und den USA lebenden Hutterer berichtete und aufgrund Schrift- und Hörproben den Kodifizierungsprozess des hutterischen Alltagsdialektes vorstellte.

Von der ertragreichen Tagung soll ein Band erscheinen, der alle Beiträge des Symposiums enthalten wird.

Der Erfolg der Tagung aus dem Anlass des 45-jährigen Bestehens des Sprachinselvereins lag in der Verknüpfung der Vergangenheit mit der Gegenwart auf einer Plattform, auf der die rezente Situation der nahe und fern liegenden deutschen Sprachinseln in Europa und Übersee in ihren soziolinguistischen Bezügen ins Detail gehend vorgestellt und besprochen werden konnten. Möge der Verein auch seinen 50. Jahrestag feiern.

Unterstützt wurde die Tagung durch das österreichische Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung.